

CURZIO MALAPARTE

DIE WOLGA ENTSpringt IN EUROPA



Deutsch von Hellmut Ludwig

Stahlberg Verlag GmbH, Karlsruhe 1967

Titel der italienischen Originalausgabe (1. Auflage 1943):

Il Volga nasce in Europa. Vallecchi Editore, Florenz



Nur wenige Werke der Weltliteratur haben nach dem zweiten Weltkrieg solches Aufsehen erregt wie Malapartes »Die Haut« und »Kaputt«. Wegen seiner politischen und literarischen Abenteuer wurde Malaparte zwischen den beiden Weltkriegen von den faschistischen Machthabern aufs heftigste kritisiert und angegriffen. Wiederholt mußte er ins Gefängnis. Auch im zweiten Weltkrieg, den er zum Teil als Frontberichterstatler der Mailänder Zeitung »Corriere della Sera« mitmachte, wurde er erneut gemäßregelt.

Curzio Malaparte (1898—1957) zählt zu den meistdiskutierten Schriftstellern der zeitgenössischen italienischen Literatur. Er verfügte über brillante stilistische Fä-

higkeiten, die sich in einem Werk niederschlugen, das ein Gemälde der sittlich erkrankten Gesellschaft des alten Europas ist.

Bisher erschienen in deutscher Sprache im Stahlberg Verlag: Die Haut / Kaputt / Blut / Der Zerfall / Verdammte Toskaner / Verflixte Italiener / In Rußland und in China.

»Die Wolga entspringt in Europa« enthält die ungekürzten Augenzeugenberichte Malapartes von der Ukrainefront und der Belagerung Leningrads. Über das rein kriegerische Erlebnis hinaus tritt die gesellschaftlich-soziologische Betrachtung in den Vordergrund: die Konfrontation zweier technisierter Arbeiterheere. Tag für Tag schrieb er seine Berichte unmittelbar nach Marsch, Kampf und Beobachtung nieder, für ein Publikum, das begierig war, Nachrichten von der Front zu bekommen. Zum erstenmal liegt der vollständige Text vor; Teile, die von der faschistischen Zensur gestrichen waren, wurden in die Buchausgabe wieder aufgenommen. Dies Buch ist ein Dokument jener Zeit, und es wird auf jeden, ob er als Soldat im Kriege war oder nicht, den tiefsten Eindruck machen.

Inhalt

Erstes Buch: Krieg und Streik

- 1 Raben über Galatz
- 2 Der rote Krieg
- 3 Arbeiter-Soldaten
- 4 Über den Pruth
- 5 Technik und Arbeiter-Moral
- 6 Seht sie euch gut an, diese Toten
- 7 Rote Farm
- 8 Stählerne Pferde
- 9 Dort ist der Dnjestr
- 10 Korngrab Ukraine
- 11 Gespenster
- 12 Die Flußpferde im Dnjestr
- 13 Sowjetschlachtfeld
- 14 Flucht der Toten
- 15 Schwarzes Biwak
- 16 Gott kehrt heim

17 Staub und Regen

Zweites Buch: Die Arbeiterfestung

Die Belagerung von Leningrad

- 18 Dort unten brennt Leningrad
- 19 Die Stimme des Waldes
- 20 Kinder in Uniform
- 21 Verbotene Stadt
- 22 Die Arbeiter-Akropolis
- 23 Die rote Fahne der »Aurora«
- 24 Schiffe im Gefängnis
- 25 Arbeiterblut
- 26 So wandern die Toten durch die öden Häuser
- 27 Engel, Menschen und Tiere in den Wäldern am Ladoga
- 28 Zum »toten Mann« im endlosen Wald
- 29 Eismasken
- 30 Wie ein Fabrikhof nach fehlgeschlagenem Streik
- 31 Arrivederci, Leningrad

Nachwort

Weshalb die Wolga ein europäischer Fluß ist

ERSTES BUCH

KRIEG UND STREIK

1 Raben über Galatz

Galatz, 18. Juni 1941

Galatz liegt wie eine Wasserrose auf den Lagunen zwischen Pruth und Donau. Es atmet den Dunst von Schlamm, von Fisch und fauligem Schilf. An diesen feuchten Juniabenden durchtränkt der zehrende Geruch des Schlicks das Laub der Bäume, das Haar der Frauen, die Mähnen der Pferde, die langen Samtkittel der Skopzen, der Eunuchenkutscher der berühmten russischen Sekte, die in Galatz ihre letzte Zuflucht, ihren letzten Tempel hat. Von Braila bis Galatz, bis Sulina,

bis zu den Bergen der Dobrudscha ist das große Donaudelta eine einzige glitzernde Wasserfläche. Die Überschwemmungen des Frühjahrs haben die Landschaft in einen unermeßlichen Sumpf verwandelt. Hier dehnt sich die platte Ebene der Walachei wie eine vom Wind bewegte große Zeltbahn, da und dort steigt sie an zu müden Wellen gelblichen Erdreichs, außerhalb der grenzenlosen Sumpfebene, bis sie in weichen Falten ausläuft und eine gekurvte Böschung bildet, um eine flache Mulde, in der der See des Bratesch in einem ewigen, durchsichtigen Nebeldunst von lichtem Blau hingebreitet liegt.

Galatz erhebt sich am Rand dieser Mulde, am Scheitelpunkt des Dreiecks zwischen Donau und Pruth, die etwas unterhalb der Stadt ineinanderfließen. Die Berge der Dobrudscha, fern am Horizont, dienen als Stütze, als Haltepunkt für diese fließende Landschaft, für ihre niedrigen Häuser, ihre Sümpfe, ihre leichten Nebelschleier, sie gleichen, von ferne, dem Monte Tifata oberhalb Capuas, sie haben dasselbe bläuliche Schmachten, dieselben grünen Zwischentöne, dieselbe romantische, zarte Unberührtheit. Dann und wann verschwinden sie, verschwimmen am Horizont, und hinterlassen nur ein tristes, unklares Erinnern, etwas Weibliches in der enttäuschten Luft.

Zwischen Sowjetrußland und meinem Hotelzimmer befindet sich nichts weiter als die Strömung des Pruth; ein träger, gelber Fluß, der sich hier, nahe der Mündung, zu einer Art See erweitert, zu einem endlosen trüben Sumpfweiher, dem Bratesch, der da und dort von grünen Büscheln unterbrochen wird, Schilf und Binsen, die auf den Schlickbänken emporragen. Der Pruth wirkt in diesen Tagen seltsam verlassen; kein Schlepper, kein Floß, nicht einmal ein Kahn durchzieht die Strömung. Lediglich ein paar Fischerbarken am rumänischen Ufer wiegen sich auf den trägen, schlammigen Fluten. Aber wehe, wenn sie sich vom Ufer entfernen, wehe, wenn sie sich in die Strommitte vorwagen: die Russen schießen. Die russischen Wachtposten feuern des Nachts beim geringsten Laut, beim ersten Geräusch; sie in Alarm zu versetzen genügt das leichte Plumpsen, das das Wasser des Pruth, dann und wann ans Ufer planschend, vernehmen läßt. Mit bloßem Auge erkennt man aus dem Fenster meines Zimmers die Häuser am russischen Ufer, die Holzstapelplätze, den Qualm eines im Flußhafen ankernden Schleppers. Auf der Straße, die den Fluß entlangführt, lassen sich mit dem Fernglas Gruppen von Menschen unterscheiden, wohl Soldaten, Lastwagenkolonnen, Kavallerietrupps. Nachts zeigt sich das sowjetische Ufer schwarz und blind. Es ist, als beginne die Nacht dort drüben, auf dem anderen Ufer, als erhebe sie sich hart und glatt wie eine schwarze Mauer jenseits des lichterglitzernden rumänischen Ufers. Im Morgengrauen ist das sowjetische Ufer wie ein schlafendes Augenlid, das sich langsam öffnet und seinen bleichen, leblosen, ungewöhnlich traurigen und beunruhigenden Blick über den Fluß hinüber gleiten läßt.

In den Alleen der städtischen Anlagen von Galatz spielen Scharen von Kindern, jagen einander, Menschengruppen beobachten von der Brüstung des Belvedere aus, steil über einem nackten rötlichen Streifen des sumpfigen, vom Damm der Eisenbahn durchschnittenen Geländes das russische Ufer, mit der Hand die Augen abschirmend; dort, gegenüber, jenseits des Pruth, hängt eine blauseidene Rauchscharpe über den Häusern von Reni, verlöscht träge in der staubigen Luft. Noch zwei Tage vielleicht, noch einen Tag, nur noch wenige Stunden. Ich ertappe mich dabei, wie ich auf die Uhr am Rathaus schaue, während ich im Wagen zu der Brücke von Reni hinabfahre.

Ein kräftiger Geruch, ein heftiger fettiger Geruch strömt mir vom Bratesch her entgegen. Der Gestank von im Schlamm begrabenem Aas. Dicke grüne und blaue Fliegen mit goldgeäderten Flügeln summen unaufhörlich umher. Eine rumänische Pioniereinheit ist dabei, eine Mine zu verlegen, für die Sprengung der Brücke, die das Ufer bei Galatz mit dem sowjetischen Ufer bei Reni verbindet. Die Soldaten unterhalten sich laut und lachen. Das trübe Wasser des Bratesch beleuchtet mit gelben Reflexen eine Landschaft in Agonie, träge und flüchtig, eine zerfallende Landschaft. Den drohenden Krieg spürt man wie ein in der Luft hängendes Gewitter, wie etwas, das vom menschlichen Willen unabhängig ist, fast wie ein Geschehen in der Natur. Europa ist hier schon außerhalb jeglicher Vernunft, jeglicher moralischer Architektur; nur noch ein Vorwand; ein Erdteil verwesenden Fleisches. Am anderen Ende der Brücke, am Eingangstor zur Sowjetunion, zeigt sich ein ungefügter Triumphbogen, den der rituelle Kopfschmuck von Hammer und Sichel krönt. Ich brauche lediglich die Brücke zu überschreiten, brauche nur ein paar hundert Schritte weit zu gehen, um unser Europa zu verlassen, um die Grenze zum anderen Europa zu überschreiten. Vom einen Europa zum andern ist nur ein kurzer Weg. Aber ich möchte sagen: auf Beinen ist es nicht zu erreichen.

Wirklich, in dieser Landschaft atmet man etwas Unsicheres, Vorläufiges. Schon der Anblick der Stadt, die das Erdbeben vom vergangenen November mit Schutt und Trümmern übersät hat, vermittelt dem Auge Bilder einer vergänglichen Welt, einer wankenden Kultur. Viele Häuser sind Ruinen, fast alle tragen tiefe Wunden zur Schau: den einen fehlt das Dach, anderen eine Wand, diesen die Fassade; jene haben eingestürzte Balkons, andere weisen breite Sprünge auf, durch die hindurch man die bürgerliche Einrichtung erblickt, türkische Teppiche auf den Fußböden, Wiener Betten und die gräßlichen Öldrucke, mit denen die Wände jedes orientalischen Hauses tapeziert sind. Es gibt eine ganze Straße, nahe der Brasjoveni, in der alle Häuserfronten eingestürzt sind; man sieht die Menschen, die sich hinter Vorhängen und Pappschirmen bewegen wie auf den Brettern einer Bühne, vor einem lärmenden, gleichgültigen Parkett. Wie eine Piscator-Inszenierung. Die Balken, die die Fronten und Seitenmauern der Häuser stützen, bilden längs der Gehsteige eine Art ununterbrochener abgeschrägter Laubengän-

ge, unter denen Menschen aller Rassen und aller Sprachen sich drängen, lärmern, vorwärtsquetschen, zu flüchtigen Zusammenballungen gerinnen, plötzliche Tumultszenen aufführen. Die Trümmer sperren an vielen Stellen, vor allem im Viertel um die Colonel-Boyle-Straße, die Gassen, die zum Hafen hinabführen. Zwischen diesen Trümmern, unter diesen schrägen Laubengängen der Stützbalken, unter diesen schwankenden, von tiefen Wunden zerschnittenen Mauern, vor der Schaubühne dieser Häuser ohne Fassade wimmelt die Menschenmenge aus Griechen, Armeniern, Zigeunern, Türken, Juden, in einer wirbelnden Wolke gelben Staubes, im Lärmen der heiseren Stimmen, des Geschreis, des Gelächters, gellender Rufe, krächzender Grammophonstimmen, im Dunstgemisch von Pferdeurin und Rosenöl, das der Geruch der Levante, der Geruch des Schwarzen Meeres ist. Längs der Gehsteige jeder Straße öffnen sich zu Hunderten und aber Hunderten die Cafes, die Parfümerien, die Barbierläden, die Schuhgeschäfte, die Schaufenster der »Croitori«, die Konditoreien, die Praxisräume der Zahnärzte. Die griechischen Barbieri mit kräftigen schwarzen Augenbrauen, mit olivgrünen, von riesigen schwarzen, brillantineglänzenden Schnurrbärten, quergeteilten Gesichtern, die »Coafori« für Frauen mit ihrem dichten, mit heißem Eisen gelockten, zu barocken Bauwerken aufgetürmtem Pechhaar, die türkischen Zuckerbäcker mit von Honig und Butter triefenden Händen, mit den bis an die Ellbogen von geriebenen Mandeln und Pistazienpulver bedeckten Armen, Parfümhändler, Schuhmacher, Photographen, Schneider, Tabakhändler, Zahnärzte, begrüßen einen mit singender Stimme, mit feierlichen Gesten, mit tiefen Verbeugungen. Alle fordern dich auf einzutreten, Platz zu nehmen, Kamm und Rasiermesser zu erproben, Anzüge, Schuhe, Hüte zu probieren, Bruchbänder, Brillen, Gebisse zu prüfen, dich zu parfümieren, zu ondulieren, zu enthaaren, zu färben, und währenddessen schäumt der türkische Kaffee in den kleinen konischen Gefäßen aus leuchtendem Kupfer, und die Zeitungsausrufer brüllen die Schlagzeilen der »Actiunea« oder deklamieren gellend die neuesten Kommuniqués über die »situatia pe fronturile de lupta«, und endlose Züge dichtbehaarter, geschminkter, gelockter Frauen ziehen auf den Gehsteigen auf und nieder, an den Tischen der Cafés vorüber, an denen breitbeinig fette Levantiner sich rekeln, wie auf den Zeichnungen Pascins, und Pascin war aus Braila.

Es ist noch zu früh, um zum Mittagessen zu Sure zu gehen. So verlasse ich die griechische »Cofeteria« von Manzanivato und gehe zum Hafen hinab, durch die lange Domneasca, den Corso von Galatz. In der Brasjoveni zerschneidet das scharfe Quietschen der Straßenbahnen die Scheiben der Schaufenster; die Wagen der Skopzen mit ihrem Gespann blinkender, kurzatmiger Pferde rattern im Galopp vorüber, dichte Staubwolken aufwirbelnd: der Skopze hockt auf dem Bock, in seine lange Soutane gehüllt, das weiche Eunuchengesicht auffallend mager, von einer schlaffen, hängenden Magerkeit möchte ich sagen. Von einem Gehsteig zum andern jagen sich Banden von Hunden und Kindern, und über meinem Kopf verfolgen einander die Inschriften und Aufschriften in jiddisch, ar-

menisch, türkisch, griechisch, rumänisch. Bis ich endlich in die Hafenstraße einbiege.

Die Donau führt Hochwasser vom Regen, schwere Flöße schaukeln vertraut an den Hafenkais. Die Straße, die am Hafen entlangführt, ist eine Art endloser »Palazzata« niedriger, vom Erdbeben halbzerstörter, balkongestützter Häuser. Es sind Hütten, von denen die reichsten aus Backsteinen, die anderen aus mit Kalk verbackenem Lehm, die windigsten aus übertünchtem Strohbrei bestehen. Im Erdgeschoß klaffen finstere Lagerräume, die Fässer mit Pech, Teer, Pfeffer, Kupfersulfat, Trockenfisch, Korinthen, Gewürzen aller Art beherbergen; Herren und Inhaber dieses umfangreichen Handels mit Kolonialwaren sind die Griechen. Hager und schwarz, oder aber dick und bleich stehen sie unter der Tür ihrer Magazine, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Zigarette von der Unterlippe herabhängend, buschige schwarze Augenbrauen beschatten das düstere Auge, und die lange, knochige Adlernase mit den bebenden roten Nasenflügeln steht lebhaft und empfindsam in den sepiabraunen Gesichtern. Die übliche aufgeregte Unruhe beherrscht das ganze Badalan, das Hafenviertel. Der Kai längs des Flusses wimmelt von Soldaten. Eine Kompanie Landsturm löscht einige Schleppkähne, die Rinder, Heubündel, Säcke mit Hülsenfrüchten und gestapeltes Holz geladen haben. Es sind alte, weißhaarige Soldaten. Schleichend gehen sie hin und her, zwischen den Kähnen und der Mole, auf und nieder über die Landestege, wie gelbe Insekten. Auf dem Deck eines Kahns sitzen mehrere Frauen mit grünen, gelben, roten Seidenschirmen schwätzend beieinander und knabbern Süßigkeiten. Es sind die Frauen der Kapitäne, der Steuermänner, der Bootsbesitzer. Ein lebendiges, friedliches Bild: gelbe Soldaten unter der Last ihrer Kisten und Säcke gebeugt, Frauen auf Deck, lebhaftere Farben und weiche Gesten im Winde des von leuchtenden Insektenlarven besäten Flusses.

Am Ufer, neben der Umzäunung des Rinderkrals, bereiten einige Soldaten das Essen zu; junge Soldaten, sie lachen, sie putzen Zwiebeln und Knoblauch, sie füllen Bohnen in die Kessel, sie schälen Kartoffeln, fetten Tiegel und Pfannen mit Schmalz ein, schneiden das Fleisch zum Braten in lange Streifen. Die Bohnensuppe brotzelt in den Kesseln. Ein Hauptmann steht dabei und überwacht das Küchenpersonal, und von Zeit zu Zeit sieht er sich um, sein Blick gleitet unbeteiligt über den Hafen, über die auf dem Deck der Kähne sitzenden Frauen, die Kinder, über das russische Ufer, dort drüben, auf der anderen Seite des Bratesch-Sees. Weiter abseits erhebt sich das Stahlwerk Titan-Nadrag-Calan, man erkennt die Wachtposten mit aufgepflanztem Bajonett.

Eine riesige schwarze Rauchwolke stößt aus den kurzen Schornsteinen des Stahlwerks, umhüllt Hafen, Häuser, Menschen, Rinder, Schleppkähne. Zuweilen scheint es, als ob der Hafen brenne, als ob das ganze Viertel des Badalan in Flammen stehe. Man sieht Soldaten hinter freigekommenen, flüchtenden Ochsen

herlaufen, hinter scheuenden Pferden. Ein Güterzug rangiert, pausenlos pfeifend, neben dem Bahnhof, der gleichfalls vom Erdbeben zerstört wurde. Alles hier im Badalan-Viertel ist in Türkischblau bemalt: Fenster, Fensterläden, Türen, Geländer, Gitter, Ladenschilder, selbst die Häuserfronten. Etwas wie eine mahnende Erinnerung ans Meer liegt über dem Ufer dieses blassen, geradezu weißen Stromes. Nähe den Silos, jenseits der Gießerei, steht eine Gruppe von Arbeitern und Soldaten mit emporgerecktem Gesicht vor einem Plakat, das ein Ankleber eben erst an die Mauer gepappt hat. Es ist das Plakat, auf dem die Regierung bekanntgibt, daß Horia Sima und die anderen Führer der Legionäre zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurden. Die Leute stehen dort, vor dem Plakat, gerade als betrachteten sie ein Bild. Mir kommen Zweifel, ob sie überhaupt lesen können. Ihr Blick ist wie erloschen, das Gesicht träge: nein, sie konnten nicht lesen. Dann beginnt ein Soldat zu lachen, die anderen miteinander zu sprechen. Sie sprechen über die Preise von beschlagnahmtem Vieh, sie sprechen über den dicht bevorstehenden Krieg. Während ich umkehre, steigt eine dunkle Wolke über dem Bratesch empor. Es ist ein riesenhafter schwarzer Flügel, der den Himmel über dem Fluß, über dem Hafen, über der Stadt verdunkelt: eine Wolke von Raben. Die Totenvögel krächzen unheimlich über den Dächern der Häuser. Ich gehe die Brasjoveni-Straße hinauf. Unvermittelt plumpst steil vom Himmel herab etwas auf den Gehsteig, mitten zwischen die Menschen. Niemand bleibt stehen, niemand wendet sich um. Ich gehe näher, bücke mich und schaue. Es ist ein Stück verwesenen Fleisches, das einer der Raben aus dem Schnabel fallen ließ.

2 Der rote Krieg

Jassy, 22. Juni 1941

Der Krieg gegen Sowjetrußland hat heute in der Morgendämmerung begonnen. Seit zwei Monaten hatte ich keinen Kanonendonner mehr gehört; zuletzt im April, unter den Mauern Belgrads. Vor den endlosen Korn- und Getreideflächen, vor den riesigen Sonnenblumenwäldern erlebe ich nun abermals den Krieg in der Präzision seiner metallenen Ordnung, im stählernen Leuchten seiner Maschinen, im ununterbrochenen, gleichmäßigen Dröhnen seiner tausend Motoren (Honegger, Hindemith). Der Geruch von Benzin überwältigt wiederum den Geruch von Mensch und Pferd. Als ich gestern in nordwestlicher Richtung den Pruth entlangfuhr, längs der sowjetischen Grenze von Galatz nach Jassy, begegnete ich an den Straßenkreuzungen wieder den unerschütterlich ruhigen, ernsten Feldgendarmen, mit ihrem Blechschild vor der Brust, die weiß-rote Befehlsscheibe in der Hand. »Halt!« Zwei Stunden lang stand ich an einer Straßenkreuzung, um eine deutsche Wagenkolonne vorbeifahren zu lassen. Es war eine motorisierte Division, der eine Abteilung schwere Panzer vorausfuhr. Sie kamen aus Griechenland. Sie waren durch Attika, Bötien, Thessalien, Mazedonien, durch Bulgarien und

Rumänien gerollt. Von der dorischen Säulenhalle des Parthenon zur stählernen Säulenhalle des Piatiletka. Die Soldaten hockten auf den quergelegten Sitzbrettern der offenen Lastwagen, ganz mit einer weißen Staubschicht bedeckt. Auf den Kühler jedes Fahrzeugs war mit weißem Lack ein griechischer Tempel gemalt, ein kindliches Säulengebilde mit Gebälk, in Weiß auf dem schmutzig-grauen Metall der Motorhaube. Unter der Staubmaske ahnte man von der Sonne geschwärzte, vom griechischen Wind verbrannte Gesichter. Die Soldaten hockten auf den Bänken in seltsamer Reglosigkeit, sie wirkten wie Statuen. Wie aus Marmor, so weiß von Staub waren sie.

Einer von ihnen hielt auf geballter Hand eine Eule, eine lebendige Eule. Es war zweifellos eine Eule von der Akropolis, eine jener Eulen, die des Nachts zwischen den Marmortrommeln und -quadern des Parthenon krächzen, einer der heiligen Vogel der eulenäugigen Pallas Athene, der glaukopis Athene. Sie schlug mit den Flügeln, um sich vom Staub zu befreien; und durch die undeutlich weiße Staubwolke schimmerten wunderschön ihre klaren Augen. Und in diesen Augen lag ein geheimnisvoller und uralter Blick, voll jener uralten und geheimnisvollen Empfindung des Unerbittlichen. Graue Stahlmaschinen dröhnen hinter den Weidenhecken, längs der Ufer des Pruth. Aus den Auspuffrohren der Panzer lecken Zungen blauen Rauchs; in der herben Luft vermischt sich blauschwarzer Dunst mit dem feuchten Grün des Grases und dem goldenen Widerglanz der Kornfelder. Unter den pfeifenden Bogen der Stukas erscheinen die kriechenden Panzerkolonnen wie dünne Bleistiftstriche auf der endlosen grünen Wandtafel der Moldau-Ebene.

Am rechten Ufer des Pruth, 23. Juni

Die Nacht verbrachte ich in einem Dorf auf dem rechten Pruth-Ufer. Durch das wütende Knattern des Regens und den Lärm der entfesselten Elemente hörte man, vom Horizont her, von Zeit zu Zeit Kanonendonner. Dann wälzte sich dichtes, düsteres Schweigen über die Ebene. In der von Blitzen durchbrochenen Dunkelheit rollen auf der Straße, die das Dorf durchzieht, lange Fahrkolonnen, Infanteriebataillone, mächtige Raupenschlepper mit Geschützen. Das Rattern der Motoren, das Hufegeklapper der Pferde, die heiseren Stimmen erfüllten die Nacht mit jener spannungsvollen Unruhe, in der die tastende Bereitschaft nahe der Hauptkampflinie besteht.

Die zögernde Morgendämmerung weckte die ferne Stimme der Kanonen zu neuem Leben. In dem schmierigen, stumpfen Nebel, der an den Ästen der Bäume hängt wie wassergetränkte Wollstränge, geht langsam die Sonne auf, gelb und schwammig wie Eidotter.

»Inainte, inainte, bajetzi! Sa mergem, sa mergem!« Die Soldaten, auf den Karren stehend, lassen die Peitschen knallen, schlagen auf die dampfenden

Pferdeleiber ein. »Inainte, inainte, bajetzi!« Vorwärts, Kinder, vorwärts! Die Räder kreischen, sinken bis an die Achsen in den Schlamm. Über alle Straßen längs des Pruth kriechen die endlosen Kolonnen der rumänischen Militärkarren, bespannt mit zwei schwächtigen langhaarigen Pferdchen; sie gleichen den »carutze«, den Leiterwagen der rumänischen Bauern. »Sa mergem! Sa mergem!« Deutsche Lastwagenkolonnen rattern dröhnend an diesen trägen Strömen von Pferdekarren entlang, die Fahrer beugen sich schimpfend aus den Kabinen: »Weg! Weg!« Karren holpern in die Straßengraben, Pferde stapfen platschend in den tiefen Schlamm, die rumänischen Soldaten brüllen, fluchen, lachen, knallen mit den Peitschen, peitschen den schweißbedeckten Rücken der mageren, zottigen Pferdchen. Der Himmel ist in Streifen gesägt von metallenen Flügeln, das pausenlose Vorbeirasen der deutschen Flugzeuge gräbt Furchen in den Himmel wie der Diamant ins Glas. Das Brummen der Motoren sinkt auf die Ebene herab wie rauschender Regen.

Bei Hussi, 25. Juni 1941

Bisher ist in diesen ersten Tagen des Kampfes die Rote Armee noch nicht in Erscheinung getreten. Die Massen ihrer Panzer, die motorisierten Einheiten, die Sturm-Divisionen, die technischen Spezialisten-Abteilungen (die auch im Heer, wie in der Industrie, als »Stachanowzi« und »Udarniki« bezeichnet werden) haben noch nicht in den Kampf eingegriffen. Was uns gegenübersteht, sind Deckungseinheiten; zahlenmäßig sind sie schwach, doch machen sie diesen Mangel durch schnelle Beweglichkeit und Ausdauer wett. Denn die Sowjetsoldaten schlagen sich. Der Rückzug der roten Truppen aus Bessarabien hat nicht im entferntesten den Charakter einer Flucht. Es ist ein schrittweises Zurückgehen der Nachhut-Abteilungen: Maschinengewehr-Einheiten, Kavallerieschwadronen, spezialisierte Pioniertuppen. Es ist ein methodischer Rückzug nach wohlvorbereitetem Plan. Nur an ein paar Stellen, wo die Spuren des Kampfes deutlich sichtbar sind - verbrannte Dörfer, Pferdekadaver in den Straßengraben, ausgebrannte Fahrzeuge, ein paar Tote hier und dort, doch wenige, eigentümlich wenige, wie wenn die Sowjettruppen Befehl hätten, ihre Gefallenen mit zurückzutransportieren -, nur an einigen Stellen beobachtet man Anzeichen eines nichtgeplanten Abzugs, bemerkt man Einzelheiten, die auf Überraschung hinweisen. Wenn auch deutlich ist, daß die Russen vom Kriege nicht überrascht wurden, wenigstens militärisch nicht. Doch darf man nicht vorschnell urteilen; die Physiognomie dieser wenigen Kampftage erlaubt noch keine gültigen Schlüsse. Die Kämpfe, die bisher von den deutschen und rumänischen Truppen zu bestehen waren, sind Nachhutgefechte. Das Gros des russischen Heeres an der Ukraine-Front wird wahrscheinlich erst an der Widerstandslinie längs des Dnjepr eingesetzt werden. Es wird versuchen, den deutschen Vormarsch zu verlangsamen, und sich ans Dnjestr-Ufer stützen, aber der wahre und eigentliche Kampf wird erst an der Dnjepr-Linie beginnen.

Bei Stefanesti, 27. Juni 1941

Heute begegnete ich einem Trupp sowjetischer Gefangener. Sie kletterten von einem Lastwagen, vor dem Gefechtsstand eines deutschen Stabes. Es waren kräftige, großgewachsene junge Leute, mit glattrasiertem Kopf, mit Lederkaskas bekleidet. Sie sahen mehr wie Mechaniker aus als wie Soldaten. Ich näherte mich dem jüngsten von ihnen und stellte ihm ein paar Fragen, in russisch. Er blickte mich an ohne zu antworten. Ich wiederholte die Frage, er sah mich an, mit kaltem und düsterem Blick. Schließlich sagte er mit leichter Gereiztheit in der Stimme: »Nje magu«, ich kann nicht. Ich bot ihm eine Zigarette an, er nahm sie gleichgültig. Nach zwei oder drei Zügen warf er die Zigarette zu Boden, und wie zur Entschuldigung für seine unhöfliche Geste, wie um sich zu rechtfertigen, wandte er mir ein so seltsames Lächeln zu, so voll Demütigung, daß es mir lieber gewesen wäre, er hätte mich mit Haß angestarrt.

3 Arbeiter-Soldaten

Am linken Ufer des Pruth, 29. Juni

In diesem unendlichen grünen Raum ringsum hat man den Eindruck, nichts mehr zu atmen, was nach Menschen riecht. Nur Leichengestank, hier und dort, in der Nähe von Dörfern, von Löchern und von Gräben, wo sowjetische Soldaten bis zum letzten Widerstand leisteten; und es ist fast wie ein lebender Geruch, wie der Geruch von etwas Lebendigem. Die ganze Nacht hindurch hat der finstere, drückende, raue Himmel, ein Himmel von Gußeisen, auf der Ebene gelastet wie der Eisenhammer eines Hüttenwerks. Beim Morgengrauen ist am Rande des Sumpfes, mitten im Wald, das deutsche Lager zum Leben erwacht, mit den Geräuschen und dem Lärmen einer Fabrik. Es ist nicht eigentlich das, was man ein Lager nennt: es ist ein Biwak von Maschinen, die im Viereck in einer Waldlichtung aufgestellt sind, in der Nähe der Straße; einige zwanzig Lastkraftwagen und vier schwere Panzer. Unmittelbar nach dem Wecken machten sich die deutschen Soldaten an ihren Motoren zu schaffen, mit Zangen, Winden, Schraubenziehern, Schlüsseln, Hämmern. Das Niesen der Vergaser übertönt das Wiehern der Pferde einer Schwadron rumänischer Lanzenreiter, die in der Nähe des deutschen Biwaks die Nacht verbrachte. Durch das Wiehern hindurch dringt fröhlicher Stimmenlärm: es sind die deutschen Soldaten, die sich waschen, einander mit Wasser bespritzen und längs des Ufers spielend sich jagen. Weiter drüben sind die Pferde der Rumänen bei der Tränke und schleudern mit ihren ungeduldigen Hufen den Schlamm umher. Im rumänischen Lagerplatz haben die Soldaten Feuer angezündet und kochen den Kaffee. Ein deutscher Unteroffizier, mit einem Tarnnetz, das ihm bis an die Knie hinabfällt, wandelt gesenkten Kopfes durchs Gras, der Straße zu, vielleicht sucht er etwas. Auch die Panzer und die Lastwagen sind unter gro-

Ben Netzen getarnt. Äste und Zweige sind über die Stapel der Kisten und Benzinfässer dicht neben dem Lagerplatz gebreitet. In ihrer schwarzen Kleidung, die weite Baskenmütze schief über dem Ohr - an der Mütze eine Stahlplatte mit Totenkopf - so bewegen sich die deutschen Panzerschützen um ihre Fahrzeuge her, bücken sich, um die Ketten zu prüfen, klopfen mit schweren Hämmern gegen die Räder, genau wie Eisenbahner, um die Bremsen zu untersuchen. Andere steigen auf die Fahrzeuge, heben den Deckel der Turmluke, verschwinden und tauchen wieder auf aus dem Bauch ihrer Panzerwagen. Eine fahrbare Schmiede ist unter einem großen Baum montiert worden. Ein Soldat dreht die Kurbel des Blasebalgs. Ein anderer schlägt mit dem Hammer auf den Amboß. Die einen zerlegen einen Motor, andere prüfen mit dem Manometer den Reifendruck ihrer Fahrzeuge. Ein Geruch nach verbranntem Öl, nach Kohlensäure, nach Benzin, nach glühendem Eisen schafft mitten im Gehölz die unverwechselbare Atmosphäre eines Fabrikhofs. Das ist der Geruch des modernen Krieges, genau dieses ist der Geruch des motorisierten Krieges. Man muß sich hundert Schritt weit entfernen, um den kräftigen Geruch von Pferdeurin und Menschenschweiß wahrzunehmen. Im Grase hockend, vor ihren Zelten, putzen die rumänischen Soldaten ihre Karabiner, unterhalten sich laut und lachen. Alles junge Leute. Lauter Bauern. Es genügt sie sprechen zu hören, es genügt zuzusehen, wie sie gestikulieren, wie sie sich bewegen, wie sie gehen, es genügt zu sehen, wie sie das Gewehr in der Hand halten, wie sie den Verschuß herausnehmen, wie sie durch den Lauf schauen, um zu begreifen, daß es sich um Bauern handelt.

Ihre Offiziere, ein Hauptmann und zwei andere, gehen am Ufer des Weihers auf und ab und schlagen sich mit der Reitpeitsche gegen den Stiefelschaft. Am oberen Stiefelrand, unterhalb des Knies, ist eine goldene Rosette eingeprägt, das Abzeichen der Kavallerie. Eine Gruppe junger Bauernmädchen hat sich dem Lagerplatz genähert, sie bieten Kirschen und Erdbeeren an, Teller gehäuft voll jener Art Joghurt, die sie »Lapte batut« nennen. Vom Himmel tropft das lange, aufdringliche Brummen von Insekten. Die Soldaten schauen nach oben. Drei sowjetische Flugzeuge in großer Höhe. Sie fliegen in Richtung Hussi. Nachts schlafen die russischen Flugzeuge. Sie erheben sich bei Morgengrauen, kreisen den ganzen Morgen über den Himmel, dann, gegen Mittag, verschwinden sie. Sie kommen bei Sonnenuntergang zurück. Ziehen vorüber und werfen ihre Bomben auf Jassy, auf Galatz, auf Braila, auf Tulcea, auf Bukarest. Auch die Deutschen schauen nach oben. Schweigend beobachten sie die feindlichen Maschinen. Dann nehmen sie ihre Arbeit wieder auf.

Ich sehe ihnen zu, wie sie arbeiten, ich sehe, wie sie die Hände bewegen, wie sie die einzelnen Gegenstände anfassen, wie sie sich über ihre Werkzeuge bücken. Es sind die gleichen Soldaten, die ich auf den Straßen des Banat, vor Belgrad habe »arbeiten« sehen. Die gleichen kühlen und aufmerksamen Gesichter, die gleichen ruhigen, langsamen, präzisen Bewegungen, der gleiche sachliche Ernst, der

gleiche Abstand von allem, was nicht zu ihrer Arbeit gehört. Ich bedenke, ob es wohl eben der technische Charakter dieses Krieges ist, der den Kämpfenden seinen Stil auferlegt. Sie sehen nicht aus wie Soldaten, die zum Kampf gehen, sondern wie Arbeiter, die an einer komplizierten und empfindlichen Maschine beschäftigt sind. Sie beugen sich über das Maschinengewehr, sie drücken den Abzug, sie handhaben den blinkenden Verschuß eines Geschützes, sie bedienen den Doppelgriff einer Flakwaffe, mit der gleichen einfühlsamen Kraft, ich möchte sagen mit der gleichen brutalen Zartheit, mit der sie die Mutter einer Schraube anziehen, mit der sie mit der flachen Hand oder nur zwei Fingern die zitternde Bewegung eines Zylinders, das Spiel eines Bolzens, das Atmen eines Ventils kontrollieren. Sie klettern auf die Kuppel ihrer Panzer, als sei es die eiserne Leiter einer Turbine, eines Dynamos, eines Dampfkessels. Ja wirklich, sie scheinen eher Arbeiter bei ihrer Arbeit zu sein als Soldaten im Krieg.

Ihre Art sich zu bewegen, zu sprechen, zu gehen, ist die von Arbeitern, nicht die von Soldaten. Die Verwundeten haben jenen festen, ein wenig aufgebrachten Gesichtsausdruck von Arbeitern, die bei einem Unglücksfall verletzt wurden. In ihrer Disziplin liegt die gleiche Ungezwungenheit, das gleiche sachlich einfache Betragen wie bei Arbeitern ein und derselben Belegschaft. Ihr Korpsgeist ist ein »Mannschaftsgeist« und zugleich ein Spezialistengeist. Sie sind mit ihrer Einheit verbunden wie Arbeiter mit einer Maschine; wie Elektriker mit ihrem Dynamo, wie Mechaniker mit ihrer Presse, ihrem Dampfkessel, ihrem Walzwerk. Die Offiziere sind ihre Ingenieure; die Unteroffiziere sind ihre Vorarbeiter, ihre Werkmeister. In dieser kleinen Panzerkolonne hier gibt es nicht einmal einen Offizier, diese Panzereinheit wird von einem Feldwebel geführt. Ein Unteroffizier führt die zwanzig Lastwagen. Sie sind alle Facharbeiter. Ich will damit sagen: sie haben alle Erfahrung in ihrem Handwerk, sie wissen alle, was sie zu tun haben, wohin sie zu fahren haben, wie sie sich bei diesem und jenem Umstand zu verhalten haben.

Jetzt ist die Kolonne bereit zum Aufbruch. Die Mechaniker haben die Tanks aufgefüllt, drei Panzer haben sich an die Spitze gesetzt, einer an den Schluß. Die Motoren brummen leise, ganz wenig. Der Kradmelder ist noch nicht zurück. Der Feldwebel befiehlt, die Motoren abzustellen. Alle setzen sich ins Gras, machen sich an ihr Frühstück. Die Sonne ist soeben aufgegangen, der Wald tönt wunderbar vom Gesang der Vogel, das Laub der Bäume färbt sich rot, das Wasser des Weihers wird nach und nach grün. Die Baumstämme leuchten, sie sehen aus wie frisch gefirnißt. Die Soldaten fordern mich auf, mit ihnen zu essen, ich setze mich ins Gras, der Unteroffizier drückt aus einer Blechtube (die aussieht wie Zahnpasta) ein wenig Käse auf eine Scheibe Schwarzbrot, streicht ihn mit einem Messer breit. Wir essen miteinander. Ich habe in meinem Wagen noch eine Flasche »Zuika«, ein aus Pflaumen bereiteter rumänischer Schnaps. »Wollt ihr einen Schluck Zuika?« Die Soldaten essen und trinken, sprechen und lachen, und plötz-

lich bemerke ich, daß mitten unter ihnen ein blonder junger Mann sitzt, der gar nicht dazugehört, ein blonder Junge mit glattrasiertem Schädel, in khakifarbener Uniform. Ein Gefangener. Bestimmt ein Arbeiter. Er hat harte, kräftige Kinnladen, dicke Lippen, vorspringende Augenbrauen, sein Gesichtsausdruck ist zielbewußt und geistesabwesend zugleich. Aus einigen Kleinigkeiten entnehme ich, daß die Soldaten ihn mit einem leichten Anflug von Respekt behandeln: er ist Offizier. Ich spreche ihn russisch an. Nein danke, er hat keinen Hunger. Doch, einen Schluck Zuika nimmt er gern. »Oh, Sie können russisch?« fragt mich der Feldwebel. »Der Kerl spricht kein Wort deutsch. Wir können uns nicht mit ihm verständigen.« Ich frage, wie sie ihn gefangen haben. Gestern abend, mitten auf der Straße. Er ging mitten auf der Straße, in aller Seelenruhe. Sobald er die Panzer herankommen sah, machte er eine Geste wie um zu sagen: »Es ist nutzlos.« Als Waffe hatte er nur eine Pistole. Keinen Schuß Munition mehr. Während ich mich mühsam mit dem Unteroffizier verständige, sieht der Gefangene mich aufmerksam an, als wolle er erraten, was wir sprechen. Plötzlich streckt er die Hand aus und berührt meinen Arm: »Wir haben alles getan, was möglich war«, sagt er. »Meine Leute haben gekämpft. Wir waren schließlich nur noch zu zweit«, fügt er hinzu, die Zigarette wegwerfend. »Der andere ist unterwegs gefallen.« Ich frage ihn, ob der andere ein Soldat war. »Ja, es war ein Soldat«, antwortet er mit einem überraschten Blick. »Er war ein Soldat«, wiederholt er dann, als begriffe er erst jetzt den Sinn meiner Frage.

Wir unterhalten uns, ich spreche langsam, meine russischen Worte zusammensuchend, und der Gefangene antwortet mir gleichfalls bedächtig, so als suche auch er die Worte, doch aus einem anderen Grund. Seine Augen drücken Mißtrauen aus, man möchte sagen, daß er sich selbst mißtraut, nicht nur mir. Ich frage ihn abermals, ob er etwas essen will. Er lächelt, er sagt: »Ja, gerne. Seit gestern morgen habe ich nichts gegessen.« Der Unteroffizier bietet ihm ein Stück Wurst an, zwischen zwei dicken Scheiben Brot. »Spasibo«, danke schön, sagt der Gefangene. Er macht sich gierig ans Essen, seine Augen starren auf die Kette eines der Panzer. Der Feldwebel, der den Zug führt, folgt dem Blick des Gefangenen, dann lächelt er, sagt »ach!«, erhebt sich, holt aus einer Werkzeugtasche einen englischen Schlüssel, beugt sich über die Raupenkette, zieht eine Schraube fest, und alle Soldaten lachen, auch der Gefangene lacht. Er ist etwas verlegen, als habe er etwas getan, was er nicht sollte, als habe er eine Indiskretion begangen, es tut ihm leid, daß er die lockere Schraube bemerkt hat. »Danke«, ruft ihm der Feldwebel zu. Der Gefangene errötet, er lacht ebenfalls. Ich frage ihn, ob er Berufsoffizier ist. Er bejaht. Dann erzählt er weiter, daß er erst vor zwei Jahren ins Heer eingetreten ist. »Und früher?« frage ich ihn. Früher hat er in einer Maschinenfabrik in Charkow in der Ukraine gearbeitet.

Er war Stachanow-Arbeiter, ein Udarnik, das heißt er gehörte einer »Sturmbrigade der Arbeit« an. Zur Belohnung ließ man ihn eine Offizier-Schule besuchen. Die

motorisierten Einheiten des russischen Heeres stecken voller Stachanow-Arbeiter aus der Schwerindustrie. »Es ist eine Sünde«, sagt der Gefangene, »daß man die Industrie ihrer besten Elemente beraubt.« Er schüttelt den Kopf, er spricht langsam, mit einem kaum merklichen Unterton von müder Langeweile. Er spricht, als sei er jetzt von allem losgelöst. Ich vermag mir keine Vorstellung von dem zu machen, was er denkt, was er in diesem Augenblick fühlt.

Während unserer Unterhaltung kommt der Meldefahrer zurück. »Los, wir fahren«, sagt der Feldwebel. Der Gefangene steht auf, er fährt sich mit der Hand über den glattrasierten Kopf, betrachtet mit großem Interesse die Panzer, die Lastwagen. Doch, jetzt verstehe ich ihn. Alles andere berührt ihn nicht mehr, was ihn interessiert ist nur die Maschine. Aufmerksam betrachtet er die Ketten, die geöffneten Turmluken, die Maschinengewehre zur Fliegerabwehr, die auf den Lastwagen montiert sind, die Panzerabwehrgeschütze hinter den Fahrzeugen. Er ist nicht mehr Offizier, er ist Arbeiter. Die Maschinen ... anderes interessiert ihn nicht. »Wir fahren«, sagt der Unteroffizier. Ich frage ihn, was sie mit dem Gefangenen machen werden. »Wir übergeben ihn dem ersten Feldgendarmarie-Posten, den wir treffen«, antwortet er. »Auf Wiedersehen«, sage ich zu dem Gefangenen. Er erwidert »dosvidanja«, dann streckt er den Arm aus, wir schütteln uns die Hände, er klettert auf eins der Fahrzeuge, die Kolonne setzt sich in Bewegung, erreicht die Straße, entfernt sich ratternd, verschwindet.

Die Pferde der rumänischen Schwadron wiehern, schlagen ungeduldig mit den Hufen aus, leuchtend grünes Gras von sich schleudernd. Auf ein Kommando der Offiziere sitzen die Soldaten auf. Die Schwadron reitet davon, im Schritt. »La revedere«, rufe ich. »La revedere«, antworten mir die Soldaten. Die Geschütze rufen, rufen mit tiefer Stimme, dort drüben, am nicht zu fernen Horizont.

4 Über den Pruth

Shante Bani in Bessarabien, 2. Juli 1941

Das Wetter war unsicher, gestern blies ein heftiger kalter Wind, er zischte und pfiß schneidend durch die gewaltigen Binsenflächen, die die Rinder- und Pferdeherden futtersuchend durchstreifen. Nach fünfeinhalbstündiger Fahrt waren wir gegen zehn Uhr in der Nähe von Stefanesti (von Jassy nach Stefanesti, etwa achtzig Kilometer, windet sich die Straße am rechten Pruth-Ufer entlang, am Hang des breiten sumpfigen Tals, das bis vor wenigen Tagen die Grenze zwischen Rumänien und Rußland bezeichnete); schon sahen wir vor uns, im nebligen, überall von breiten Sonnenstreifen durchschnittenen Morgen, die Blechdächer des großen Marktfleckens, beinahe einer kleinen Stadt, als Motorengeräusch und das unverkennbare Knattern der Flak uns zum Halten veranlaßte und uns geraten

erscheinen ließ, die Fahrzeuge unter einer Baumgruppe in Deckung zu bringen. Einige Augenblicke später explodierten die ersten sowjetischen Bomben zwischen den Häusern von Stefanesti. Es war ein lang dauernder, heftiger Angriff, der erst endete, als die Maschinen einer »Messerschmitt« -Staffel am grauen Himmel auftauchten. Der Luftkampf spielte sich für uns unsichtbar, über der Wolkendecke ab und entfernte sich, hinüber an den Himmel über Bessarabien. Wir konnten uns wieder in Bewegung setzen und fuhren nach Stefanesti hinein. Von diesem hübschen Städtchen am Pruth ist jetzt, nach den ununterbrochenen sowjetischen Luftangriffen, nur ein rauchender Trümmerhaufen übrig. Viele Häuser brannten, in den verödeten Straßen begegneten wir Gruppen deutscher Soldaten mit Tragbahnen, die mit Zeltbahnen überdeckt waren; auf dem kleinen Platz hinter der Kirche standen zwei deutsche Lastzüge, die einen Volltreffer bekommen hatten und nur noch eine Ansammlung verbeulter Eisenmassen waren. Eine schwere Bombe war unmittelbar vor den Eingang eines Gartens bei der Kirche niedergegangen, wenige Schritte abseits von dem kleinen Friedhof, in welchem die deutschen Soldaten, die Opfer der Bombenangriffe der letzten Tage, ruhen. In der Mitte der Straßenkreuzung stand ruhig, ernst und unbeweglich, mit blutbeschmiertem Gesicht, der Feldgendarm: er hatte sich nicht vom Platz gerührt.

»Wo geht's zur Brücke?« fragten wir ihn. Er hob die rotweiße Signalkelle und deutete in Richtung der Brücke. Bei der halben Wendung, die er dazu machte, bemerkte er fünf oder sechs Jungen, der älteste mochte zehn Jahre sein, die sich verängstigt unter der Tür des Cafés an der Straßenecke zusammendrängten. Auf dem schief über der Tür herabhängenden Ladenschild las ich mechanisch »Cafe Central de Jancu Liebermann«. Innen schien es zerstört zu sein, denn leichter Rauch quoll zur Tür heraus. »Weg, weg, Kinder«, rief der Feldgendarm mit harter und doch gutmütiger Stimme. Er lächelte und wischte sich mit dem Handrücken über das blutbeschmierte Gesicht. Beim Klang dieser Stimme liefen die Kinder lautlos davon, sie verkrochen sich hinter die Trümmer eines danebenstehenden Hauses. Der Feldgendarm erzählte uns lachend, daß die Kinder den ganzen Tag über dort sind und ihm zusehen, wie er den Arm hebt, mit der Signalscheibe die Richtung weist und sich umwendet, um den Weg freizugeben. »Sie gehen nicht einmal weg, wenn die Bomben fallen«, setzte er hinzu, »sie haben mehr Angst vor mir als vor den russischen Bomben; doch sobald ich den Rücken kehre...« Wirklich, dort waren sie und lugten vorsichtig hinter einem Eck zerborstener Mauer hervor. »Nichts zu machen«, meinte der Feldgendarm lachend.

Es gab zwei Brücken über den Pruth in Stefanesti, Brücken, die aus schweren Holzbalken gezimmert waren; zu Beginn der Feindseligkeiten war es den Russen gelungen sie zu sprengen. Es schien, als habe die Zerstörung der beiden Brücken den Deutschen den Übergang über den Fluß unmöglich gemacht. Denn an diesem Frontabschnitt hatten sich während der ersten Kriegstage die deutschen Truppen nicht vom Fleck gerührt. Kein Kanonenschuß und kein Gewehrschuß ging

vom rumänischen zum sowjetischen Ufer hinüber. Das reinste Idyll. Der Krieg spielte sich hier in der Luft ab, zwischen sowjetischen Flugzeugen, die Stefanesti bombardierten, und deutschen Jägerformationen, die von der Flak unterstützt wurden. Doch vorgestern begannen ganz unvermittelt die deutschen Pioniere, unbekümmert um das russische Feuer eine Pontonbrücke zu errichten, und drei Stunden nach Kampfbeginn schwärmten die deutschen Panzer bereits auf der sowjetischen Seite des Flusses.

Über diese Pontonbrücke fahren wir heute morgen, die Organisation Todt errichtet daneben bereits eine zweite. Obwohl durch dauernde Luftangriffe gestört, geht die Arbeit rasch und geordnet voran, als stünden die russischen Truppen hundert Kilometer entfernt; und doch sind sie kaum zwanzig Kilometer weit, denn sie liegen dort drüben hinter dem Höhenzug.

Wir fahren unter dem roh gezimmerten Triumphbogen hindurch, an dessen Spitze Hammer und Sichel angebracht sind; solche Bogen errichteten die Russen an jeder Grenzübergangsstelle. Keines der Bauernhäuser des Dorfes gegenüber Stefanesti ist zerstört. Die Deutschen haben die Häuser dieser armen rumänischen Bauern Bessarabiens geschont; sie überschritten den Fluß, ohne einen Kanonenschuß abzufeuern, mit kalter herausfordernder Kühnheit. Ein Dutzend weiße Kreuze aus Akazienholz stehen bei dem unversehrten Dorf, den Straßenrand entlang. Ich mache halt, um die Namen der Gefallenen zu entziffern; lauter junge Leute, zwischen zwanzig und fünfundzwanzig. Die deutschen Soldaten klettern aus ihren Fahrzeugen, holen Feldblumen und legen sie auf den Gräbern ihrer Kameraden nieder.

Ich schaue mich um. Die Häuser des Dorfes sind sauber, mit weißgekalkten Mauern und Strohdächern. Die Fenstereinfassungen zeigen in handbearbeitetem Holz schöne zierliche Schnitzerei. Frauen und Kinder stehen hinter dem Zaun der kleinen Gärten, die jedes Haus umgeben, und sehen die Fahrzeugkolonne vorüberfahren. Die Alten hocken auf den Türschwellen, regungslos, das Gesicht leicht auf die Brust geneigt. Keine jungen Leute, auch keine Männer zwischen dreißig und vierzig. Viele Kinder, viele Mädchen, alle sehr jung und nicht ohne Anmut in ihren bunten Gewändern, mit weißen oder roten Kopftüchern. Alle zeigen lachende Augen, doch die Gesichter sind bleich und haben den Ausdruck einer fast starren Trauer. Es ist nicht die Blässe des Hungers, sondern die einer Empfindung, die ich in Worten nicht wiederzugeben wüßte. Es ist ein moralisches Geflecht, über das ich vielleicht später noch sprechen werde, wenn es mir gelungen sein wird, das Geheimnis dieser lachenden Augen in den blassen traurigen Gesichtern zu verstehen. Man wundert sich, Vieh auf der Weide zu sehen, die goldgelben noch nicht geernteten Felder, die sich im Winde wiegen, Hühner, die zwischen den Raupenketten der Panzer scharren, auf der staubbedeckten Straße. Wir haben eben erst das rumänische Ufer mit seinem Schlamm hinter uns gelassen; hier

finden wir nichts als Staub. Dies hängt wohl damit zusammen, daß das rumänische Ufer tief liegt und daher sumpfig ist, im Gegensatz zu dem sowjetischen Ufer, das langsam in weiten Wellen ansteigt, gewaltige Halbkreise eines mit Wald und Feldern bedeckten amphitheatralischen Hügelgeländes.

Knapp außerhalb des Dorfes steht die deutsche motorisierte Kolonne, mit der wir in Richtung der Hauptkampflinie weiter vorrücken sollen.

Gegen Mittag setzt sich die Kolonne in Marsch. Eine hohe Staubwolke steigt empor, verdunkelt das Grün der Geländefalten, es sieht aus wie Rauch eines großen Brandes. Die Spitzenkolonnen sind nur wenige Stunden vor uns, die Zeichen der Schlacht um uns her sind, möchte man sagen, noch warm. Es sind Zeichen rascher und heftiger Zusammenstöße, gar nicht so sehr Spuren eigentlicher Kämpfe. Der deutsche Angriff wurde in diesem Abschnitt nur langsam vorgetragen, doch pausenlos; im dauernden Wechsel von taktischen Bewegungen und Vorstößen wurde der Elastizität der russischen Verteidigung, die von Panzern unterstützt häufige Gegenstöße gegen Spitze und Flanken der vorrückenden deutschen Kolonnen führt, die Wirkung genommen.

Diese russischen Gegenstöße werden nur schwach geführt, mehr um den deutschen Vormarsch zu verlangsamen als um ihn aufzuhalten. Doch scheint es, daß seit heute morgen die sowjetischen Truppen mit größerer Heftigkeit reagieren, im Hügelgelände östlich und nördlich von Zaicani, etwa zehn Kilometer von hier. Das Grollen des Artilleriefeuers, zu dem sich das trockene Knallen der Flak gesellt, wird von Stunde zu Stunde drohender.

Wir kommen nur langsam vorwärts, teils wegen des dichten Verkehrs, teils weil die Sperren beseitigt werden müssen, die die Russen auf ihrem Rückzug ins Gelände gelegt haben. Alle Augenblicke ist die Straße durch einen Minenkrater unterbrochen. Rings im weiten Umkreis Wracks von ausgebrannten Kraftfahrzeugen, verbogene und verbeulte Motorräder, Stahlhelme überall auf den Feldern. Je mehr wir uns dem Kamm des Höhenstreifens über Stefanesti nähern, desto häufigere und tiefere Kampfspuren zeigt uns das Gelände. Jeder Meter ist von Geschößtrichtern zerwühlt. Dann sehen wir an einer Biegung hart am Straßenrand einen auf der Seite liegenden Sowjetpanzer, dessen beide lange Geschützrohre ins Tal hinab gerichtet sind. Hier hat der Kampf wütend und erbittert sich lange hingezogen. Der russische Panzer war allein, von schwachen turkestanischen Schützeneinheiten unterstützt, die sich da und dort in den Kornfeldern und Wäldern verschanzt hatten. Es ist, als sei die Luft noch erfüllt vom Krachen der Explosionen, das mit jenem langen Vibrieren über uns hängt, wie es dem heiseren Fauchen der Artillerie folgt. Wolken kleiner grauer Vögel fliegen dicht über die Kornflächen, mit einem Geräusch, das dem Zwitschern von Maschinengewehrfeuer ähnelt.

Während des kurzen Halts, den eine der vielen Straßenunterbrechungen erzwingt, steigen wir ab, um das Kampfgebiet zu betrachten. Der Sowjetpanzer ist seitlich tief aufgerissen, die zerfetzten stählernen Eingeweide quellen hervor. Soweit wir sehen, ist kein russischer Gefallener zu entdecken. Die bolschewistischen Truppen nehmen, sofern es möglich ist, ihre Toten mit zurück. Stets nehmen sie ihnen die Papiere ab, die sie bei sich tragen, und die Abzeichen der Einheiten, zu denen sie gehören. Eine Gruppe deutscher Soldaten hält sich bei dem Panzer auf, um ihn genauer zu betrachten. Man glaubt einem Lokaltermin beizuwohnen, einer Sachverständigenprüfung. Was die deutschen Soldaten vor allem interessiert, ist die Qualität des gegnerischen Materials und die Art, wie dieses Material im Gelände eingesetzt wird: mit einem Wort die russische Technik, in industrieller und taktischer Hinsicht. Sie untersuchen die von den Russen ausgehobenen kleinen Gräben, die GeschöÙhülsen, die weggeworfenen Gewehre, die Granattrichter um den Panzer, sie prüfen den Stahl, aus dem er gebaut ist, die Einrichtung der beiden Geschütze, und schütteln den Kopf: »Ja ja, aber ...« Das Geheimnis der deutschen Erfolge erklärt sich zum großen Teil aus diesem immer wiederholten »aber«.

Unsere Kolonne setzt sich wieder in Marsch, fährt an langen Infanteriekolonnen entlang, an Artillerieeinheiten, an rumänischer Kavallerie. Das Dröhnen der Motoren zerreiÙt die rote Staubwolke, die über den Hügeln hängt. Kaltes klingenartiges Blitzen von Sonnenstrahlen schneidet durch den dichten Dunst, springt vom Stahl der Panzer zurück, von den Kruppen der schaubedekten Pferde. Eisige Windstöße schleudern peitschende Erdbrocken durch den dichten Staub. Der Mund füllt sich mit Sand, die Augen brennen, die Lider sind blutig. Wir haben Juli, doch die Kälte ist intensiv. Seit wieviel Stunden sind wir unterwegs? Wieviel Kilometer haben wir zurückgelegt? Die Sonne ist schon im Sinken, die Feuchtigkeit des beginnenden Abends macht die Staubwolke schwerer, schlägt sich auf dem Stahl der Panzer nieder. Die Geschütze rammen am Horizont wie ein riesiger Balken. Das Dröhnen nähert sich und entfernt sich im Wechsel klingenden und gedämpften Echos.

Dann überbringt ein Kradmelder der Kolonne den Befehl haltzumachen und auf einem Feld neben der Straße, im Schutz eines Waldstreifens, zu lagern. Rasch findet die Kolonne die für die Nachtruhe vorgeschriebene Aufstellung. Das Summen von Motoren senkt sich vom Himmel herab über die schon schattenfeuchten Täler und Hänge. »Dort drüben wird gekämpft«, erklärt mir Oberleutnant Lauser, ein junger Leipziger mit athletischen Schultern und jugendlichen Augen hinter den dicken Gläsern seiner Brille eines Kurzsichtigen (er ist Dozent an einer Universität, wenn ich nicht irre), und deutet nach einem nahegelegenen Punkt am Horizont, wo die Staubwolke höher und dichter steht, wie Qualm eines Brandes. Ein grüner Abend legt sich leicht über Bäume und Kornfeld. Auf der Straße fahren einige Sanitätswagen mit Verwundeten vorüber. Wie verschieden sind die Ver-

wundeten dieses Krieges von denen des Krieges vor fünfundzwanzig Jahren! Ich sagte es schon an anderer Stelle: es scheinen viel eher Arbeiter zu sein, die an ihrem Arbeitsplatz einen Unfall erlitten haben, als Soldaten, die im Kampf verwundet wurden. Sie rauchen schweigend, blaß im Gesicht. Ein Autobus des Bukarester Straßenverkehrs, für den Sanitätsdienst beschlagnahmt, macht neben unserer Kolonne einen kurzen Halt. Er ist mit Leichtverwundeten belegt, viele haben den Kopf verbunden. Ein deutscher Panzerschütze hat um beide Arme bis zu den Schultern einen Verband. Ein Kamerad steckt ihm eine angezündete Zigarette zwischen die Lippen. Die weite schwarze Baskenmütze tief in der Stirn, raucht der Panzermann schweigend, um sich herblickend. Es ist, als ob sie alle gar keine Schmerzen litten. Vielleicht vermag der Schmerz nichts über diese innerlich von der Qual ihrer Wunden abgelenkten Gemüter, über diese wie abwesenden, geheimnisvoll in sich versunkenen Menschen. Die blassen Gesichter verschwinden in den grünen Abend hinein.

Die Soldaten unserer Kolonne sitzen auf dem Gras, essen ihre mit Marmelade bestrichenen Brotschnitten, trinken den in Thermosflaschen mitgeführten Tee, rufen, scherzen untereinander oder unterhalten sich leise. Sie sprechen nicht vom Krieg. Ich habe beobachtet, daß sie nie vom Krieg sprechen. Sie singen, aber fast wie für sich, nicht im Chor. Die kurze Mahlzeit ist beendet, und sie begeben sich an ihre Fahrzeuge, ziehen Schrauben an, hämmern und klopfen, schmieren das Getriebe, legen sich unter den Bauch ihrer Maschinen, um zu prüfen, um etwas in Ordnung zu bringen. Dann, als die Nacht hereingebrochen ist, rollen sie sich in ihre Decken, schlafen auf den Sitzen ihrer Fahrzeuge. Auch ich hülle mich in meine Decke ein und versuche zu schlafen.

Ein heller Schein verstärkt sich nach und nach, es ist der Mond. Ich denke an den Rückzug der russischen Truppen, an ihren trüben, einsamen, verzweifelten Kampf. Es ist nicht der klassische russische Rückzug, wie in Tolstois »Krieg und Frieden«, der Rückzug im Flammenschein der Brände, auf den mit Flüchtenden, Verwundeten und von stehen- und liegengelassenen Waffen verstopften Straßen. Dies hier ist ein Rückzug, der in der Luft die kalte, leere, öde Atmosphäre von Fabriken nach abgebrochenem Streik zurückläßt. Ein paar Waffen auf der Erde, einige Kleidungsstücke, da und dort das Wrack einer Maschine. Ein gewaltiger Streik ist fehlgeschlagen. Es gibt wohl auf diesem Schlachtfeld keinen im Gras liegenden Andreas Wolkonskij, wie in der Nacht von Austerlitz; sondern nur einige Panzer-Stachanows und turkestanische Schützen. Plötzlich höre ich Schritte auf der Straße. Dann, unvermittelt, eine heisere Stimme, eine traurige Stimme. Sie spricht russisch, sie sagt »njet, njet«, mit Nachdruck, es klingt wie ein Schrei. Sie sagt »njet«, nein, wie ein Protest. Die Schritte entfernen sich. Ich kann Gefangenen nicht ins Gesicht sehen; nach und nach schlafe ich fest ein, versinke mit geschlossenen Augen hinter dem Donner der Kanonen.

5 Technik und Arbeiter-Moral

Zaicani in Bessarabien, 6. Juli

Während gestern unsere Kolonne vom Pruth her auf Sante-Bani vorrückte, in einer von roten Wolken umränderten Landschaft (es waren wirklich rote Wolken, sie glichen an den Himmel geklebten kommunistischen Propaganda-Plakaten), und während um mich her auf der weiten Fläche der Getreidefelder mit ihrem überquellenden Reichtum schon schnittreifer Ernte der schmutzige Film eines Schlachtfeldes abrollte, mit seinen von Granaten zerhackten Sowjetpanzern, zerschlagenen Gewehren, Geschoßhülsen, umgestürzten Maschinen aller Art, da mußte ich mir die Frage stellen und beantworten, daß dieser Krieg nicht wie die anderen ist und daß die Aufgabe eines aufmerksamen Schilderers, eines unvoreingenommenen und objektiven Augenzeugen dieses Rußlandfeldzugs »Modell 1941«, sehr verschieden sein muß von der gewohnten Aufgabe eines unvoreingenommenen und objektiven Beobachters eines jeden anderen Krieges. Ich sagte mir, daß es nicht darauf ankomme, die Wracks der Panzer, die Kadaver der Pferde, kurz: die Zeichen des Schlachtfeldes zu beschreiben, wie sie sich dem Blick darbieten, sondern daß es wichtig sei zu versuchen, die tiefere Bedeutung, den verborgenen Sinn dieses einzigartigen Krieges einzufangen, seinen besonderen, unverwechselbaren Charakter herauszuheben, objektiv und ohne nutzlose und törichte Parteinahme alle charakteristischen Einzelteile dieses Krieges zu beachten, jene Elemente, die bei keinem der bisherigen Feldzüge in Polen, in Frankreich, in Griechenland, in Afrika, in Jugoslawien zu finden waren. Ausgebrannte Panzer und tote Pferde, dachte ich, sieht man auf allen Schlachtfeldern. Sie sind unvermeidlicher Bestandteil eines jeden Krieges. Um aber dem Leser die Grundelemente eines objektiven Urteils nicht nur in strategischer, sondern auch in moralischer, historischer, sozialer, menschlicher Beziehung zu bieten, gilt es andere Dinge von ganz anderer Bedeutung über diesen Feldzug gegen Sowjetrußland zu sagen.

Als erstes muß man sich klarmachen, daß es sich nicht um einen leichten Krieg, um einen leicht zu besiegenden Feind handelt. Ein eventuell negatives moralisches Urteil über den Sowjetstaat steht noch nicht im Widerspruch zu dem Eingeständnis der enormen Schwierigkeiten, denen sich das deutsche Heer in diesem Krieg gegenüber sieht. Die russischen Truppen kämpfen hart, sie verteidigen sich tapfer und mit Ausdauer. Man nehme hinzu, daß selbst wenn die russischen Truppen sich, ohne Widerstand zu leisten, zurückzögen, der deutsche Vormarsch an dieser Front keinen anderen Rhythmus annehmen würde. Es ist bereits ein Wunder, daß es gelingt, auf diesem fürchterlichen Gelände am Tag einige Kilometer voranzukommen.

Gestern fürchtete ich an einer bestimmten Stelle, daß wir haltmachen und ein weiteres Vorrücken aufgeben müßten. Man stelle sich Tausende und aber Tausende von Fahrzeugen vor (Panzer, leichte und schwere Artillerie, Benzintanker, Munitionslaster, Werkstattzüge, Bäckereizüge, Sanitätswagen, Flak usw.), man stelle sich diese vielen Tausende in Kolonne fahrenden Fahrzeuge auf den schmalen Feldwegen vor, auf denen man bis zum Knie in schwarzem, zähem, elastischem Lehm brei einsinkt, den die deutschen Soldaten Buna nennen, mit dem Namen des synthetischen Gummis. Zu den Schwierigkeiten des Geländes kommt die sehr bewegliche, zähe, erbitterte Abwehr der Russen, die technisch sehr wirksam ist; und daraus mache man sich einen Begriff davon, womit die Schwierigkeiten des deutschen Vormarsches zu erklären sind. Um andererseits die wahren Gründe der Unterlegenheit des russischen Heeres gegenüber dem deutschen zu verstehen, ist es durchaus nicht notwendig, sich polemischer Argumente zu bedienen: der bequemen Methode (die ich nie und unter keinen Umständen benutzen werde), den Gegner herabzusetzen, ihn als feige oder unfähig zu beschreiben. Man braucht nicht nur von nahem diese furchtbare Kriegsmaschine zu betrachten, die das deutsche Heer ist. Ich stand heute morgen auf dem Kamm eines Hügels, der nach dem Dorf Zaicani hin abfällt. Vor uns wirbelte im Wind die rote Staubwolke der Schlacht. Die Geschütze donnerten pausenlos. Deutsche und russische Fliegerformationen kreisten hoch über unseren Köpfen, zwischen mächtigen weißen Zirruswolken. Und dort unten, an den Hängen der Geländefalte, in der Sohle der Niederung, am ansteigenden Hang der anderen Seite, Kilometer und Kilometer weit, so weit der Blick reichte, war das, was ich sich langsam vorwärtswälzen sah, nicht etwa ein Heer, sondern eine riesige fahrende Werkstätte, ein endlos gewaltiges Stahlwerk auf Rädern. Es war, wie wenn tausend Fabrik-schlote, tausend Kräne, tausend Eisenbrücken, tausend Stahlburgen, Tausende und Tausende von Kugellagern, von Getrieben, die Hunderte von Hochöfen und Walzwerken Westfalens, des ganzen Ruhrgebiets sich hier, auf der unendlichen Fläche der Kornfelder Bessarabiens in Marsch gesetzt hätten. Es war, als ob ein gewaltiges Kruppwerk, ein riesenhafter Essener Industriekonzern zum Angriff auf die Hügel um Zaicani, Shofroncani, Bratoseni angesetzt habe. Nicht ein Heer hatte ich vor meinen Blicken, sondern ein gigantisches Stahlwerk, mit der entsprechend starken Belegschaft von Fachkräften an der Arbeit, mit einer präzisen Arbeitsordnung, die auf den ersten Blick die Größe der Anstrengung verbarg. Und was mich am meisten erstaunte, war die Beobachtung, daß dieses gigantische fahrbare Stahlwerk bei seinem Durchzug keine rauchenden Ruinen, keine Trümmerhaufen, keine zerstörten Felder hinter sich zurückließ, sondern friedliche Dörfer und unberührte Getreidefelder. Ich stand neben dem Soldaten Karl, einem Pak-Kanonier. »Die Roten ziehen sich zurück«, hatte mir Karl erklärt, indem er auf die rote Wolke wies, die östlich von Bratoseni, fünf bis sechs Kilometer vor uns, auf der Höhe hinter Zaicani emporwuchs. Ich dachte anfangs, daß es eine Rauchwolke sei, daß die Russen auf ihrem Rückzug die Felder und Dörfer anzün-

deten. »Nein, nein«, rief Karl, den Kopf schüttelnd. Nein, die Russen zerstören weder Felder noch Dörfer. Die Tatsache, daß sie die Ernten und die Siedlungen schonen, enthält keinerlei Lob für die Sowjettruppen. Es ist die moderne Kriegstechnik, die die Felder verschont. Nur die Städte sind den Angriffen ausgesetzt. Die Städte sind die Sammel- und Produktionsstätten der technischen Hilfsmittel, des Materials, der Maschinen usw. Sie selbst sind eine Kriegsmaschine. Die modernen Heere suchen den technischen Komplex des Gegners zu vernichten, nicht die Felder und Dörfer. Die Maschine, im exakten Sinn des Wortes, zerstört die feindliche Maschine. Ist das Dröhnen der Schlacht verhallt, das gigantische fahrbare Stahlwerk vorübergerollt, dann hört man wieder, wie nach dem Sturm im Gedicht Leopardis, die Stimme der Tiere, das Rascheln des Windes im Kornfeld.

Gestern morgen, nachdem wir den Pruth überschritten hatten, und gestern abend in Shante-Bani streiften die Kühe mit ihren Hörnern gegen die Stahlwände der schweren Panzer, scharrtten die Hühner zwischen den Ketten der Panzer nach Futter. Die Schweine grunzten in den Höfen. Bauern gaben den Soldaten breite Schnitten Weißbrot. Vor wenigen Stunden geriet in einem Dorf vor Zaicani ein Schwein unter die Räder eines Fahrzeugs. Einige Soldaten umstanden das tote Tier, man sah, wie sie sich darauf freuten, es mitzunehmen und gebraten zu verpeisen, und sie nahmen es auch wirklich mit, aber erst nachdem sie den Besitzer, einen alten Bauern, mit einigen hundert Leis rumänischer Währung entschädigt hatten. Allen schien dies ein natürlicher Vorgang, dem Bauern wie dem Soldaten, dieser friedliche Handel, dieser ruhige Viehkauf am Rande der Schlacht.

Die Soldaten nahmen das Schwein auf und kehrten lachend zu ihren Fahrzeugen zurück, mit jener unbekümmerten Fröhlichkeit, die der auffallendste Charakterzug dieser Arbeiter-Soldaten ist. Mich überraschte an ihnen diese fast selbstverständliche Achtung des Anspruchs des Bauern und ebenso an dem Bauern dieses einfache Hinnehmen der Anerkennung seines Anspruchs als etwas ebenfalls Selbstverständliches. Vielleicht wirkte sich in all dem nicht nur ein moralisches Prinzip aus, sondern eben der Einfluß, den die Präzision der modernen Technik, der Maschine, der Industriearbeit auf die Moral des Volkes ausübt. Denn ganz ohne Zweifel beeinflußt die Technik bei den Arbeiter-Soldaten weitgehend ihre moralischen Grundsätze, bis sie schließlich selbst ein moralisches Element wird.

Wir haben erst vor einigen Stunden das Dorf Shante-Bani verlassen und schon sind Nachrichtentrupps an der Arbeit, um eine Fernsprechleitung an der Vormarschstraße zu verlegen, unmittelbar hinter der Spitzenkolonne. Truppweise sägen Soldaten mit einer kleinen tragbaren Säge, an deren Griff ein Benzinmotor angebracht ist, die Akazienstämme zurecht, andere schälen die Rinde, hauen die Stämme an den Enden spitz zu, wieder andere bohren Löcher ein, um Porzellan-Isolatoren anzubringen, währenddessen in regelmäßigen Abständen die Erde ausgehoben wird, um die Pfähle aufzustellen, so daß in kurzer Zeit eine lange

Reihe heller Telefonmasten den Hügel herunter, durch das Tal, den anderen Hang wieder hinauf und weiter in einen Wald hinein führt und in Richtung Stefanesti unsern Blicken entschwindet. Schon sind andere Soldaten mit halbmondförmigen Klettereisen oben an den Masten beschäftigt, die isolierten Kupferkabel zu spannen. Es ist eine Arbeit, bei der man nicht weiß, ob man mehr die Schnelligkeit, die Genauigkeit oder die reibungslose Ordnung bewundern soll, mit der sie sich vollzieht. Dort wo die Nachrichtenleute den letzten Pfahl, hier nahe bei uns, in die Erde rammen, ist eine andere Gruppe dabei, die Gräber eines kleinen Friedhofs auszuheben, Kreuze aus weißem Akazienholz zu schneiden, auf diese Kreuze mit einem glühenden Eisen die Namen der Gefallenen einzugraben. Und die Bewegungen dieser Soldaten, ihre Haltung, zeigen die gleiche Geschlossenheit, die gleiche einfache Sachlichkeit, kurz die gleiche Präzision wie die Bewegungen und Stellungen der Nachrichtensoldaten, die die Fernsprechleitungen bauen, oder der Mechaniker dort drüben, die einen Motor reparieren, oder jener Flaksoldaten, die den Mechanismus eines Maschinengewehrs auf dem Wagen hier neben mir ölen. In den Bewegungen, in der Haltung all dieser Soldaten liegt die gleiche Klarheit, die gleiche sachliche Nüchternheit, die mir der Reflex einer nicht mehr nur auf Empfindungen gegründeten Menschlichkeit, sondern eines mit der Technik verbundenen moralischen Prinzips zu sein scheint, etwas Tiefes, will ich sagen, und zugleich Abstraktes, etwas tief Persönliches und Reines.

Wir erreichen Zaicani in den ersten Stunden des Nachmittags. Die russischen Truppen haben den Ort erst wenige Stunden vorher verlassen. Ich mache einen Rundgang zwischen den Häusern und Gärten. In dem Weiher hinter der schönen weißen Kirche mit den hellen Metallkuppeln tummeln sich Hunderte von Enten träge zwischen dem hohen Wassergras. Pferde weiden auf den Wiesen, die Hühner lärmen in den Gattern, am Hang bilden die Kühe weiße Flecken im Grün. Kinder laufen in Gruppen herbei, die deutschen Maschinen zu bestaunen, Frauen beugen sich lachend über den Zaun, die Alten sitzen unter der Haustür, ihre hohen Schaffellmützen tief in der Stirn: Es ist das übliche Bild, das übliche absurde Bild dieser friedlich und etwas schüchtern in den Furchen des Kampfplatzes liegenden Dörfer.

Ich bleibe vor einem Tabernakel stehen, einem jener ländlich rohen Tabernakel, wie man sie etwa in Alpendörfern längs der Wege sieht. Doch es fehlt das Kreuz, es fehlt der holzgeschnittene Christus. Das Tabernakel sieht aus wie frisch gefirnißt, vom frommen Eifer der Bewohner gepflegt; aber der Christus fehlt, das Kreuz fehlt. Ein alter Bauer nähert sich mir, nimmt die Fellmütze ab, die »katschjula«, und bekreuzigt sich. »Die Bolschewiken wollten keine Ikonen und keine Kruzifixe«, sagt er zu mir; »sie wollten das nicht«, und er lacht, so als ob man über die kommunistische Gottlosigkeit nur lachen könne. Ein deutscher Offizier sagt mir später, daß die jungen Leute in den Dörfern anscheinend nicht wie die Alten denken. Sie scheinen sich nichts daraus zu machen. Ich betrete die Kirche.

Alles ist ordentlich, alles ist sauber, die Wände sehen frisch gestrichen aus; aber es sind keine Ikonen, keine Kreuze da, nichts was an den christlichen Kult erinnert. Auch die Kreuze oben auf den Kuppeln der Kirchen sind verschwunden. Einige Frauen erzählen mir: »Die Bolschewisten haben die Kreuze heruntergeholt. Sie wollten eben nichts davon wissen«, und sie lachen, wie wenn auch sie die Gottlosigkeit lächerlich fänden. Doch währenddem schlagen sie das Kreuz, mit drei zusammenliegenden Fingern, und küssen die Fingerspitzen.

Der Stab unserer Kolonne hat sich in der Dorfschule eingerichtet. Wir werden nur ein paar Stunden in Zaicani bleiben, aber schon funktioniert die Fernsprechvermittlung, schon sitzen die Schreiber an ihren Maschinen. Der Hauptsaal der Schule ist sauber, die Wände sind frisch gekalkt. Die Bänke sind neu, aber schon mit Tinte befleckt, und schon haben Kinder mit den Taschenmessern daran herumgeschnitzt. An der einen Wand hängt eine Tafel mit dem Stundenplan der Unterrichtsfächer in Russisch. Für eine Dorfschule ein ziemlich komplizierter Stundenplan. Viele Wochenstunden sind der »proletarischen Weltanschauung« eingeräumt. Während ich zu meiner Kolonne zurückgehe, beginnen die Flakbatterien wütend zu bellen. Eine Formation von dreiundzwanzig Sowjetbomben fliegt hoch über unseren Köpfen, in etwa fünfzehnhundert Meter Höhe. Die Umrisse der »Martin-Bomber«, scharf in den blauen und weißen Himmel geschnitten, kann man deutlich erkennen. Die Flakgeschosse explodieren dicht neben den Maschinen, der Schwanz der Staffel löst sich auf und fügt sich dann wieder in die Gliederung ein. Sie fliegen in östlicher Richtung, auf dem Rückflug von irgendeinem Einsatz über unseren Nachschublinien.

Nach einigen Sekunden durchschneiden zwei deutsche Jäger pfeilschnell den Himmel, auf der Verfolgung der feindlichen Formation, die hinter einer mächtigen am Horizont schwebenden Wolke verschwindet.

»Die russische Luftwaffe ist in diesen Tagen sehr aktiv«, sagt mir ein Offizier unseres Stabes, Hauptmann Zeller, »sie bombardieren die Brücken über den Pruth und greifen die Kolonnen auf unseren rückwärtigen Linien an. Sie stören zwar, richten aber nur wenig Schaden an.«

Er spricht vom Widerstand der Sowjettruppen und tut es als Militär, ohne Übertreibungen, objektiv, ohne irgendein politisches Urteil zu äußern, ohne sich irgendeines Argumentes zu bedienen, das nicht technischer Art gewesen wäre. »Wir können nur wenige Gefangene machen, denn sie kämpfen bis zum letzten. Sie ergeben sich nicht. Ihr Material hält keinen Vergleich mit dem unseren aus; aber sie wissen es zu verwenden.« Er bestätigt, daß an dieser Front die russischen Divisionen hauptsächlich aus asiatischen Elementen bestehen. Nur die Spezialisten-Einheiten sind russisch. Wir gehen zwei gefangene Offiziere besuchen, einen Piloten und einen Panzerleutnant.

»Sie sind sehr primitiv«, bemerkt Hauptmann Zeller. Es ist das einzige Urteil nichttechnischer Art, das ich von ihm zu hören bekomme. Und es ist, meines Erachtens, ein Fehlurteil; ein »bürgerliches« Urteil.

Der Fliegerleutnant raucht bedächtig und sieht uns genau und unverdrossen an. Er betrachtet meine Alpini-Uniform mit sichtlicher Neugier. Aber er spricht nicht. Von den beiden, sagt man mir, ist er der hartnäckigere Schweiger. Er hat sich geweigert, irgendwelche Aussagen zu machen. Er sieht aus wie ein Mann aus dem Volke, vielleicht stammt er aus einer Bauernfamilie. Sein Gesicht ist eckig, glatt rasiert, die Nase etwas breit. Er ist mit dem Fallschirm aus der brennenden Maschine ausgestiegen. Wenn die russischen Flieger gezwungen sind, innerhalb der deutschen Linien zu landen, verteidigen sie sich meistens mit der Pistole. Dieser hier war waffenlos. Während seines Fallschirmabsprungs war ihm die Pistole aus der Tasche geglitten. Gleichgültig ließ er sich gefangennehmen. Der Panzerleutnant ist von kräftiger, untersetzter Statur, sein Gesicht ist hart und zeigt grobe Züge. Er stammt wohl aus der Arbeiterschicht. Er ist blond, hat helle Augen, ziemlich große Ohren. Lächelnd sitzt er da und raucht. Er sieht mich an. Ich spreche russisch zu ihm. Er sagt mir, er bedauere es, daß er gefangengenommen wurde. »Hätten Sie gern weitergekämpft?«

Er gibt keine Antwort. Dann sagt er, daß es nicht seine Schuld sei. Er hat seine Pflicht getan und sich nichts vorzuwerfen. »Sind Sie Kommunist?« Er antwortet nicht. Dann sagt er mir, daß er mehrere Jahre lang Arbeiter in einem Kugellagerwerk war, in Gorki, das früher Nishni-Nowgorod hieß. Er betrachtet einige Soldaten, die die Zylinder eines Motors auseinandernehmen. Man sieht, daß er auch gerne an dem Motor arbeiten würde. Er wirft die Zigarette weg, nimmt sich die Mütze ab, kratzt sich den Kopf. Er wirkt wie ein Arbeitsloser.

Gegen Abend setzt sich unsere Kolonne wieder in Marsch. Addio, Zaicani. Die Räder der Fahrzeuge sinken bis zu den Achsen in den tiefen Schlamm. Man muß sie geradezu weiterschieben. Wir überholen eine lange Artillerieeinheit; jedes Geschütz, jede Munitionslast wird von sechs, acht Pferdepaaren gezogen. Eine Kavallerieschwadron zeichnet sich am Kamm der Höhe gegen den weißbewölkten Himmel ab, den die untergehende Sonne mit düster blutroten Strichen durchschießt. Einige Kilometer weiter zeigt sich uns, in einer grünen Talmulde, das Dorf Sofroncani. Die Anhöhen ringsumher liegen noch im Licht, aber die Talsenke mit dem Ort ist mit dichtem feuchten Schatten angefüllt. Plötzlich dröhnt Flugzeugbrummen aus dem Wolkengewirr herab; eine Bombe fällt auf die Häuser von Sofroncani; dann weitere, und noch mehr. Die roten Flammen der Explosionen zerspalten den Schatten dort unten, vor uns. Eine rote Säule steigt am Ortsrand empor, Krachen und Knattern pflanzt sich über die Höhenzüge hin fort. Es können nur zwei oder drei Bomber sein, nicht mehr. Dann zerteilen zwei deutsche Jäger den purpurroten Abendhimmel und stürzen sich auf die russischen

Maschinen. Eine »Martin« stürzt brennend hinter einem Wald ab, in Richtung Bratoseni. Kurz darauf meldet ein Kradfahrer, daß die Brücke bei Shofroncani zerstört wurde und eine Bombe auf zwei Munitionswagen fiel. Es gab viele Tote. Unsere Kolonne wird hier auf der Höhe lagern müssen, warten, bis die Brücke wieder instand gesetzt ist. Es wird sicherlich viele Stunden Aufenthalt geben. Mehrere Häuser von Shofroncani brennen. Rechts von uns, in ziemlich geringer Entfernung, feuern schwere Haubitzen pausenlos, man hört in der Ferne das Dröhnen der Einschläge und Explosionen. Da und dort, in der hellen Nacht, widerhallen Gewehrschüsse versprengter russischer Soldaten. Ein bleicher feierlicher Mond steigt langsam aus den Kornfeldern empor.

6 Seht sie euch gut an, diese Toten

Bratoseni, 7. Juli

Es ist bereits Mitternacht, als die Kolonne sich wieder in Marsch setzt. Kalter Wind schneidet schräg durch das dünngeschliffene Glas der Luft. Es ist eine durchscheinende Luft, mit Reflexen wie Wasser im Mondschein. Wir fahren nach Shofroncani hinab. Ein Haus am Ortsende brennt noch. Shofroncani ist weniger ein Dorf als ein großer ländlicher Marktflecken, mit weißen Häusern zwischen Nußbäumen, Eschen und Linden. Wir haben Befehl, uns auf der gegenüberliegenden Höhe des Talrandes zu lagern, um die linke Flanke der nahe der Ortschaft Bratoseni in ein schweres Gefecht verwickelten Kolonne rechts von uns zu decken. Wir müssen uns beeilen. Zuviel Zeit ging schon vor der zerstörten Brücke von Shofroncani verloren. Die Wagen sinken tief in den Morast ein. Die Straße, wenn man diesen Trampelpfad so nennen darf, ist mit einer dicken Schicht un-tastbaren Staubes bedeckt, der bei jedem Windstoß, jedem leisesten Windhauch, in dichten roten Wolken emporwirbelt; doch überall, wo lehmiges Erdreich das Regenwasser hält oder wo irgendein Wasserlauf die Piste kreuzt, saugt zähflüssiger Schlamm die Räder und Raupenketten an und versinken die Fahrzeuge langsam im »Buna« wie im Flugsand.

Die Soldaten schieben die Wagen mit Muskelkraft vorwärts. Im wütenden Knat-tern der Motoren bekommt das heisere Atmen der Menschen etwas Katzenhaftes. Der Mond ist inzwischen untergegangen, in der jetzt dunklen Nacht beschießen uns die in Wäldern und Getreidefeldern versteckten russischen Soldaten. Die Kugeln pfeifen hoch über unseren Köpfen dahin. Niemand tut, als bemerke er es. Es braucht schon etwas anderes, um diese Arbeiter-Soldaten von ihrer Arbeit abzu-lenken. Der Melder von Oberleutnant Weil wurde, als er einen Befehl nach Zaica-ni brachte, von einem Maschinengewehr beschossen. Es sind keine eigentlichen Freischärler, sondern von ihren Einheiten abgekommene sowjetische Soldaten. Sie schießen auf einzelne Männer, beschießen Flanke und Nachhut der Kolonnen.

So gelangen wir nach Shofroncani hinein, fahren über die Holzbrücke, die die Pioniere in wenigen Stunden errichtet haben; die Baumstämme, über rohgezimmerte Balkenböcke gestreckt, schwanken und ächzen, biegen sich unter dem Gewicht der Fahrzeuge. Die Bewohner des Ortes sind in die Wälder geflüchtet, um den sowjetischen Luftangriffen zu entgehen. Nur die Hunde sind geblieben, sie bellen hinter den Zäunen der leerstehenden Häuser. Wir brauchen mehr als eine Stunde zur Fahrt durch das Dorf. Wir müssen die Wagen schieben und schleppen. Der Morast läuft an mir herunter, füllt mir die Stiefel. Ich habe Hunger. Einige Schnitten Brot habe ich noch und etwas Käse.

Dort drüben vor uns zerspalten Explosionen der Granaten die Nacht mit rotem Aufblitzen. Das Bersten der schweren Geschosse übertönt den Lärm der Motoren. Ein Offizier brüllt, seine Stimme ist metallisch, hart und schneidend. Einmal kippt unser Wagen in ein Schlammloch. Zwanzig Soldaten kommen uns zu Hilfe bei dem Versuch, das Fahrzeug wieder auf seine vier Räder zu bringen. Es gelingt nicht. Wir müssen warten, bis ein Raupenfahrzeug uns ins Schlepptau nimmt und mit Gewalt der klebrig elastischen Zange des Buna entreißt. Mein Fotoapparat ist in dem Schlammloch zurückgeblieben. Mir tut es besonders um die Aufnahmen auf dem schon belichteten Film leid. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß mir Schlimmeres hätte geschehen können. Wir fahren an den letzten Häusern von Shofroncani vorbei und den Hang der Höhe hinter dem Dorf hinauf. Die Straße wird unbefahrbar, die Fahrzeuge stemmen sich die Steigung empor, rutschen immer wieder zurück. Es ist besser, schräg querfeldein durch ein Sojabohnenfeld zu fahren. Die Räder finden Halt an den breiten Blättern, an den langen nervigen Stengeln.

Eines unserer Maschinengewehre beginnt die mächtige wellige Fläche der Felder links von uns zu bestreichen, um ein russisches Widerstandsnest im hochstehenden Korn zum Schweigen zu bringen. Der Morgen dämmt bereits, als unsere Kolonne endlich die Höhe erreicht. Dort vor uns, auf dem Kamm einer leichten, baumlosen, korngelben Bodenerhebung zeichnet sich ein Sowjetpanzer klar gegen den hellen Himmel ab. Er bewegt sich langsam zu uns herüber, feuernd. Er macht halt und schießt mit der Bugkanone. Dann rollt er weiter, deutlich unterscheidet man das Knirschen der Ketten; es ist, als wittere er nach einer Spur, die unsichtbar durch die Furchen verläuft.

Plötzlich beginnt er mit den MGs zu feuern, aber ohne Hast, so als wolle er die Waffe nur versuchen. Dann kommt er rasch den Hang herunter, auf uns zu, kehrt in weitem Bogen wieder um und schießt mit der Kanone. Man möchte sagen, er suche jemanden, er rufe nach jemandem. Bis schließlich aus dem Korn heraus einige Soldaten auftauchen, geradeaus laufen, noch weitere tauchen auf, da und dort, es mögen insgesamt etwa hundert sein. Es muß sich um eine Nachhuteinheit handeln oder vielleicht um eine vom Gros abgeschnittene Abteilung. Die

Männer scheinen zu zögern. Sie suchen einen Ausweg. »Arme Kerle«, sagt neben mir Oberleutnant Weil. Und nun setzen sich die Soldaten in Richtung zu uns her in Bewegung und feuern. Plötzlich sind sie verschwunden. Es muß ein Graben am Hang des Hügels sein, eine Geländefalte an jener Stelle. Man sieht um den Panzer herum die Erdklumpen bei den Einschlägen des Feuers unserer Granatwerfer aufspritzen. Das Knattern der Maschinengewehre zieht sich längs der Flanke der Kolonne weiter, wie ein riesiger Reißverschluß. Dann sieht man einige deutsche Soldaten, rechts von uns, gebückt schießend, in Schützenkette vorgehen, mit leichten Maschinengewehren. Ein Pakgeschütz feuert einige Schuß gegen den russischen Panzer. Und jetzt stehen zwei deutsche Panzer in scharfer Silhouette auf dem Kamm der Höhe, genau rückwärts über dem Russen. Unsere Kolonne erhält Befehl, ebenfalls vorzurücken, zur Unterstützung der Spitzengruppe. Die Roten ziehen sich langsam zurück, stellen aber das Feuer nicht ein.

Wir fahren den Hügel hinab, den gegenüberliegenden Hang hinauf. Ein deutscher Soldat, der am Bein verwundet wurde, hockt am Boden. Er lacht, indessen er sich mit dem Handrücken über das schlammverkrustete Gesicht fährt. Ein Sanitäter kommt lachend auf ihn zu, kniet neben ihm nieder und beginnt die Wunde zu reinigen. Die Russen ziehen sich langsam zurück, sie gehen aufrecht durch das hohe Korn und schießen. Der Sowjetpanzer liegt von einem Treffer aufgerissen auf der Seite.

Plötzlich brüllt die Riesenstimme eines Lautsprechers »Achtung, Achtung!« Und dann dröhnen die Klänge eines Tangos, untermischt mit metallischem Gezwitscher, aus dem Rachen eines großen Trichters, der auf dem Dach eines Lautsprecherwagens der Propaganda-Kompanie angebracht ist. Die Soldaten sind wild begeistert. Die dröhnende Musik begleitet den Lärm der Motoren, das Knattern der Maschinengewehre, das Knirschen der Zahnräder an den Raupenkettten.

»Ich hab' dich lieb, braune Madonna...«, singt die brutale Lautsprecherstimme. Die Kolonne macht halt; wütendes Pfeifen von Maschinengewehrgarben zieht hoch über uns dahin. Ich gehe zu dem Leutnant hinüber, der den Trupp der Propaganda-Kompanie führt, die unserer Kolonne angeschlossen ist. Als ich ihm eine Zigarette anbiete, sehe ich ihn tastend die Hand nach der Zigarette ausstrecken wie ein Blinder. Er hat seine Brille verloren. Er lacht, streicht mit zwei Fingern über ein Augenlid, während er erklärt: »Zum zweitenmal seit Beginn des Krieges habe ich jetzt meine Brille verloren. Blind tastend bin ich in Paris eingezogen.«

Die Kolonne setzt sich wieder in Marsch, kurz darauf kommen wir an dem erschossenen russischen Panzer vorüber. Mehrere tote Sowjetsoldaten liegen um ihn herum im Korn. Zwei liegen auf dem Rücken mit gegrätschten Beinen; die anderen zusammengekrümmt auf der Seite. Es mögen etwa zwanzig sein. Fast alles Mongolen. Nur zwei sind anscheinend Russen. Ein Sanitäter geht aus der

Kolonne heraus zu den Gefallenen hinüber, betastet sie, untersucht einen nach dem anderen. Die Kolonne hat haltgemacht, die Soldaten beugen sich aus ihren Fahrzeugen, die Toten betrachtend. »Nichts zu machen«, sagt der Sanitäter. Die Uniform von einigen der Gefallenen ist aus dunkelgrauem Tuch, mit blauen oder rötlichen Tönen, andere khakifarben. Alle tragen Stiefel. Sie haben Mützen, keine Stahlhelme. Zwei von ihnen, der eine ein Mongole, haben eine Art Lederhelm auf dem Kopf, ähnlich denen der Flieger. Sicherlich gehörten sie zur Besatzung des Panzers. Seltsam, die Toten dieses Krieges. Sie liegen im Getreide wie eine zufällige Erscheinung. So völlig unbeteiligt, auch an diesem gewaltigen, leicht auf den Kamm der Höhen gestützten Himmel. Der Atem des Kornes verteilt sich in der Luft mit grünen und gelben Tönen. Der Wind streicht wie eine Welle über die Felder, die Welle des Kornes stößt an den Horizont, man hört das lange, geheimnisvolle Rauschen der schnittreifen Ernte. Die Toten sind wie vom Sturm ans Ufer geworfene Schiffbrüchige. Von der sanften Welle des Kornes ans Ufer gespült.

Die Sonne steht klar im kalten Morgen. Aus dem Dorf Bratoseni unweit hinter uns hört man das heisere Krähen der Hähne, das Brüllen der Rinder. Bauern zeigen sich gruppenweise an den Zäunen um ihre Häuser, andere kriechen aus den riesigen Strohhaufen hervor. Frauen und Kinder waren zum Schlafen ins Stroh gekrochen. Seltsamer Krieg. Der graue Stahl der Panzerkolonnen streift die Dörfer, streift die sanften Wellen der Kornfelder, streift die gebrechlichen Häuser aus Stroh und Lehm: er streift sie, ohne sie zu berühren. Es scheint ein Wunder und ist doch nur das Ergebnis einer zur Vollendung gebrachten Technik, einer wissenschaftlichen Methode der Kriegführung.

Eine Panzerkolonne ist ein regelrechtes Präzisionsinstrument. Es ist, als seien nur die Maschinen verwundbar, als müsse das menschliche Leben von diesem ungewöhnlichen Krieg respektiert werden. Das ist der Grund, weshalb die Toten auf diesen Schlachtfeldern so zufällig wirken, außerhalb der logischen Folgen dieses Krieges. Es ist etwas Widersprüchliches an ihnen, sie erwecken sogar in den Soldaten ein Gefühl der Überraschung, des Nichtverstehens. Sie sind eine Realität außerhalb jeder Regel, jeden Gesetzes, das unerwartete Ergebnis eines mißglückten Experiments, eines Fehlers in dieser Kriegsmaschinerie. Was diesen Toten einen Anschein von Wirklichkeit verleiht, was sie wiederum in die Logik der Natur einbezieht, ist die Tatsache des Irrationalen, der Absurdität ihres Todes.

Vorhin während jenes kurzen Gefechts hatte ich eine Zeitlang den Eindruck, daß die Maschinen als lebendige Körper tätig seien, fast wie Wesen mit eigenem Willen, eigener Intelligenz. Und jene Männer, die durch das Getreidefeld liefen und gegen die harte Stahlkruste der Panzer feuerten, schienen mir wie nicht dazugehörig zu diesem Geschehen, zu diesem furchtbaren Zusammenprall der Maschinen. Ich gehe zu den Toten hinüber, ich betrachte sie einen nach dem anderen. Es sind fast alles Mongolen. Sie kämpfen nicht mehr wie früher nur mit dem Ge-

wehr oder der langen Lanze auf der Kruppe ihrer mageren Steppenpferde, sondern mit Maschinen, indem sie Öl ins Getriebe spritzen, scharf auf den Rhythmus der Motoren lauschen. Sie kämpfen nicht mehr über die Mähne des Pferdes gebückt, sondern über das Armaturenbrett mit den vielen Instrumenten gebeugt. Die »Stachanows« des Stalin-Heeres, die »Udarniks«, echte Produkte der Piatiletki, der Fünfjahrespläne, Ergebnisse der berühmten leninschen Formel (Sowjet + Elektrifizierung = Bolschewismus), beweisen, daß sie der furchtbaren blutigen Konfrontierung mit den Arbeiter-Soldaten des deutschen Heeres zu begegnen wissen. Die Motorisierung der Heere bedient sich nicht nur der »Fachausbildung« von Fabrikbelegschaften, sondern auch des technischen Trainings der Massen als Folge der Industrialisierung der Landwirtschaft. Gerade hierin liegt die Bedeutung dieses Krieges, der Sinn dieser Konfrontation Deutschlands und Rußlands. Es ist nicht nur eine Konfrontation von Menschen, sondern von Maschinen, Techniken, Industrialisierungsmethoden. Nicht der Ingenieure Görings und Stachanows, sondern der Organisationsarbeit der Nationalsozialisten und der sowjetischen Fünfjahrespläne. Eine Konfrontation zweier Völker also, die durch die Industrialisierung oder besser gesagt durch die »Motorisierung der Landwirtschaft« sich nicht nur die Technik, sondern die »Moral« des Arbeiters erworben haben, die unentbehrlich ist, um in diesem Krieg kämpfen zu können. Was sich in diesem russischen Feldzug gegenübersteht, sind, sowohl auf deutscher wie auf sowjetischer Seite, zwei Heere, deren Nerv vorwiegend aus spezialisierten Arbeitern und »industrialisierten« Bauern besteht. Aus der Art, wie der russische Soldat kämpft, wird klar, daß der Mujik von 1941 ebenfalls als moderner Arbeiter kämpft, nicht mehr als Mujik. Es ist dies das erstmal in der Kriegsgeschichte, daß man sich zwei Heere gegenübersehen sieht, in denen sich der militärische Geist mit dem Arbeitergeist verbündet, mit der »Arbeitermoral«, und in denen die militärische Disziplin mit der technischen Disziplin der Arbeit, der Belegschaft aus Facharbeitern, verschmilzt. Auch sozial gesehen ist dieser Umstand zweifellos von größtem Interesse. Ich denke an den Irrtum all derer, die bei Beginn des Rußlandfeldzugs hofften, es werde beim ersten Zusammenprall in Moskau die Revolution ausbrechen. Sie erwarteten sich, mit anderen Worten, daß der Zusammenbruch des Systems dem des Heeres vorausgehen werde. Sie bewiesen damit, daß sie den Geist der Sowjetgesellschaft nicht begriffen hatten. Mehr als die Kolchosen, die großen landwirtschaftlichen Kollektivbetriebe, mehr als die gewaltigen Fabriken, die die Russen geschaffen haben, mehr als ihre Schwerindustrie ist die wichtigste Industrieschöpfung des Kommunismus das Heer.

Alles in ihm, von den Waffen bis zum Geist dieses Heeres, ist das Ergebnis von zwanzig Jahren industrieller Organisation, von technischer Erziehung der qualifizierten Belegschaften. Der wahre sowjetische Gesellschaftskörper ist das Heer. Nicht nach einem veralteten militaristischen Begriff; sondern deshalb, weil man am Heer den Grad der Entwicklung und des industriellen Fortschritts, der von der kommunistischen Gesellschaft erreicht worden ist, ablesen kann. (Ebenso wie auf

der anderen Seite das deutsche Heer der Maßstab und die Summe des technischen industriellen Fortschritts im modernen Deutschland ist.) Auch die Russen selbst haben stets diese Auffassung vertreten. Es ist nur billig, daß dies ein unvoreingenommener, objektiver Zeuge bestätigt, ein Zeuge für die Art, wie das kommunistische Heer reagiert und beim Zusammenprall mit dem deutschen Heer Widerstand leistet, für die Art, wie die industrialisierten Bauern, die spezialisierten Arbeiter, die große Stachanow-Masse der sowjetischen Revolution, kämpfen.

Inmitten dieser Toten, sagte ich, liegen zwei Russen. Groß, kräftig, mit langen Armen. Ihre hellen, klaren Augen sind weit geöffnet. Es sind zwei Spezialisten, zwei Stachanow-Arbeiter. Einige deutsche Soldaten betrachten sie schweigend. Einer von ihnen schaut sich nach Blumen um; es gibt nur ein paar rote Blumen im Kornfeld, eine Art Mohn. Der Soldat zögert vor diesen Blumen; dann reißt er ein Bündel Ähren aus und bedeckt mit diesen die Gesichter der beiden Toten. Die anderen Soldaten sehen schweigend zu, sie knabbern an einem Stück Brot.

(Seht sie euch gut an, diese Toten, diese toten Tataren, diese toten Russen. Es sind neue Kadaver, vollkommen »neue«. Eben erst aus der großen Fabrik der Piatiletka geliefert. Seht euch ihre Augen an, wie hell und klar sie sind. Die schmale Stirn, den Mund mit den kräftigen Lippen. Bauern? Arbeiter? Es sind Werktätige, Spezialisten, Udarniks. Von irgendeiner der tausend und aber tausend Kolchosen, aus irgendeiner der tausend und aber tausend Fabriken der Sowjetunion. Betrachtet genau die Stirn: schmal, hart entschlossen. Alle sind sie so. In Serie hergestellt. Sie sind alle einander ähnlich. Es ist eine neue Rasse, eine harte Rasse. Leichen von Arbeitern, die an ihrem Arbeitsplatz verunglückt sind.) Der Lautsprecherwagen beginnt wieder zu krächzen: »Ich liebe dich so tief...« Die Soldaten lachen. Sie sitzen auf den Kotflügeln der Fahrzeuge, auf dem Rücken ihrer Panzer, die Beine hängen in die Luken hinab. Sie essen. Bei diesen Kolonnen gibt es keine bestimmte Stunde für die Mahlzeiten. Man ißt, wenn man Zeit hat. Jeder Soldat hat sein Kommißbrot bei sich, seine Marmelade, seine Thermosflasche mit Tee. Hin und wieder, auch während des Gefechts, holt sich der Soldat aus einem Beutel eine Schnitte Brot, bestreicht sie mit Marmelade, führt sie mit der einen Hand zum Munde, während die andere das Steuerrad hält oder den Schaft seines Maschinengewehrs umklammert. Die Offiziere essen mit den Soldaten, wie die Soldaten. »Ich liebe dich so tief...« krächzt der Lautsprecherwagen.

Die Luft ist mild. Das Korn wiegt sich im Winde. Die Sojabohnenfelder machen ein Geräusch wie knisternde Seide; die Sonnenblumenwälder wenden sich langsam auf ihren hohen Stielen der Sonne zu, öffnen langsam ihr großes gelbes Auge. Mächtige weiße Wolken wälzen sich am Himmel dahin. Die russischen Soldaten schlafen, in den Furchen ausgestreckt, das Gesicht mit Kornähren bedeckt.

Auf dem Hügel gegenüber spritzen unter russischen Granaten hohe Erdfontänen auf. Ein versprengter Russe, im Kornfeld verborgen, feuert ein paar spärliche Gewehrschüsse. Die Geschosse peitschen mit leisem Winseln über unsre Köpfe. Die Soldaten lachen, essen und lachen. Die Motoren rattern. Die Gesichter der Soldaten, ihre Hände, wirken roter, lebensvoller, zarter im Kontrast zu all dem Panzerstahl.

7 Rote Farm

Skuratowoj, 8. Juli

Wir werden den ganzen Tag in diesem Gehöft bleiben. Endlich einige Stunden Ruhe. Wir befinden uns etwa zehn Kilometer nordöstlich von Bratoseni, zwischen den Dörfern Ketruschika Nowa und Ketruschika Stara. Der Ort, wo das Gut liegt, heißt Skuratowoj, vielleicht hat auch das Gut diesem Ort erst seinen Namen gegeben. Von ferne bietet Skuratowoj sich dem Blick wie ein Gehölz dar oder wohl besser wie der Park einer Villa im Venezianischen. Nur ist der Park nicht, wie in Venetien, mit einer Mauer umschlossen, sondern mit einem Lattenzaun. Die Häuser, die Ställe, die anderen Gebäude des Gutes sieht man von ferne nicht, so niedrig sind sie, geduckt unter der schweren grünen Last des Laubs der Bäume. Doch wenn man näherkommt (es war gegen halb vier heute morgen, als unsere Kolonne, Ketruschika Nowa links lassend, die Gegend von Skuratowoj erreichte), sieht man nach und nach zwischen den Bäumen Dächer auftauchen, die Mauern von Häusern, Ställen, Heuschuppen weiß leuchten. Ringsum dehnt sich endlos das Land, gewellt wie ein Meer von Korn: Eine wunderschöne, außerordentlich weibliche Landschaft in der Harmonie ihrer Formen, durch die Fruchtbarkeit ihres Schoßes, durch das Mütterliche, das zur Mutterschaft Bereite, das Kornfelder an sich haben, wenn die Ernte bevorsteht. Wir fuhren auf den Hof. Niemand. Das Gut schien verlassen. Eine buntgemischte Familie von Enten, Hühnern, Katzen verschwand bei unserem Auftauchen. Eine Hündin, mit drei kleinen Hundebabies, die sie gerade säugte, blickte nach uns, ohne sich zu rühren. Sie lag auf etwas Stroh an der Stallmauer; die höherkommende Sonne dehnte sich nach und nach auf der Mauer aus wie ein Ölfleck. Aber die Luft war kalt. Der Wind, der sich in der Mitte der Nacht gelegt hatte, erwachte jetzt langsam mit langen Schauern. Während wir über den Hof gingen, zeigte sich ein alter Mann unter der Stalltür. Und hinter der Ecke eines Heuschuppens kamen Frauen und Kinder zum Vorschein, zuletzt ein Mann von etwa vierzig Jahren, der ein vor einen Karren gespanntes Pferd am Zügel führte. Sie waren, das sah man, todmüde, sie schienen von langer harter Arbeit heimzukehren. Die Gesichter bleich vor Übermüdung, lehmverkrustet, im Haar Stroh und Grashalme. Ich dachte, daß sie sicher auf die Felder geflüchtet waren, sich zwei oder drei Tage im Korn versteckt hielten aus Angst, als sich die Front von Shofroncani nach Bratoseni und von dort nach Sku-

ratowoj heranschob. Jetzt kamen sie zurück, fanden das Gut unversehrt, Häuser, Ställe, Vorratsschuppen unberührt.

Was mich wunderte, was mich fast kränkte, war ihr Gleichmut. Sie schienen gar nicht überrascht, sie schienen sich nicht einmal zu freuen. Sie sagten auch nicht »guten Morgen« zu uns. Der Alte nahm seine hohe Schaffellmütze ab, die anderen schauten uns an; dann machten alle zusammen kehrt, die Kinder liefen über den Hof davon, die Mädchen verschwanden hinter einem Gebäude, der Mann spannte das Pferd aus und ging auf den Stall zu. Der Alte näherte sich mir, bekreuzigte sich, sagte mir auf russisch guten Morgen und dann gleich noch auf rumänisch »sanatate«.

Dies also ist eine Sowjetfarm, dachte ich. Erst vor wenigen Stunden haben die Bolschewisten den Ort verlassen, erst seit wenigen Stunden steht dieses Gebiet nicht mehr unter Sowjetgesetzen; seit wenigen Stunden. Diese Dörfer, dieses Gut gehören nicht mehr zum wirtschaftlichen, politischen und sozialen System der Sowjetunion. Die Struktur, die Organisation der kommunistischen Herrschaft ist noch intakt; es war noch keine Zeit, die sowjetische Spur zu tilgen, die Linien der kommunistischen Architektur zu verwischen. Diese Farm zeigt sich mir in diesem Augenblick, für wenige Augenblicke noch, dachte ich, wie sich für wenige Augenblicke den Augen Heinrich Schliemanns beim Betreten der Königsgräber von Mykene die Körper der Atriden zeigten, ehe sie in Staub zerfielen. Ich will sie mir gut ansehen, so scharf wie nur möglich. Denn dieses Gut ist eine Zelle des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Sowjetkörpers, ein unberührter, vollkommener Mikrokosmos der kommunistischen Gesellschaft, der Landwirtschaft der Sowjetunion. Mir ward das unerwartete Glück zuteil, die Übertragung, kann man sagen, dieser Zelle vom sozialen, politischen und wirtschaftlichen Sowjetkörper auf einen anderen mitzerleben; diese Metamorphose in ihrem kritischen Augenblick beobachten zu können. Es war ein einmaliger Augenblick, den ich jetzt erlebte: eine historisch einmalige Erfahrung. Von der kommunistischen Gesellschaft konnte ich in dieser »Zelle« nur eine Summe von Einzelheiten wahrnehmen: Aber gerade den Einzelheiten (die ich objektiv, ohne polemische Absicht berichten will; eine polemische Einstellung wäre hier absolut unangebracht), gerade den aus der Nähe beobachteten Einzelheiten, auch den geringsten, kann man den Sinn einer solchen Metamorphose entnehmen, viel besser als aus ferner und breiter Perspektive. Während die Kolonne Ruhestellung bezieht (selbst die Ruhestellung ist eine Schlachtordnung) und die Soldaten mit Weizen- und Roggenbüscheln, mit Bündeln von Sonnenblumen und Sojabohnenstengeln die stahlgrauen Fahrzeuge tarnen und da und dort in den Feldern die kleinen Pakgeschütze und die Flak-MGs postieren (die Fahrzeuge des Stabes parken in einem großen Hof hinter dem Hauptgebäude im Schutz mehrerer Reihen Bäume), mache ich einen Gang durch das Gut und beobachte, was um mich her vorgeht.

Links beim Betreten des Hofes ist ein Gebäude, ein Stall. Ich bleibe unter der Tür stehen. Vor ihrem Freßtrog voll Heu schaut eine Kuh zu mir auf, ruhig wiederkäuend. Der Stall ist unordentlich. Heu auf dem Boden verstreut, Gabeln, umgeworfene Eimer da und dort. Ich gehe wieder hinaus und sehe mich dem Alten gegenüber, den ich vorhin schon bemerkt hatte. Ein Mann und ein Mädchen am andern Ende des Hofes spannen zwei magere langhaarige Pferdchen vor einen Karren. Der Mann ist an die Vierzig, seine Bewegungen sind langsam. Das Mädchen hat ein hartes Gesicht, energisch, intelligent, sie bewegt sich abrupt, fast zornig. Sie sieht sich nicht einmal nach mir um. Eine Frau zeigt sich unter der Tür des Hauses, sie ist ungekämmt, das Gesicht lehmverschmutzt, die Augen rot und geschwollen. Sie starrt mich an, dann wendet sie sich um und schließt die Tür hinter sich. Ich frage den Alten, wo der Heuschober ist. »Hier«, sagt er, »aber er ist leer.« »Habt ihr kein Heu mehr? Wirklich nicht?« »Nein, Herr.«

Eigentlich sagt er nicht »nein, Herr«, sondern »njet, towarisch.« Aber er setzt sogleich auf rumänisch hinzu: »Nu domnule.« Dann murmelt er einige Worte deutsch, die ich nicht verstehe.

»Das Heu haben die russischen Soldaten geholt«, sagt er.

»War bolschewistische Kavallerie hier?«

»Hier nicht, aber in Ketruschika Nova. Sie hatten viele Pferde.

Sie haben alles Heu von den Gütern und Höfen der ganzen Gegend genommen. Auch meins.«

»Haben sie euch bezahlt?«

»Natürlich.«

»Haben sie es mit einem Beschlagnahme-Schein bezahlt oder mit Geld?«

»Sie haben mir einen Gutschein gegeben.«

»Wie werdet ihr den einlösen?«

»In Shofroncani, bei der Sammelstelle.«

»In Shofroncani sind jetzt die Deutschen. Die Kommunisten sind fort. Wißt ihr das nicht?«

»Ja, ich weiß. Meinen Sie, daß auch die Sammelstelle fort ist?« »Die bisherige ja. Aber wir werden schnell eine neue einrichten.«

»Dieselbe Sammelstelle?« »Dieselbe nicht, eine andere.«

Der Alte sieht mich an. Er sagt russisch: »Da, da, da, panimaju«, ja, ich verstehe. Dann setzt er auf rumänisch hinzu: »Eh, intzeleg«, ich verstehe. Man sieht, daß er nachdenkt, daß er sich bemüht zu begreifen. Aber er scheint nicht sehr besorgt um seinen Bon, den er nicht wird einlösen können. Ich habe den Eindruck, daß er an etwas anderes denkt, an etwas weniger Bestimmtes, aber Ernsteres, Dringlicheres. Neben dem Stall befindet sich ein großer Raum, eine Art Kornspeicher. Fast der ganze Raum wird von einem Berg kleiner runder dunkelgrauer Samenkerne bedeckt. Ich frage den Alten, wie sie diese Kerne nennen, zu was sie gebraucht werden. »Es sind Ölkerne«, antwortet er. Es müssen Sojasamen sein. An der einen Wand lehnt ein hoher Stapel leerer Säcke; an der gegenüberliegenden Wand ist eine Reihe gefüllter Säcke aufgestellt. »Wir waren dabei, die Säcke zu füllen«, erklärt der Alte, »aber wir mußten die Arbeit unterbrechen. Wir mußten fort.«

Wir gehen durch eine kleine Tür in einen großen Raum daneben, der mit einer Riesenmenge von Sonnenblumenkernen angefüllt ist.

»Solltet ihr das an den Staat abliefern, alle diese Samenkerne?« frage ich den Alten.

»An den Staat? Nein. Sie sollten zur Sammelstelle gebracht werden.«

»Das ist das gleiche.«

»Nein, nicht an den Staat abliefern. Wir brachten sie zur Sammelstelle«, wiederholte der Alte. »Seid ihr bezahlt worden?« »Natürlich.«

Der Alte erzählt weiter, daß dieses Jahr die Ölsamenernte ausgezeichnet sei. Auch die Getreideernte ließ sich gut an. »Aber bei diesem Durcheinander«, sagt er, »mit diesem Krieg« (erst sagt er auf russisch »wojna«, dann verbessert er rumänisch »razboiu«) »wird es ein Unglück für uns geben, wenn wir die Ernte nicht verkaufen können. Die Kommunisten kauften uns alles ab«, sagt er.

»Ihr werdet sicherlich Abnehmer finden wie bisher«, sage ich. »Wie bisher? Wen denn?«

»Ihr werdet die Ölkörner und das Getreide an die Sammelstelle abliefern, und die werden euch bezahlen.« »An die sowjetische Sammelstelle?« »Nein, an die deutsche.« »Ah, ihr habt auch Sammelstellen?« »Natürlich.«

Der Alte blickt mich fragend an, dreht die Mütze in seinen Händen, er möchte noch weiter fragen, aber man sieht, daß er es nicht wagt.

»Wieviel Pferde habt ihr?« frage ich ihn. Er antwortet, daß sie insgesamt fünfzehn auf dem Gut hatten. Die besten haben sich die Bolschewisten geholt. Neun sind ihm geblieben. Wir überqueren den Hof und betreten einen großen Stall. An den Krippen stehen sieben Pferde. In einer Ecke des Stalls ist das Frischfutter aufgehäuft: ein Berg von Gras, grünem Hafer und Klee. Es sind magere kleine Pferde, struppig, mit eingefallenen Flanken. Es wundert mich, daß bei solchem Überfluss an Futtermitteln in der Gegend alle Pferde hier so schlecht im Stand sind. »Es ist die Rasse, sie taugt nichts«, sagt der Alte. Wir gehen über den Hof zurück und betreten den Schuppen der landwirtschaftlichen Maschinen. Zwei Dreschmaschinen, vier oder fünf Mähmaschinen, glaube ich, und ein Traktor. An der Wand aufgereiht Petroleum-, Benzin- und Ölkörner. Die Mähmaschinen vor allem scheinen mir in schlechtem Zustand. »Ja«, sagt mir der Alte, »sie reparieren zu lassen oder sich auch nur ein Ersatzteil für den Motor zu besorgen, war schwer und dauerte lange. Wir mußten warten, bis Mechaniker aus der Kolchose kamen. In der Kolchose von Shofroncani war aber niemals ein Mechaniker. Er mußte aus Kischinew kommen, manchmal sogar aus Balta. Wenn man nach Shofroncani kam, hieß es: Morgen, kommt morgen wieder, und so werden halt die Maschinen unbrauchbar.« Er schüttelt den Kopf und kratzt sich das kurze und harte weiße Haar, das sein Kinn bedeckt. »Gehören die Maschinen euch?«

»Die Dreschmaschinen gehören der Kolchose. Wir bekommen sie nur geliehen. Wir müssen sie an andere Höfe weiterleihen, wenn Ernte ist. Die anderen Maschinen gehören zum Hof.«

Wir besichtigen weitere Ställe, weitere Schober, Lagerhäuser für Ölkörner, zwei große Getreideschuppen. Es ist ein ziemlich großes Gut und, wie mir scheint, auch gut ausgerüstet. Doch habe ich insgesamt nur drei Kühe gezählt. Mir scheint das wenig für einen so großen Betrieb.

Zum Gut gehört auch ein »Herrenhaus«, also das Wohnhaus des einstigen Besitzers. Es ist ein niedriger Bau, mit Mauern aus Stroh und Lehm, die außen und innen mit einer dicken Gipschicht verputzt sind. Längs der Vorderseite läuft eine Veranda mit kleinen Holzsäulen. Um das Haus herum liegt eine Art Garten, voller Abfälle, Lumpen, faulendem Stroh. Ein paar Hühner scharren im Unrat.

Der Alte erzählt mir, daß der frühere Besitzer ein rumänischer Jude war. Ich bleibe unter der Tür stehen und muß lachen. Besitzer! Dies Wort, in diesem Augenblick, an diesem Ort, unter diesen Umständen, kommt mir absurd vor, lächerlich, ein armseliges, verblichenes Wort, ein höchst altertümliches Wort. Ich muß lachen. Ein Wort aus einer toten Sprache. Aus verschiedenen, zweifellos sehr verschiedenen Gründen scheint mir dieses Wort sowohl für den alten Bauern wie für mich einen merkwürdigen Klang zu haben, fast als ob es ohne rechten Sinn sei. Doch der Alte zeigt sich keineswegs besorgt wegen der eventuellen Rückkehr des früheren Besitzers (mir will scheinen, daß er »Jude« mit einer gewissen Bitterkeit sagt. Dann spricht er weiter: »Auch die Kommissare für die Requisitionen und bei den Sammelstellen waren alle Juden.« Er dreht die Mütze in den Händen hin und her, und sieht mich an. Ich verstehe vollkommen, was er denkt. Aber ich tue so, als begriffe ich nicht). Woran ihm liegt, ist zu erfahren, ob das an die Kolchosen übergegangene Land den früheren Eigentümern zurückgegeben wird. Auch ein Stück Land, das zum Gut Skuratowoj gehörte, ist zur Kolchose Shofroncani geschlagen worden. Ich weiß es nicht. Alles hängt davon ab, wie der Krieg ausgeht.

Ich setze mich auf einen Stuhl, in einem Zimmer, das wohl einst das Arbeitszimmer des »Besitzers« war. Auch ein Diwan befindet sich in dem Raum. Auf einem großen Gestell stehen und liegen wahllos einige hundert Bücher. Größtenteils französische Ausgaben natürlich; viele Bände von Paul de Kock. Einige von Max Nordau. In dem »Herrenhaus« wohnten eine Zeitlang zwei Sowjetbeamte, zwei Inspektoren einer Sammelstelle, glaube ich.

»Sind Sie müde?« fragt mich der Alte. Er rät mir, mich auf dem Diwan auszustrecken. Danke, lieber nicht. »Wenn es hier die Sammelstelle für Wanzen gäbe«, sage ich, »wäre es eine prächtige Ernte.« Der Alte lacht und kratzt sich den Bart.

»Habt ihr nicht etwas Brot, ein bißchen Käse?« frage ich ihn.

»Ja, ich glaube schon«, meint der Alte.

Wir verlassen das Herrenhaus. Am andern Ende des Hofes sehen wir ein Mädchen mit einem roten Kopftuch, das die Arbeit dreier alter Männer beim Einsacken von Ölkernen überwacht. Es ist das Mädchen von vorhin, das dem Mann half, die Pferde anzuschnitten. Von Zeit zu Zeit wird ihre Stimme laut. Die drei Bauern fahren mit ihrer Arbeit fort, ohne zu antworten. Der Alte wendet sich an das Mädchen.

»Brot ja, Käse nein«, antwortet das Mädchen trocken. Der Alte macht ein bedauerndes Gesicht.

»Könnte ich etwas Milch bekommen?«

»Milch? Gehen Sie nur in den Stall. Dort steht die Kuh.«

Da lege ich ihr eine Hand auf den Arm. Ich sage: »Domnisoara bolschevika, ich kann nicht melken.« Das Mädchen lacht und sagt: »Entschuldigen Sie, domnule, aber Sie sehen...«

»Ich bezahle Ihnen Ihre Milch.«

»Nicht deswegen... Sie brauchen sie nicht zu bezahlen.«

Sie geht in den Stall, ergreift einen der Eimer an der Wand, schaut, ob er sauber ist, geht ihn am Brunnen auswaschen, kommt zurück, kniet neben der Kuh nieder. Dann steht sie auf, reicht mir den Eimer, mit zwei Finger hoch Milch darin.

Der Alte bringt mir ein Stück weißes Brot. Etwas hart, aber gut.

Ich tauche es in die zwei Finger hoch Milch auf dem Grunde des Eimers. Die Frau schaut mir beim Essen zu. Dann geht sie, ohne auch nur zu grüßen. Ich denke: »Sie haben sie schlecht erzogen.« Dann lächle ich. Sie muß ein sehr tüchtiges Mädchen sein. Sie arbeitet, sie ist es, die hier alles in Gang hält. Sie gefällt mir, im Grunde. Ich denke, daß ich sehr wohl die Kuh hätte melken können, mit meinen Händen. »Ein schönes Tier«, sage ich.

»Wir haben dreihundert Rubel dafür bezahlt«, sagt der Alte.

»Von wem habt ihr sie gekauft?« »Von der Kolchose.«

»Drehundert Rubel, sagten Sie? Ganze dreihundert Rubel?« »Teuer, ich weiß. Aber es ist ein schönes Tier.« Ein deutscher Soldat zeigt sich unter der Stalltür. Er fragt den Alten, ob er ihm eine Gans verkaufen kann. »Ja, ich glaube ja.« Die beiden gehen hinaus. Ich sehe sie über den Hof gehen, hinter dem Haus drüben verschwinden. Dann gehe ich in den Raum mit den Ölkernen hinüber und lege mich auf den Stapel Säcke. Einige Stunden später erwache ich. Der Alte steht vor mir, mit dem Mädchen. Er nimmt die Mütze ab und reicht mir ein Stück Papier. »Was habt ihr den Soldaten vorhin für die Gans zahlen lassen?« frage ich ihn.

»Fünzig Lei«, erwidert der Alte. »Ich weiß, fünfzig Lei ist viel, aber alles ist so teuer, heutzutage.« Fünzig Lei? Das sind ebensoviele Pfennige. Ich werfe einen Blick auf das Stück Papier. Es ist ein Beschlagnahmeschein über zwei Pferde. Deutsch geschrieben, mit der Unterschrift eines deutschen Offiziers.

»Sie haben sie uns gerade vorhin beschlagnahmt. Glauben Sie, daß sie sie uns bezahlen werden?« fragt mich das Mädchen. »Natürlich«, sage ich. »Der Schein ist völlig in Ordnung. Es ist ein deutscher Gutschein.«

»Und glauben Sie, daß man uns gut bezahlen wird, für diese zwei Pferde?«

»Etwas besser als für die Gans bestimmt«, sage ich lachend. Das Mädchen sieht mich unschlüssig an. Sie errötet leicht. »Sehen Sie«, meint sie, »vielleicht hat der Alte zuviel verlangt für die Gans. Fünfzig Lei ist zuviel, das verstehe ich. Aber ihr müßt uns verzeihen. Was können wir denn schon verstehen, von Preisen? Die Bolschewisten sagten uns: dies kostet soviel, jenes soviel. Ihr solltet es ebenso machen. Und ihr müßtet uns erst einmal erklären, wieviel ein Lei ist im Verhältnis zum Rubel.«

Sie spricht mit Ernst und Überzeugung und zieht die Stirne kraus. »Ein intelligentes Mädchen«, denke ich, »ein tüchtiges Mädchen.« »Ich rate Ihnen, sofort zum Kommando zu gehen«, sage ich lachend, »und darum zu bitten, daß der Oberst den Preis für Gänse festsetzt, wenn Sie nicht wollen, daß in fünf Minuten die ganze Kolonne kommt, um Ihre Gänse für fünfzig Lei das Stück zu kaufen.« Das Mädchen lacht und stemmt die Arme in die Hüften. Dann verdüstert sich ihr Gesicht, sie errötet erst leicht und dann stärker, wie wenn sie es nicht wage, ihren Gedanken auszusprechen, und fragt: »Glauben Sie, daß der alte Besitzer wiederkommen wird?« »Der von früher nicht, weil er Jude war. Es wird ein anderer kommen.«

»Werden sie uns das Land nicht lassen?« Ich weiß nicht, was ich ihr antworten soll. Ich möchte ihr gern eine positive Antwort geben. Die in Rumänien von Bratianu durchgeführte Agrarreform (die kühnste Landreform, die im kleinbürgerlichen Sinne jemals in Europa durchgeführt wurde) hat das Problem wenigstens in seinen unmittelbaren Auswirkungen gelöst. Ich denke, daß für Bessarabien, das erst vor einem Jahr der Sowjetunion angeschlossen wurde, das Problem der Rückkehr zum bürgerlichen Wirtschaftssystem nicht so schwierig sein wird, wie es etwa in Sowjetrußland wäre. Denn in der Ukraine, in ganz Rußland, würde sich das Problem zweifellos unendlich viel verwickelter gestalten und müßte mit größter Vorsicht angegangen werden. »Ihr werdet sehen, daß alles gut gehen wird«, sage ich zu dem Mädchen. »Anfangs wird es selbstverständlich einige Unsicherheit geben. Es ist nicht leicht, alles von heute auf morgen zu ändern.«

Im Hof, vor unserer Tür, hat sich eine Menschengruppe versammelt: es sind alte Männer (die jungen wurden alle zum Heer eingezogen), Frauen, Mädchen, Kinder und einige Burschen, die wohl zu jung waren, um Soldat zu werden, oder bei der Musterung abgewiesen wurden. Sie betrachten mich eingehend, die alten Männer

stehen mit unbedecktem Haupt da, die jungen schauen sicherer drein, sie haben nichts Schüchternes im Aussehen und im Blick. »Was wollen sie denn?« frage ich das Mädchen. »Sie warten, daß ihnen jemand sagt, was sie tun sollen.« »Sie sollen weiterhin das tun, was sie bisher getan haben«, antworte ich etwas verlegen. »Ich glaube, das ist das beste, wenigstens in diesen ersten Tagen.«

Das Mädchen zieht die Stirn in Falten und sieht mich an, ohne etwas zu sagen. »Ein intelligentes Mädchen«, denke ich, »ein tüchtiges Mädchen. Sie hat bis heute hier alles in Gang gehalten. Sie hat den Funktionären der Kolchose, den Inspektoren der Sammelstellen, den Beschlagnahme-Kommissaren die Stirn geboten. Ein tüchtiges Mädchen«, denke ich. Sie hat angeordnet, hat den Bauern gesagt, was zu tun war, sie hat das Gut verteidigt. Jetzt gilt sie nichts mehr, jetzt darf sie nicht mehr kommandieren.

»Tut weiter das, was ihr bis heute getan habt«, sage ich zu ihr, »bis man euch sagen wird, was es Neues gibt, was geändert wird.«

Das Mädchen lächelt, errötend: »Wir haben unsere Felder verteidigt, wir haben nichts Böses getan.« Es ist wirklich, als sei das Gut Skuratowoj, als seien die Dörfer Ketruschika Stara und Ketruschika Nowa, als sei Bratoseni und Shofronciani und Zaicani, als seien alle diese Bauern, diese Dörfer, diese Felder, diese endlosen Getreideflächen auf einen schmalen Grat gestellt zwischen einer bestimmten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Ordnung und einer anderen, die dieser entgegengesetzt ist, als erlebten sie den empfindlichen und gefährlichen Augenblick ihrer Metamorphose, den kritischen Augenblick des Übergangs von einer Ordnung zur anderen.

»Nein, sicherlich, ihr habt nichts Böses getan«, sage ich. Einige Stunden später, als ich aus dem Heuschober komme, gehe ich quer über den Hof des Gutes. Ich war in dem Schober eingeschlafen; als ich aufwachte, spüre ich den Mund voller Staub. Ich habe Durst. Eine seltsame Stille lastet über dem Gut. Der Alte sitzt unter der Tür zum Stall; ich bitte ihn um ein Glas Wasser. Er sieht mich mit erloschenem Blick an und antwortet nicht. Ich gehe zum Brunnen hinüber. Plötzlich sehe ich auf der Erde, vor der Mauer des Pferdestalls, ein rotes Kopftuch, zwei nackte Beine. Es ist das Mädchen; ihr Gesicht ist blutig. Ich bedecke ihr Gesicht mit meinem Taschentuch. »Nein, du hast nichts Böses getan«, sage ich leise. (Der letzte Absatz war 1941 von der Zensur gestrichen und ist hier nach dem Originaltext wieder eingefügt worden.)

8 Stählerne Pferde

Cornolenca, 14. Juli

Noch graut der Morgen nicht, als wir den Hof in Skuratowoj verlassen. Die Motoren niesen. Mir fällt das berühmte Niesen des griechischen Hopliten Xenophons ein »chaire! chaire!« Der Himmel im Osten ist silbrig blaß. Das Korn raschelt leicht, plätschert wie Wasser, das zwischen niedrigen Ufern dahingleitet. Auf dem Hang der Hügel (die allmählich flacher werden, jetzt sehen sie aus wie Brüste, zwischen weiten Geländewellen buchtet sich jeweils eine leichte Furche ein: kein Tal, nur eben ein Ort des Schattens, des Einhaltens, der Ruhe) sieht man die Trupps der Aufklärer längs der Furchen streifen, sich klar gegen den sehr blassen Himmel abheben. Vor uns tobt die Schlacht. Die Russen sind im Gegenangriff. Diese Gegenangriffe der sowjetischen Truppen erfolgen nicht nur an unserer Front, sondern auch weiter südostwärts in Richtung Belzy, in dem von rumänischen Divisionen gehaltenen Abschnitt. Stoßtrupps leichter rumänischer Kavallerie erscheinen und verschwinden zu unserer Rechten. Sie sind die Verbindung zwischen unserer und einer gemischten deutschrumänischen Kolonne, die schräg zu unserer Marschrichtung vorrückt.

Im gleichmäßigen Rollen der Artillerie unterscheidet man das trockene Knallen der Pakgeschütze, das dumpfere der kleinen Panzerkanonen. Unsere Kolonne rückt langsam in der klaren, kühlen Luft vorwärts; der Himmel im Osten ist aus leicht zerknittertem Seidenpapier. Schwärme von Lerchen erheben sich aus den Kornfeldern. Der Rauch aus den Auspuffrohren bildet eine leichte blaue Aureole um die Fahrzeuge. Dann plötzlich, wo der Hügel in einen sanften Abhang übergeht, erhebt sich eine rote Staubwolke bei unserer Vorbeifahrt, durchschnitten vom Knirschen der Räder, vom Kreischen der Ketten, vom hohen Summton der Motoren. Eine solche Kolonne gleicht einem Panzerzug. Ich bin auf den Wagen von Oberleutnant Schultz gestiegen; ich habe mich neben ihn gesetzt und es mir auf einer Munitionskiste einigermaßen bequem gemacht. Ich frage ihn, ob er das berühmte Buch »Panzerzug 1469« des kommunistischen Schriftstellers Leonow gelesen hat.

»Ja«, sagt er, »Sie haben recht, eine solche Kolonne ist wirklich wie ein Panzerzug.« Weh dem, der aus dem Zug aussteigt, weh dem, der sich von der Kolonne entfernt. Das Gelände um uns ist voller Tücken. Unser Panzerzug bewegt sich auf unsichtbaren Gleisen vorwärts. Die Geschosse der vereinzelt russischen Soldaten, die in den Kornfeldern versteckt liegen (fast hätte ich gesagt, längs des Bahndamms), prallen gegen die Stahlwände unserer Fahrzeuge. »Erinnern Sie sich an den Angriff auf den Zug 1469?« Nur ist es unmöglich, den Marsch unserer Kolonne aufzuhalten, die unsichtbaren Gleise zu sprengen, auf denen unser

Panzerzug dahinrollt. Wir sprechen über kommunistische Literatur. Oberleutnant Schultz (er ist Dozent an einer Universität, er beschäftigt sich mit sozialen Fragen, hat einige Abhandlungen über Sowjetrußland veröffentlicht, jetzt führt er die Flakabteilung unserer motorisierten Kolonne) sagt mir, daß Rußland sehr wahrscheinlich nach der Niederlage nochmals eine Zeit erleben wird, die in einem gewissen Sinn sehr ähnlich der ist, die in Pilniaks »Nacktem Jahr« beschrieben wird. »Mit dem Unterschied«, fügt er hinzu, »daß das Drama, das Pilniak beschreibt, sich sozusagen im Laboratorium abspielte. Rußland wird nochmals das gleiche Drama erleben, aber im Hof einer Fabrik, eines Stahlwerks, im trostlosen Klima eines niedergeschlagenen Arbeiteraufstands.« Dann schaut er mich an, er lächelt zaghaft und sagt: »Die Fahrzeuge sind sozial gesehen sehr interessante und gefährliche Gestalten.« Er gesteht mir, daß dies Problem ihn außerordentlich beschäftigt. Die Soldaten rufen von den Fahrzeugen herab einander zu, machen einander Zeichen, werfen sich Gegenstände zu: Käämme, Bürsten, Zigaretten-schachteln, Seifenstücke, Handtücher. Der Befehl zum Aufbruch kam überraschend, viele hatten nicht einmal Zeit sich zu waschen, sich zu rasieren. Jetzt machen sie es, so gut sie können: einige balancieren breitbeinig auf der Plattform eines Flakfahrzeuges, sie waschen sich mit nacktem Oberkörper in einer Art Eimern aus Tuch, andere rasieren sich kniend vor einem Stückchen Spiegel, das sie in den Gewehrständler geklemmt oder am Dreifuß eines Maschinengewehrs aufgehängt haben, andere säubern sich die Stiefel mit Wasser und Seife.

Die Sonne durchbricht ihre Schale am Horizont, erhebt sich an einem ganz grün gestreiften Himmel, blinkt zaghaft von den Panzern der Fahrzeuge. Ein leichter rosiger Flaum sprießt auf den grauen Stahlplatten. An der Spitze der Kolonne färben sich die schweren Panzer mit rosigen Reflexen, spiegeln zarte und lebhafteste Lichtschimmer wider. Und plötzlich, dort weit vor uns, tief am Horizont, in jener endlosen Welle von Getreide, die wie ein goldener Fluß dahingleitet, plötzlich dort drüben, am Hang eines Hügels, ein unstabiles Funkeln von Stahl, ein Blitzen von Panzern.

Ein Ruf zieht sich die Kolonne entlang: »Mongolen! Mongolen!« Denn die Soldaten wissen inzwischen nach der Art wie sie kämpfen, nach ihrer taktischen Aufstellung, die mongolischen Abteilungen von den anderen Abteilungen der Sowjets zu unterscheiden. Gewöhnlich kämpfen die mit asiatischen Mannschaften besetzten Panzer nicht in Formation, sondern einzeln oder in Gruppen von zwei oder höchstens drei. Es ist eine Taktik, die gewissermaßen an die der Reitertruppe erinnert. »Panzerpferde« nennen sie die deutschen Soldaten. Es ist etwas vom alten Geist in ihnen geblieben, in diesen tatarischen Reitern, aus denen die Industrialisierung der Sowjets und der militärische Stachanowismus Facharbeiter, Mechaniker, Panzerfahrer gemacht haben.

Einige tatarische Gefangene, die gestern abend eingebracht und ins Gehöft Skuratowoj überstellt wurden, bestätigten, daß die sowjetischen Truppen, denen die Verteidigung der Ukraine übertragen ist (also des Industrie- und Bergbaubezirks an Dnjepr und Don, der Straßen, die in den Kaukasus und zum Erdöl von Baku führen), größtenteils asiatische Truppen sind: es sind Tataren aus der Krim, die Überreste der Goldenen Horde, es sind Mongolen von den Ufern des Don, der Wolga, des Kaspischen Meeres, aus den Kirgisensteppen, aus den Steppen bei Taschkent und Samarkand, es sind Kurden aus Turkestan. Sie sind das Beste, was der Fünfjahresplan der mongolischen Republiken hervorgebracht hat, sie sind die auserlesenen Erzeugnisse der Industrialisierung des asiatischen Rußland, die jungen Rekruten des militärischen Stachanowismus.

Die Gefangenen, im Hof des Gutes zusammengetrieben, waren etwa fünfzehn, von Statur etwas mehr als mittelgroß, mager, aber von wohlproportionierten Gliedmaßen, beweglich und kräftig. Sie schienen auf den ersten Blick hin sehr jung zu sein, doch das war eine Sinnestäuschung. Zwischen fünfundzwanzig und dreißig würde ich sagen. Sie trugen simple Khakiuniform, ohne irgendein Abzeichen, noch nicht einmal eine Nummer am Jackenkragen. Über dem schwarzglänzenden Haar ein ebenfalls khakifarbenes Käppi. An den Beinen Stiefel im tatarischen Schnitt, aus grauem, weichem Leder, gleich bequem zum Reiten wie um in der Enge eines Panzers zu kauern. Die Augen waren eng, schräg, der Mund klein. Um die Augen und über die Schläfen hin ein Spinnwebgewebe winziger, lebendiger, sensibler Falten, die wie das Nervengeflecht in Libellenflügeln bebten. Sie hockten am Boden längs der Stallmauer, gegen den öligen Fleck der untergehenden Sonne gelehnt. Sie kauten Sonnenblumenkerne; scheinbar gleichgültig und doch sehr aufmerksam. Mißtrauen verbarg sich unter dieser kühlen und glatten Gleichgültigkeit. Der Sonnenfleck auf der Mauer schrumpfte immer mehr, bis er schließlich nur noch eine kleine hell leuchtende Stelle im Gesicht eines der Gefangenen war. Diese gelbe, vom letzten Aufflammen der untergehenden Sonne intensiv erleuchtete Maske war starr und reglos: der schmale Mund geschlossen, die glatte Stirn undurchdringlich, die schattenlosen Augen geradeaus gerichtet. Lediglich die beiden Spinnwebgewebe der Falten rings um die Augen bebten, zart und empfindlich. Das Gesicht war, ich weiß nicht warum, wie ein sterbender Vogel. Als die Sonne verschwand, schloß der gelbe Vogel die Flügel und hockte träge da. Sie waren gefangengenommen worden, als sie mit zwei Panzerspähwagen versuchten, zum Gros ihrer Formation zurückzustoßen. Der Panzer, der sie schützte, war in einem Feld einige Kilometer östlich von Skuratowoj zerschossen liegen geblieben. Sie hatten sich heftig gegen einen schweren deutschen Panzer gewehrt, der ihnen den Weg abschnitt. Zwecklose Verteidigung. Gegen Panzer ist Maschinengewehrfeuer völlig wirkungslos. Ein Teil von ihnen war gefallen, die Überlebenden saßen jetzt hier längs der Mauer dieses Hofes. Sie kauten ihre Sonnenblumenkerne, die kleinen, schräg stehenden Augen leicht zusammengekniffen.

Sie schienen aus ihrer Erstarrung erst zu erwachen, als eines jener kleinen, mit Ketten ausgerüsteten Motorräder in den Hof rollte, denen ein kleiner Panzerwagen, ebenfalls auf Ketten, beigegeben ist. Sie sind eine Neuheit im deutschen Heer; sie traten zum erstenmal in diesem russischen Feldzug in Erscheinung. Es handelt sich nicht um ein wirkliches Motorrad, an das ein Caterpillar angehängt ist; es handelt sich eher um ein Caterpillar, das von einer Art Motorrad gesteuert und zugleich gezogen wird, das aus dem Panzer mit nur einem kettenbewehrten Rad hervorragt. Der Fahrer sitzt rittlings auf dem Motorrad, den Rücken gegen das Caterpillar gelehnt. Wenn man es so sieht, hält man es für ein Behelfsfahrzeug, leicht und von geringer Leistungsfähigkeit. Doch die Deutschen erzählen Wunderdinge davon, wegen seiner mächtigen Zugkraft und Steigfähigkeit. Es klettert überall hin. Es war von seinem Konstrukteur für den Gebirgs-krieg entworfen worden. Bei seiner ersten Verwendung in den russischen Ebenen überraschte es die Techniker wegen seiner außerordentlichen mechanischen und praktischen Eigenschaften. Es dient meistens zum Transport von Munition und Benzinkanistern. Im Kampf folgen diese seltsamen Fahrzeuge unmittelbar den Panzerformationen und laufen zwischen den einzelnen Panzern hin und her. Manche werden zum Schleppen von leichten Panzerabwehrgeschützen verwendet. Sie sind sehr schnell, und inmitten der Getreidefelder nahezu unsichtbar.

Die tatarischen Gefangenen betrachten dies seltsame Fahrzeug mit lebhaftem Interesse. Ich besehe mir ihre Hände. Sie waren klein, kurz, ölbeschmiert, mit schwieligem Daumen. Die Haut zwischen Zeigefinger und Daumen war von tiefen schwarzen Furchen gestreift, wie es Hände von Leuten sind, die mit Eisenwerkzeug umgehen. Mechanikerhände. Wie es scheint, werden die Mongolen ausgezeichnete Mechaniker. Nicht Hilfsarbeiter, sondern wirkliche Facharbeiter. In den russischen Metallwerken arbeiten jetzt sehr viele junge Mongolen, besonders in den Fabriken des Bezirks um Charkow. Sie haben eine ungewöhnliche Leidenschaft für Maschinen. Das Interesse für das exakte Spiel der Motoren, der Getriebe, der Manometer ist bei der Jugend der sowjetisch gewordenen Mongolei an die Stelle der alten Leidenschaft für Pferde getreten. Sie sind anscheinend geboren für diesen höchst beweglichen Krieg, für diese Taktik der offensiven Panzer vorstöße, ähnlich dem Vorpellen der Kavallerieeinheiten in früheren Kriegen. Ich möchte geradezu sagen, daß sie den Panzer handhaben wie einstmals das Pferd. Mit derselben Technik, nach einem individuellen Prinzip, das das Neue dieses von den Mongolen in den Ebenen der Ukraine gekämpften Panzerkrieges darstellt. Sie kommen nicht in Massen heran, sondern einzeln. Sie bewegen sich in breiten Spiralen durch die Kornfelder, man möchte sagen, daß sie aufmarschieren wie in einer riesigen Manege. Diese ihre unverfrorene Kühnheit erinnert an die klassische Arroganz der Kavallerie. »Mongolen! Mongolen!« rufen die deutschen Soldaten. Es sind drei kleine Panzer, schnell kommen sie den leichten Hang eines Hügels herab, in einer Entfernung von nicht mehr als drei Kilometern vor uns. Von der Spitze unserer Kolonne lösen sich zwei schwere Panzer: wir sehen sie quer

durch das Getreide vorrücken, der eine rechts, der andere links, und nach und nach den Abstand untereinander erweitern, als wollten sie mit einem Umfassungsmanöver den Gegnern den Weg abschneiden. Die drei kleinen mongolischen Panzerfahrzeuge ziehen sich auseinander, sie beginnen eine Reihe von merkwürdigen Bewegungen, fast als beschreibe jeder eine weite Spirale auf dem welligen Gelände, das sie von Zeit zu Zeit immer wieder dem Blick entzieht. Man könnte sagen, sie versuchen Zeit zu gewinnen, die deutschen Panzer in eine Art Gymkhana zu verwickeln, um dem Gros ihrer Formation die Möglichkeit zu geben, ihnen zu Hilfe zu kommen oder sich zurückzuziehen. Dann plötzlich beginnen die beiden schweren deutschen Panzer mit ihren Bordgeschützen zu feuern.

Man sieht, wie die Geschosse hohe Erdfontänen um die kleinen Sowjetfahrzeuge herum aufwirbeln. Der Kampf dauert nur zehn Minuten: da sie schneller als die Panzer sind, entziehen sich die russischen Fahrzeuge dem Feuer und verschwinden hinter dem Hügel. »Es ist eine Aufforderungstaktik«, sagt Oberleutnant Schultz zu mir. »In diesem beweglichen Kolonnenkrieg erfüllen die Panzerpferde eine kühne und recht gefährliche Aufgabe. Man muß sehr auf der Hut sein, sich von diesem tückischen Spiel der Verlockung nicht auf irgendwelches vermintes Gelände oder in einen Hinterhalt von starken Panzerabteilungen locken zu lassen, die hinter einem Wald oder hinter einem Hügel in Deckung liegen.« Wir erreichen das Dorf Cornolenca nach einigen Stunden. Das Dorf ist unversehrt, aber verlassen. Etwas außerhalb des Dorfs steht eine Häusergruppe in Flammen. Unsere Kolonne hat Befehl erhalten, im Schutz eines Hügels, etwa ein Kilometer jenseits Cornolenca, in Stellung zu gehen. Wir verbringen den Nachmittag in entnervender Erwartung. Eines unserer mittelschweren Geschütze, das zwischen den Häusern eines Dorfes aufgefahren ist, feuert von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Abständen einen Schuß ab. Alle drei Minuten einen Schuß. Zahlreiche Batterien, die zu unserer Rechten aufmarschiert sind, feuern ununterbrochen.

Gegen Abend sehen wir etwa zehn von einem Panzer geleitete deutsche Wagen bei uns eintreffen. Einem der Fahrzeuge entsteigen sechs Gefangene: vier Mongolen und zwei Russen.

Während nach dem Verhör die Gefangenen in ein Zimmer eines der Bauernhäuser eingesperrt werden, kommt Oberleutnant Schultz zu mir und sagt: »Ich vermute, daß einer der Gefangenen ein politischer Kommissar ist. Haben Sie seine Uniform beachtet?«

Es ist schon finster, als mir ein seltsames Kommen und Gehen bei dem Haus auffällt, in dem die Gefangenen bewacht werden. Während ich zu dem Haus hinübergehe, treffe ich wieder auf Schultz. Er erzählt mir, daß der »politische Kommissar« tot aufgefunden wurde, erwürgt. Und er zeigt mir ein Stück Papier, auf dem mit Bleistift in Russisch etwas geschrieben steht. Ich entziffere folgende

Worte: »Ich selbst habe meinen Männern Befehl gegeben, mich zu töten.« Die Unterschrift ist deutlich: »Vasil Volinski, politischer Kommissar bei der XV. Panzerdivision.«

9 Dort ist der Dnjestr

Soroca am Dnjestr, 4. August

Dort ist der Dnjestr. Ja, dort ist der Dnjestr, in dem engen tiefen Tal mit seinen Steilwänden aus hartem Ton, durchfurcht von weißen Runzeln und roten Spalten. Am Rand des ukrainischen Ufers, im Grün des Mais, im Gold des Weizens, zwischen kleinen Akazienwäldern und im Dickicht der Sonnenblumen- und Sojabohnenfelder das Eisen- und Betonlabyrinth der Stalinlinie.

Es ist ein komplexes System von Betonunterständen, Zickzacklaufgräben, Bunkern mit stählernen Kuppeln. Von hier aus gesehen, von der Höhe des Damms steil über Soroca, erscheint mir die Stalinlinie wie eine Reihe von weißen Buchstaben auf der Schiefertafel des Ufers. Dies kaum wahrnehmbare »T« in einem Sojafeld ist eine Pak-Stellung, das »A«, das »C«, das umgekehrte »D«, das »Z«, das »I« sind kleine Schanzen, Bunker, Gräben, Laufgänge, Maschinengewehrnester. Es ist fast eine chiffrierte Schrift, eine verschlüsselte Sprache, eine mysteriöse Zeichengebung, die die deutschen Artilleristen geduldig mit Hilfe von Zieltafeln entschlüsseln, um den letzten Sturm vorzubereiten. Schon kommen die Belagerungsparks auf das Kampfgebiet. Das Klirren der Ketten mahlt die staubdichte Luft. Es ist, als ob große Stahlzähne die ekstatische Ordnung dieses Sommernachmittags zermahlen. Der Hammer der Kanonen schlägt auf die Stahlplatten der Mittagshitze. Riesige Schlösser weißer Wolken zerbrechen am Horizont, über dem Grün und dem Gold der ukrainischen Ebene.

Dort ist der Dnjestr. Wir haben vor zwei Tagen die motorisierte Division verlassen, der wir angeschlossen waren, und sind südwärts gefahren, um eine Kolonne Sturminfanterie zu erreichen. Dies hier ist ein Krieg, der von Grund auf anders ist als der, dessen Zeuge wir in den vergangenen Tagen waren. Es ist kein mechanisierter Krieg mehr, nicht der Zusammenprall großer Formationen schwerer Panzerfahrzeuge, sondern der uralte Krieg der Infanterie, der pferdebespannten Batterien. Der Geruch des Pferdemitos ist mir angenehm nach all dem Dunst von Öl und Benzin. Die Stimmen der Männer klingen mir ins Ohr wie Stimmen einer endlich wiedergefundenen Menschlichkeit.

Von der Front bei Mogilew bis hier nach Soroca war die Fahrt ziemlich beschwerlich. Auf Straßen, die mit Fahrzeugen verstopft waren, mit Artillerietrossen, mit Infanteriekolonnen, mit unübersehbaren Lastwagenkolonnen in einer blendenden

den, dichten Wolke von rotem Staub. Zu Seiten der Straße da und dort zerfetzte Maschinen, verkohlte Fahrzeuge, umgestürzte sowjetische Panzer. Gegen Belzy zu werden die Spuren des Kampfes häufiger. Truppweise arbeiten Gefangene an der Freimachung der Straße. Sie sehen mich mit offensichtlicher Neugier vorüberfahren, betrachten meine Alpini-Uniform. Einen Augenblick lang stehen sie da, auf den Griff des Spatens oder der Schaufel gestützt, sofort von der Stimme der deutschen Soldaten, die sie bewachen, zur Arbeit angerufen. Da und dort in der Gruppe der Gefangenen bildet ein Mongolengesicht einen runden gelben Fleck. Engstehende schräge Augen, kleiner Mund, rasierter Schädel. Wenige Kilometer vor Vlasesti tauchen die ersten russischen Gräber auf, bei ein paar erschossenen russischen Panzern. Es sind einfache Grabhügel ohne Kreuze, ohne Namen, ohne irgendein Zeichen: nur ein sowjetischer Stahlhelm auf der frisch ausgehobenen Erde, oder eine Mütze mit Lederschirm, oder eine zerrissene khakifarbene Feldbluse. Auf der anderen Seite der Straße in Reihen die Kreuze der deutschen Friedhöfe: die Gräber sind mit Blumen bedeckt, und auf jedem Kreuz, unter dem Stahlhelm, der darüber gestülpt ist, Name, Dienstgrad, Alter des Gefallenen. Auf dem Grab eines Fliegers (die »Messerschmitt« liegt in einem Kornfeld, verbrannte Tragflächen, zerbeulter Rumpf) ist ein MG-Geschoßstreifen um ein Kreuz gewickelt. Ähnlich einer Schlange, dem Symbol der Ewigkeit, das die Alten auf die Mauern der Häuser und auf die Wände der Gräber malten.

Auch in der Üppigkeit der Landschaft, im Reichtum des reifen Kornes, in der Pracht der weißen Wolken über dem prallen Busen der Hügel liegt eine Vorahnung von Tod, ein Zeichen der Auflösung. Es ist die geheime Bedeutung des Sommers. Die Menschen sterben, wie die Jahreszeiten. Es ist ein reicher Tod, in der reichsten Zeit des Jahres. Dann kommt der Herbst mit seinen süßen purpurnen Früchten.

Von fern zeigt sich Belzy, von den Kämpfen hart mitgenommen, die tagelang um die Stadt gewütet haben. Ich war weiter nördlich, in Skuratowoj, als Belzy in die Hände der Deutschen fiel. Vor dem Gehöft bei Skuratowoj sah man zu unserer Rechten, etwas rückwärts, die Flammen den Himmel purpurn färben. In der letzten Nacht der Kämpfe vermochte ich kein Auge zu schließen, so nahe schien das Dröhnen der Geschütze.

Als wir die Vororte von Belzy erreichen, belegen gerade einige sowjetische Flugzeuge den Flugplatz mit Bomben. Eine Staffel deutscher Jäger steigt auf, den sowjetischen »Ratas« entgegen. Zwischen den »Messerschmitts« und den »Rata« ist der Kampf kurz, aber heftig. Das Luftkarussell spielt zwischen der großen Rose des Flak-Feuers, die Explosionen sprießen weiß und rot neben den russischen Maschinen auf, die schnell in den Wolken verschwinden, nach Osten. Da ich den Verlauf des Luftkampfes aufmerksam verfolge, bemerkte ich zunächst nichts von dem erschreckenden Anblick der Stadt. Wir sind nahe einem Bahnübergang, am Ende eines Güterbahnhofs: auf den aufgerissenen Gleisen liegen riesige Stapel

von im Rauch der Explosionen geschwärztem Eisen, umgestürzte Wagen, eine von der großen Bombe eines »Stuka« zerfetzte Lokomotive. Die Lokomotive hat sich aufgebäumt, scheint aus der Erde hervorzuwachsen, wie ein plutonischer Wagen. Die Trümmer qualmen, ein langes dünnes Pfeifen entquellt den Eingeweiden des aufgeschlitzten Kessels. Auf dem Schornstein der Maschine dort oben weht wie eine Fahne ein blauer Lappen, vielleicht ein Fetzen vom Monteuranzug des Lokomotivführers.

Ich gehe durch die Hauptstraße der Stadt, die vom Bombardement, vom Platzen der Minen, von Bränden und dem Beschuß der beiderseitigen Artillerie zerstört ist. Häuserskelette stehen wankend gegen den blauen Himmel. Scharen von elenden Menschen; die Bevölkerung Belzys lebt seit einem Monat in den Wäldern oder in Kellern verschanzt; doch schon versuchen die Mutigsten, die Verzweifeltsten ihre Verstecke zu verlassen, und es sind Frauen, Alte, Kinder, mit den Zeichen der Angst, des Hungers, der Schlaflosigkeit im Gesicht: sie suchen zwischen den Trümmern, sammeln Bruchstücke nutzloser Gegenstände, Teile von verkohlten Matratzen, leere Flaschen. Trupps von bärtigen Juden, von SS-Soldaten bewacht, sind dabei, mit Hilfe von Tauen, Stahlkabeln und langen Stangen die wankenden Mauern einzureißen. Man hört da und dort in der toten Stadt das Rauschen von Steinen und Ziegeln. Scharen von hungrigen Hunden und Katzen raufen sich zwischen den Ruinen. Dies ist also Belzy, einst eine reiche, wohlhabende Stadt in einem sehr fruchtbaren, von Ähren blonden Tal. Einige Häuser glimmen noch, nach dem Flugplatz zu, längs der Straße nach Soroca. Ein Flak-MG feuert einsam dort drüben; die Geschosse durchlöchern eine schneeweiße Wolke, die aussieht wie eine Mehlwolke. Ein alter Jude, unter der Tür eines Obstgeschäftes hockend, ruft mir auf deutsch zu: »Alles gut, alles gut!«

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« steht mit riesigen Lettern an der Fassade des Hauses des Sowjets von Belzy, im Zentrum der Stadt. Es ist eher ein finsterer Palast als ein Haus, es sieht aus wie eine Villa aus dem neunzehnten Jahrhundert, umgeben von einem schönen Garten. Eine deutsche Wache steht breitbeinig seitlich des Einganges, gerade unter der großen kommunistischen Aufschrift. Die Seite, die zum Garten geht, ist im ersten Stock von einer langen Terrasse umgeben, mit eisernem, weißgestrichenem Geländer. Im Garten ist die Statue Stalins (der rote Diktator ist in seiner klassischen Pose dargestellt: zu Fuß, in der Stirn eine Lederhirmütze, mächtiger gezwirbelter Schnurrbart, die Rechte zwischen zwei Knöpfen des weiten langen Militärmantels, in napoleonischer Geste), im Garten also ist die Statue Stalins vornüber vom Sockel gestürzt: jetzt liegt sie mit dem Gesicht am Boden und scheint den Staub zu beißen. Es ist eine Statue aus Gips, die im grünen Gras schneeweiß aussieht. Die Brücke über den Fluß, knapp außerhalb der Stadt, ist von Fahrzeugen verstopft. Ein Zug Gefangener wartet, bis er die Brücke passieren kann. Sie stehen längs der Mauern

eines verfallenen Hauses, die Köpfe schwanken vor Müdigkeit und Hitze hin und her.

Ich bleibe stehen, um sie zu befragen. Es sind meistens Ukrainer und Bessarabier. Auf alle meine Fragen antworten sie unausweichlich »da«, ja. Sie schauen mich mit weit aufgerissenen Augen an, in denen die Angst ein kurzes dunkles Leuchten aufglänzen läßt. Der deutsche Soldat, der sie bewacht, sagt mir, daß sie Angst haben. Sie fürchten, jeden Augenblick erschossen zu werden. Der deutsche Soldat lacht, sie können sich nicht daran gewöhnen, sagt er, daß sie noch lebendig sind. Die Gefangenen sehen mich an, sie versuchen, aus dem Ausdruck meines Gesichts zu begreifen, wovon wir sprechen. Ich zünde eine Zigarette an und werfe das Streichholz weg. Ein Gefangener hebt das erloschene Zündholz auf und betrachtet es aufmerksam.

Einige Kilometer hinter Belzy, auf der Straße nach Soroca, kommen wir am Flugplatz vorüber und machen dann halt, um etwas zu essen. Unsere Vorräte sind recht spärlich. Wir haben nichts weiter als vielleicht zwanzig Dosen Tomatenmark und ein paar Flaschen Mineralwasser, eine Büchse Tee und etwas Zucker. Ziemlich mager.

Wir öffnen eine Dose Tomatenmark, bestreichen eine Scheibe Brot und essen. Seit drei Tagen essen wir Tomatenmark, mir wird schon übel davon. Nach unserer mageren Mahlzeit legen wir uns zum Schlafen ins Kornfeld, nach einer Stunde geht es weiter.

Nach etwa zwanzig Kilometern treffen wir auf einige vor der Pak zerschossene russische Panzer. Im Schrottegebirge ist ein Fahrzeug, das uns besonders interessiert. Es ist eine jener Spezialpanzerfahrzeuge, die für den Transport der Kampftruppen dienen. Aus dem Vorderteil ragt der Lauf eines schweren Maschinengewehrs hervor. Rückwärts hat das Fahrzeug die Form eines umgekehrten »T«. Zu beiden Seiten ist die Panzerung in Form einer Bank ausgebogen. Auf dieser beiden Stahlbänken sitzen die Soldaten. Im Kampf springen sie von den Bänken herab, sie kämpfen zu Fuß, vom Feuer des Panzers unterstützt. In einem dieser Transport- und Kampffahrzeuge ist noch der verkohlte Körper des Fahrers. Die Wirbelsäule ist stehen geblieben, gegen den Rückteil des Sitzes gelehnt. Die Bein- und Armknochen liegen aufgehäuft zwischen Sitz und Schaltbrett.

Je mehr wir uns dem Dnjestr nähern, desto häufiger und eindrucksvoller zeigen sich uns die Spuren der Schlacht. Es sind die Spuren des verzweifelten Kampfes, in dem sich die Besatzungen der russischen Panzer gegen die Übermacht der feindlichen Kräfte wehren.

Einige Kilometer vor Soroca erkennen wir durch die rosige Staubwolke hindurch, die eine Fahrzeugkolonne aufwirbelt, tief im Tal des Kainari eine gesprengte Brücke. Mitten auf der Brücke, auf der Verbindung der beiden fast v-förmig eingebrochenen Mittelbalken, liegt ein großer russischer Panzer von fünfundvierzig Tonnen. Ein Stahllungeheuer, augenscheinlich unversehrt. Er hat keine Wunde. Keine einzige Platte ist verschoben. Er flog zusammen mit der Brücke in die Luft, während er sich zurückziehen wollte. Er war nur dreißig Sekunden zu spät, nicht mehr. Unter der Brücke, im Steinbett des Kainari, ist ein Hügel. Auf dem Hügel steckt ein rohes Kreuz, mit den Worten: »Ein russischer Panzerschütze.« Es ist das erste mit einem Kreuz versehene sowjetische Grab, das wir sehen.

Die Sonne ist schon kurz vor dem Untergang, als wir Vântzina erreichen. Gewaltige Stapel roter Wolken lagern über der schon fast dunklen Ebene, die von häufigen tiefen Einschnitten unterbrochen ist, in denen ein Rinnsal grauen Wassers sich träge dahinschlängelt. Soweit das Auge reicht, blendet einen fast das leuchtend helle Korn. Beinahe möchte ich sagen, das Leuchten des untergehenden Kornes, so sehr vermindert sich der lebendige Reflex der endlosen Weizenfelder, wird nach und nach düsterer und verlischt wie ein Himmel. Die Straße jenseits Vântzina steigt am Hang eines Hügels hinan, hinter dem Soroca liegt. Die ersten Häuser der kleinen Stadt stehen auf dem Kamm des Hügels. Wir machen bei einer großen, vom Brand geschwärzten Fabrik halt. Es ist das ehemalige unter Zar Nikolaus erbaute Seminar. Das Gebäude mit seinen einfachen klassizistischen Linien - in jenem russischen Klassizismus, der ein verspätetes Empire aus zweiter Hand ist -, mit den von der Fassade kaum sich abhebenden weißen Stucksäulen, mit dem üblichen Schema der ionischen Kapitelle, sieht von nahem fast völlig zerstört aus. Das Dach ist eingestürzt, die inneren Wände und Mauern eine Ruine. Aufrecht stehen nur die Außenmauern, doch voller Risse vom Feuer. Teile verkohlter Balken versperren den weiten Platz vor dem Gebäude. Und überall, im weiten Umkreis um das Seminar herum, in dem die Bolschewisten die Verwaltung eines Agrarkonsortiums und das Depot der landwirtschaftlichen Maschinen eingerichtet hatten, die das Konsortium an die einzelnen Kolchosen des Bezirks von Soroca auszugeben hatte (eine Kolchose war in Vântzina, eine zweite in Zipilova, eine dritte in Kogniski, eine vierte in Valanokulo), überall Traktoren, riesige Dreschmaschinen, Mähmaschinen, Sämaschinen, Hackmaschinen, Pflüge. Es ist ein Friedhof von Landmaschinen.

Auch die Straße, die von Vântzina nach Soroca hin ansteigt, ist flankiert von stehengebliebenen Fahrzeugen, größtenteils beschädigt, manche in gutem Zustand. Ich betrachte mir drei große unversehrte Dreschmaschinen. Sie sind ungarischer Herkunft, aus der Fabrik Hofherr-Schrantz-Clayton-Suttleworth, in Budapest.

Nun ist es Nacht; nach Soroca hineinzufahren, sagt uns ein Feldgendarm, ist gefährlich. Die russischen Batterien auf dem linken Ufer des Dnjestr hämmern auf

die Stadt und wirbeln riesige weiße Staubwolken auf. Man hört von hier aus das typische Geräusch des Einstürzens von Mauern, das Rieseln von Mörtel und Ziegeln, das jeder Explosion folgt. Am Horizont flammt ein großer Brand, dort hinter Jampol, in Richtung Olschanka. Wir suchen eine Unterkunft für die Nacht. Wir klopfen an die Tür eines ärmlichen Hauses, zweihundert Schritt vom Seminar entfernt. Hier wohnt eine arme Bauernfamilie, zwei Alte und ein kleiner Junge. Sie nehmen uns freundlich auf, sie haben uns nichts anzubieten, nur einen Tisch zum Schlafen. Nicht schlimm. Pellegrini wird auf dem Tisch schlafen, ich in unserem Wagen. Wir essen etwas Brot und Tomatenmark, während dem bereiten wir uns eine Tasse Tee. Dann strecke ich mich im Wagen aus, aber immer wieder richte ich mich auf den Ellbogen auf, um den Widerschein der Brände zu sehen, die sich auf allen Seiten des Horizonts erheben. Lange Schatten steigen aus dem Korn hoch, wie schwarze Feuerzungen. Staffeln von russischen Maschinen brummen am bestirnten Himmel. Ein russisches Maschinengewehr feuert auf der anderen Seite des Flusses, es klingt wie eine Nähmaschine. Das »tock-tock-tock« näht mir die schlaftrunkenen Lider zu.

10 Korngrab Ukraine

Vor Mogilew am Dnjestr, August

Die Schlacht in der Ukraine, die sich seit einigen Tagen erbittert auf der ganzen Front am Dnjestr vor der Stalin-Linie abspielt, ist vielleicht entscheidend für das Schicksal der »Tore Asiens«. Vielleicht haben die Leser, beeindruckt von erinnerungsreichen Namen von Städten wie Moskau, Leningrad, Smolensk, also den Zielen des deutschen Vormarsches im Norden und in der Mitte der riesigen Front, noch nicht begriffen, daß das eigentliche Spiel an der Südfront gespielt wird, daß der ausschlaggebende Kriegsschauplatz die Ukraine ist, in der nicht nur um den Besitz der russischen Kornkammer gekämpft wird, sondern um den Besitz der Straßen, die zu den Industriegebieten und Bergbaubezirken an Dnjepr und Don, zum Erdöl von Baku und nach Asien führen. Aber selbst wenn ich einmal aus meiner Selbstbeschränkung heraustreten und die Wechselfälle dieser gigantischen Schlacht beschreiben könnte, würde ich doch meinen Kriegsberichten den besonderen Charakter sozusagen von »Sozialberichten« bewahren, wie ich es von Anfang an gehalten habe. Denn das Interesse, die gewaltige Bedeutung dieses Rußlandfeldzugs scheinen mir nicht so sehr in strategischen Problemen als vielmehr in sozialen, wirtschaftlichen, moralischen und politischen Problemen zu liegen, und es sind völlig neue, völlig ungewöhnliche Probleme, die dieser Krieg aufwirft. Ich habe von Rußland und seinen Problemen eine persönliche Erfahrung, die nicht erst von heute stammt. Der Arbeitsplan, den ich mir von meinem ersten Bericht an vorgenommen habe, ist nicht nur über die Tatsachen zu berichten, die sich vor meinen Augen abspielen, sondern sie zu interpretieren und mit

absoluter Unvoreingenommenheit die Kernprobleme dieses gewaltigen Konflikts zu beleuchten.

Der aufmerksame Leser wird sich entsinnen, daß ich von Anfang an bemüht war, nicht die Illusion einer geringen Kampfkraft des Sowjetheeres entstehen zu lassen. Ich habe mir keine einzige Gelegenheit entgehen lassen, dem Leser immer aufs neue zu sagen, daß die russischen Truppen sich gut verteidigen, daß sie gut reagieren, gut kämpfen. Und ich habe versucht, aus der unmittelbaren Anschauung der technischen Ausbildung des roten Soldaten und seiner Art zu kämpfen, herauszufinden, welches der Einfluß der sozialen und politischen Organisation der Sowjets, der »Arbeitermoral«, auf Kampfkraft und taktische Leistung der kommunistischen Truppen sein mag. Ich habe nicht verfehlt, darauf aufmerksam zu machen, daß nicht zu erwarten war, daß beim ersten Zusammenprall die Revolution in Moskau ausbräche, daß der Zusammenbruch des bolschewistischen Regimes vor der totalen Niederlage des Heeres eintreten werde; denn, so sagte ich, der eigentliche sowjetische »Gesellschaftskörper« ist das Heer, die größte industrielle Leistung des Kommunismus - sehr viel mehr als die großen landwirtschaftlichen Kollektivbetriebe, die Kolchosen, sehr viel mehr als die gigantischen Werkstätten der Schwerindustrie - ist das Heer. Denn das Sowjetheer ist das Ergebnis von fünfundzwanzig Jahren Organisation der Industrie und stachanowistischer technischer Erziehung der fachlich ausgebildeten Belegschaften.

Nunmehr glaube ich - da ich jetzt tief genug in sowjetisches Gebiet vorgedrungen bin und die Möglichkeit habe, die großen Kolchosen der Ukraine aus der Nähe zu beobachten und mich den Industriegebieten am Dnjepr nähere -, daß der Moment gekommen ist, die soziale Seite meiner Berichte stärker zu betonen (ohne dabei die Schilderung unseres Vormarschs und der Kämpfe, die ich miterlebe, zu vernachlässigen), um dem Leser nicht nur eine Photographie, sondern eine wahrheitsgetreue und objektive Interpretation der Geschehnisse zu geben, deren Zeuge ich werde und die alle wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen und moralischen Elemente des riesenhaften Rußlandproblems ins Spiel bringen. Zunächst möchte ich sagen, daß die deutsche Führung eine gewisse Vorsicht, wenn auch nicht gerade die eigentlich notwendige, gegenüber der russischen Wirtschaftsorganisation zeigt, besonders der landwirtschaftlichen. Um die Gründe dieser Vorsicht zu verstehen, bedenke man, daß die kommunistische Propaganda mit Flugblättern und Rundfunkappellen versucht, auf die bäuerlichen Massen der Ukraine einzuwirken, daß sie ihr Getreide »begraben«. Ich habe einige dieser Flugblätter gesehen. Da heißt es: »Bauern, die faschistische Besetzung ist euer Untergang. An wen sollt ihr die Erzeugnisse eures Bodens verkaufen? An die Kolchosen? Die Faschisten werden die Kolchosen zerstören. An die Konsortien, an die Kooperativen, an die staatlichen Getreidesammelstellen? Die Faschisten werden all dies zerstören. Sie werden euer Getreide nehmen, ohne euch dafür zu bezahlen. Wenn ihr es retten wollt, grabt euer Getreide ein!« Dieses »Eingraben«

des Getreides ist ein uraltes Problem. Schon als Karl XII. von Schweden an die Eroberung der Ukraine ging, mußte er das erfahren und hatte er darunter zu leiden. Es war eine der Ursachen seines Scheiterns, es war der Prolog zu Poltawa.

1918 gelang es den Deutschen, als sie die Ukraine besetzten, nicht, sich die Ernte anzueignen; die Bauern hatten das Korn »begraben«. Über das System dieser »Eingrabung« ließ sich damals nur wenig erfahren. Im Frühjahr 1920 wurde ein Beamter unseres Außenministeriums, Virgili-Amadori, in die Ukraine entsandt, um sich über den Zustand dieses Gebietes Rechenschaft zu geben, und er brachte eine ausführliche Studie über die verschiedenen Systeme der »Eingrabung« des Getreides mit zurück, eine Studie, die heute von größter Aktualität wäre und die man zu großem Nutzen aus den Archiven des Ministeriums heraussuchen sollte.

Ich befand mich damals, 1920, in Warschau als Attaché bei der italienischen Gesandtschaft und hatte Gelegenheit, diese Studie zu lesen und mich darüber mit Virgili-Amadori selbst zu unterhalten. Mit dem Problem der »Eingrabung« des Korns beschäftigte sich damals auch Monsignor Genocchi, der vom Vatikan wegen der Interessen der Unierten Kirche in die Ukraine entsandt worden war. Ich lernte Monsignor Genocchi bei dem Warschauer apostolischen Nuntius kennen, dem damaligen Monsignor Achille Ratti, dem späteren Papst. Von ihm erfuhr ich viele Einzelheiten, die für mich sehr wertvoll waren, als ich kurz darauf im Juni 1920 die polnischen Truppen des Marschalls Pilsudski während des Ukraine-Feldzuges bis Kiew begleitete. Die Folgen der »Eingrabung« des Getreides waren für das polnische Heer schwerwiegend, wie sie es zwei Jahre früher für das deutsche Besatzungsheer gewesen waren; ich hatte auf diese Weise Gelegenheit, mir persönlich über dieses Problem und seine wirtschaftlichen und sozialen Rückwirkungen Rechenschaft zu geben; was mir später von Nutzen war, die Gründe des erbitterten Kampfes der Bolschewisten in der Ukraine gegen landwirtschaftliche Sabotage zu verstehen. Über die »Eingrabung« des Getreides gibt es in Moskau in der landwirtschaftlichen Sektion der Lenin-Bibliothek wichtige Dokumente und Studien in verschiedenen Sprachen, in die ich während meines früheren Aufenthaltes in der UdSSR Einblick nehmen konnte.

Heute lassen die Deutschen, die über dieses Thema nach den bösen Erfahrungen von 1918 außerordentlich interessante Untersuchungen angestellt haben, die Absicht erkennen, zu seiner Lösung das System der Sammelstellen zu übernehmen.

Denn zur Verhinderung der Getreide-»Eingrabung« muß vor allem das System der sowjetischen Ablieferungsstellen durch ein entsprechendes System ersetzt werden. Von einer einfachen Rückkehr zu einem »liberalen« System kann überhaupt keine Rede sein. Der russische Bauer hat sich inzwischen an die Sowjetorganisation der Sammelstellen gewöhnt und ist dabei auf seine Rechnung ge-

kommen. Man schaffe die Kolchosen ab, man schaffe die Sammelstellen ab, und der Bauer wird nicht mehr wissen, an wen er sein Getreide abliefern soll, oder er wird es, wenn er irgendwie eine - sei es auch verhüllte - militärische Zwangsrequisition argwöhnt, »begraben«. Ebenso wie die Bolschewiki bestrebt sind, die Brücken zu sprengen, die Eisenbahnen zu zerstören, die Straßen zu unterbrechen, den Maschinenpark der Industrieanlagen unbrauchbar zu machen usw., sind sie auch bestrebt, all das zu zerstören, was von ihrer Wirtschaftsorganisation den Deutschen zum landwirtschaftlichen Ausbeute der Ukraine dienen könnte. Die Anwesenheit von zahlreichen politischen Agenten im Gefolge der Sowjettruppen entspricht der Notwendigkeit einer politischen Kontrolle der Führung des Krieges und der Notwendigkeit der Propaganda für die Agrar-»Sabotage« gegen die Invasion.

In einigen Dörfern Podoliens wurden viele Gräben entdeckt, die für die Vergrabung der Ernte vorbereitet waren. In den Büros der Kolchosen liegen Stapel von Schriften mit Anweisungen für eine rationelle Eingrabung des Getreides. Die Bolschewiki hatten keine Zeit mehr, sie an die Bauern auszugeben. Diese Propaganda hat bis jetzt nur sehr geringe Ergebnisse gezeigt: die deutschen Stellen haben sich in den besetzten Gebieten beeilt, der Bevölkerung bekanntzugeben, daß als Ersatz für die Kolchosen sofort Getreidesammelstellen eingerichtet werden, an die die Bauern die Ernte abliefern sollen, wofür ihnen der neue Preis bezahlt wird, der auf Grund einer angemessenen Erhöhung des bisher gezahlten Rubel-Preises festgesetzt wurde. Ich selbst konnte in vielen Dörfern feststellen, daß die Bauern diese Maßnahme mit einer gewissen Erleichterung begrüßten, als das einzige, das ihnen den schnellen Verkauf der Ernte zu einem verhältnismäßig stabilen Preis gewährleisten kann.

Ich habe mich im übrigen in diesen Tagen wiederholt gefragt, aus welchem Grunde die Bolschewisten nicht vor ihrem Rückzug die Ernte angezündet haben. Es wäre dies eine sehr viel einfachere und schnellere Sabotagemethode gewesen als die Eingrabung. Das Korn ist reif, die Mahd steht bevor, es genügt ein Zündholz, um in der gesamten Ukraine einen grauenvollen Brand auflodern zu lassen. Doch die Bauern hätten zweifelsohne den Versuch, die Ernte zu vernichten, mit dem Aufstand beantwortet. Und der Aufstand hätte in der Ukraine die deutschen Pläne zu sehr begünstigt, als daß die Bolschewiki ihn zu riskieren wagten. Ich muß hierzu sagen, daß alle seitens der Bolschewisten in Umlauf gesetzten Nachrichten über eine systematische Vernichtung der Ernte in der Ukraine falsch sind.

Morgen, vielleicht schon in wenigen Stunden, wird die Schlacht am Dnjestr zum Abschluß gelangt sein. Während ich dieses auf der Plattform eines Luftabwehrpanzers niederschreibe, läßt das Bersten der Artilleriegeschosse dort drüben über der fetten ukrainischen Ebene die roten Wolken des Sonnenuntergangs in sich zusammenstürzen. Es kommen truppweise deutsche und rumänische Verwundete

vorüber, zu Fuß, mit schweißbedecktem Gesicht, mit jugendlich fröhlichen Blicken. Ein sowjetischer Offizier mit schwerer Bauchverletzung liegt auf einer Bahre neben dem Sankawagen. Ein schwerer Panzer kommt hinzu, macht halt, die Stahlluke öffnet sich, die Männer der Besatzung klettern nacheinander heraus und lachen laut. Der Abend senkt sich feucht und kornduftend herab. Ich kann noch nichts über die Einzelheiten der Schlacht sagen. Ich muß mich damit begnügen, den Leser auf das Verständnis der großen Probleme vorzubereiten, in deren Natur ein Teil der Bedeutung und des Umfangs dieses Krieges besteht. Wenn wir in einigen Tagen in dieses Gebiet der Kolchosen tiefer eindringen werden, dann werden diese Probleme von außerordentlichem Interesse sein; und das wird zumindest die großen Unbequemlichkeiten und die Gefahren rechtfertigen, die auch für mich mit dem vagabundierenden und malerischen Leben der deutschen motorisierten Kolonnen auf den Straßen der Ukraine verbunden sind.

11 Gespenster

Soroca am Dnjestr, 6. August

Während der ganzen Nacht haben sowjetische Flugzeuge Soroca überflogen, sie versuchten, das Material zu zerstören, das die deutschen Pioniere am Ufer des Dnjestr, vor Jampol, stapelten. Das Dröhnen der Explosionen hallte längs des Tales. Im Morgengrauen wurden das Luftbombardement und der Flak-Beschuß so heftig, daß ich es endgültig aufgab, schlafen zu können.

Während ich mich im Freien rasierte, vor einem Spiegel, den ich an einem Nagel an der Stalltür befestigt hatte, begann ich mit dem alten Bauern zu schwatzen. Wir sprachen von den Kolchosen, der Alte schüttelte den Kopf und blickte mich schielend an. Er macht sich Sorgen um die Ernte. Er weiß nicht, was er tun soll. Es fehlt an Arbeitskräften, die arbeitsfähigen Männer kämpfen in den Reihen der roten Armee, die landwirtschaftlichen Maschinen sind zum großen Teil beschädigt. Es dauert lange, sie zu reparieren, und inzwischen geht das Korn vielleicht zugrunde. Er schaut zum Himmel hinauf: schwarze Wolken verdichten sich am Horizont. Es ist ein regnerisches Jahr. Man muß sich beeilen mit dem Korn. Die Frauen sind für die Ernte nicht ausreichend. Er schüttelt den Kopf, er fragt mich: »Was sollen wir tun?« Die Sonne ist kaum über den Horizont, als wir wieder aufbrechen. Wir fahren nach Soroca hinab. Es ist eine kleine Stadt, in schöner Lage, in einer breiten Schleife des Flusses, zwischen dem Dnjestr und dem hohen Ufer, das in das Tal senkrecht abstürzt. An einer Kehre der Straße (einer sehr steilen, mit Fahrzeugen, Artillerie, Pionierparks verstopften Straße) tut sich unvermittelt der schöne und gleichzeitig erschreckende Anblick der Stadt vor uns auf. Ein Kastell, am Ufer des Flusses, hebt seine runden zinnengekrönten Türme über einer schwarzen Schicht bombenerschossener, brandvernichteter Häuser auf. Es ist

ein Genueser Kastell, das dann moldauisch, türkisch, moskowitzisch wurde. Wir fahren in die halbzerstörte Stadt ein, wir fahren an den Trümmern entlang, kreuzen Gruppen von barfüßigen, in Lumpen gekleideten Menschen mit zerzaustem Haar, rußgeschwärmtem Gesicht, die auf dem Rücken Matratzen, Stühle, halbverkohnten Hausrat schleppen. Ein Feldgendarm, der an einer Kreuzung Posten steht, rät uns, von der Stadtmitte fernzubleiben, auf der noch immer das Feuer der russischen Artillerie vom anderen Ufer des Flusses her liegt. »Nach den Außenvierteln hin«, sagt er, »finden Sie sicher ein paar heile Häuser.« Wir biegen in eine breite Straße ein, der Wagen holpert über Schutt, Haufen von Kalk und Mörtel, Teile verkohlter Balken. Dann sind wir plötzlich am Stadtpark.

Er ist eine grüne Pause zwischen den verkohlten Trümmern der elenden Stadt. Es sind hohe Pappeln, laubdichte Linden, Akazien, Buchsbaumhecken, Spaliere von Kletterpflanzen ähnlich wildem Wein. Stühle, Tische, Schränke, Betten, stehen wahllos zwischen grünen Flecken, auf den Wiesen. Ein Becken voll gelbem Wasser (auf dem Wasser schwimmen Holzstückchen, welke Blätter, Papierschnitzel) reflektiert einen blanken und klaren Himmel, zwischen den Arabesken des Laubes und der Blätter.

Einige Frauen gehen durch den Garten, ein paar Kinder. Es ist einer jener Stadtgärten in der Provinz, wie man sie in allen Romanen und Erzählungen russischer Schriftsteller findet, besonders bei Dostojewski. Grün, feucht, voll dichter Schatten, weich, schwammig, ein romantischer Garten, bescheiden und würdig zwischen niedrigen Häusern, zwischen dem üblichen Anblick dieser armseligen provinziellen Architektur. Vogelgezwitscher zerbröselt das Blau zwischen den hohen Zweigen. Auf einer Gartenbank liegt ein Band Puschkin, »Eugen Onegin«, gedruckt in Moskau 1937, zur Jahrhundertfeier des Dichters. Ich öffne den Band, ich lese die ersten Verse:

Moi djadja samich tschestnich pravil,

Kogda ne v schutku zanemog...

Dieser sanfte Klang bewegt mich tief. Vor einigen Jahren besichtigte ich in der Umgebung Moskaus die Villa, in der Puschkin die letzten Zeiten seines kurzen Lebens verbrachte. Ich berührte und streichelte die ihm vertrauten Gegenstände, sein Bett, sein Kissen, seine Feder, sein Tintenfaß, das Medaillon, in dem eine Locke seines Haars bewahrt wird. Mir zitterten die Finger, als ich diese Ausgabe des Eugen Onegin durchblätterte. Zwischen den Seiten lag als Lesezeichen zu jenem zweiten Gesang, der mit dem Anruf des Horaz beginnt »O rus!«, ein alter halbzerschlissener Handschuh. Ich lese:

Ach, on liubil, kak v naschi lieta

Ushe nie liubiat; kak adna...

Und ich drücke diesen Handschuh als drückte ich eine Hand. Eine noch junge, blonde, arm aber anständig gekleidete Frau kommt die Allee herab und führt an der Hand ein Mädchen von vielleicht drei Jahren, sehr bleich und blond. Beider Gesicht ist verschmutzt, die Haare struppig, in Strähnen über die Wangen herabhängend, die groben Kleider voll Staub. Die Frau schaut mich im Vorbeigehen neugierig an, fast verschämt. Ich spüre wie ihr Blick auf mir ruht, wie auf einer schmerzenden Erinnerung.

Vor dem Eingang zum Stadtgarten, wenige Schritte vor dem Sowjetkino, steht ein Haus aus Stein, von strengem Äußeren. In diesem Haus war der Sitz des Sowjets von Soroca. Ich stoße die Tür auf, ich betrete den Sowjet. In den Zimmern herrscht eine unbeschreibliche Unordnung. Umgestürzte Tische, aufgebrochene Schränke, zerschlagene Möbel, Papier haufenweise am Boden verstreut. An den Wänden hängen noch die Bilder von Lenin, Stalin, Molotow, und Plakate, Propagandaufnahmen.

Eines vor allem interessiert mich: es ist der topographische Plan der Stadt Leningrad, mit den rot eingezeichneten Positionen der Sowjetkräfte in den Tagen des Oktoberaufstands 1917. Die revolutionäre Strategie, die Lenin in den Schriften von Clausewitz studiert hatte, erscheint auf dieser Karte wie es bereits John Reed in seinem Tagebuch, »Zehn Tage, die die Welt erschütterten«, festhielt. Mit einer kleinen roten Fahne ist das Smolny-Institut bezeichnet, das Hauptquartier der bolschewistischen Revolution.

An den Wänden wechseln Propagandaplakate der sowjetischen Sparkasse mit Darlegungen zur landwirtschaftlichen Propaganda, mit den Bildern, die das Funktionieren einer Dreschmaschine zeigen, mit den Photos der obersten Volkskommissare, mit dem Bild des berühmten russischen Fliegers Chkalow, der von Rußland nach Amerika über den Nordpol flog, mit den Statistiken über den Grundschulunterricht in den einzelnen Republiken der Sowjetunion, mit Plakaten, die die jungen Kommunisten zur freiwilligen Meldung für die Rote Armee auffordern.

In der Schublade eines Schreibtischs liegen Stöße von Mitgliedskarten der Kommunistischen Partei, etliche bereits ausgefertigt, mit Photographie des Parteimitglieds und Unterschrift des Vorsitzenden des Sowjets von Soroca und des Kolchosvorsitzenden. Auf einem Tisch zwei leere Flaschen Sovjetskoe Champanskoe, russischer Schaumwein, ein Stück Brot, eine Pfeife, eine Schachtel Zündhölzer mit Hammer und Sichel auf dem Etikett, ein halbzerbrochener Kamm. Beim Krachen einer Bombe (sie muß in der Nähe explodiert sein) trete ich vor die Haustür. Zwei russische Maschinen fliehen, verfolgt von den weißen und roten Wölkchen

der Flak-Geschosse. Durch die Straße führen einige rumänische Soldaten eine Kolonne Plünderer zum Kommando der Feldpolizei. Es sind Bauern aus der Umgebung; einige Juden, andere sind dunkelhäutige Zigeuner, mit glänzenden Augen und langen Haaren. Ich gebe keinen Pfennig für ihre Haut. Deutsche Kradfahrer rasen vorüber, in einer Staubwolke. Ich frage einen von ihnen, wo sich das Kommando der gemischten Kolonne befindet, zu der ich stoßen soll. Es liegt weiter nordwärts, etwa zehn Kilometer von Soroca, vor Jampol. Aber um diese Zeit ist nicht durchzukommen. Die Straße liegt unter Beschuß. Man rät mir, in Soroca zu bleiben und bis zum Abend zu warten.

Ich gehe durch den Stadtgarten, streife dahin und dorthin durch die Straßen des Stadtviertels jenseits des Parks. Die Häuser scheinen unversehrt: es sind die einzigen Häuser, die in Soroca noch stehen. Ich lese die Straßennamen: Engelsstraße, Karl-Marx-Straße, Lassallestraße, Bakuninstraße. In der Karl-Marx-Straße liegt das Mädchenlyzeum, einst Pensionat für die höheren Töchter von Soroca. Die Kommunisten haben daraus eine Schule für Arbeitertöchter gemacht. Hinter der Schule, in der Prinz-Nikolaus-Straße, auf Nr. 25, liegt geduckt ein bescheidenes Haus. Die Fenster sind geschlossen, die Vorhänge herabgelassen. Wir klopfen. Uns öffnet eine alte Frau. Sie sagt auf russisch: »Padashdite, pajaluista«, warten Sie bitte, und macht die Tür wieder zu. Einige Augenblicke später zeigt sich eine andere Frau mit hellem Haar, ich kann nicht unterscheiden ob blond oder weiß, an einem Fenster, sie fragt mich in perfektem Französisch, ob ich jemanden suche. Nein, ich suche niemanden. Ich möchte mich ein paar Stunden ausruhen. »Gehen Sie um das Haus herum«, sagt sie, »kommen Sie über die Veranda herein.« Auf der Veranda stehen in schöner Ordnung um einen korbgeflochtenen Tisch einige Liegestühle, gleichfalls aus Korb, von der Art, wie sie in Landhäusern oder an der See benutzt werden. Die Frau mit dem hellen Haar kommt mir auf der Veranda entgegen, sie bittet mich einzutreten. Sie ist an die Fünzig, etwas stark, mit langsamen, beinah getragenen Bewegungen. Fast als ob sie auf der Bühne stünde. Sie spricht ein ausgezeichnetes Französisch mit einer Schattierung von Affektiertheit. Es ist das Französisch der Gouvernanten aus guter Familie, das Französisch der Bibliotheque rose und der Erzählungen der Madame de Segur. Ja, ein paar Zimmer sind in Ordnung, sauber, aber ohne Matratzen und ohne Bettwäsche. Ich danke ihr, mir genügt ein Sofa. Madame macht eine Geste, sie lächelt, sie schreitet auf Fußspitzen hinaus. Ich will gerade eine Büchse Tomatenmark aufmachen, als die alte Frau hereinkommt, die mir vorhin geöffnet hatte. Sie ist eine alte Dame von vielleicht siebzig Jahren, mit harten Gesichtszügen, aber mit Stimme, Blick und Bewegungen von äußerster Anmut. Sie ist die Besitzerin des Hauses. Russin. Sie heißt Anna Ghieorghiewna Brasul. Ihr Mann, ihr Sohn und die Schwiegertochter wurden nach Sibirien deportiert. Sie ist allein, sie lebt allein.

»Was kann ich tun? Ja padajdü«, ich warte, sagt sie. Sie spricht leise, und lächelt. Sie wartet seit mehr als zwanzig Jahren. Sie ist ärmlich gekleidet, altes verblichenes Zeug, aber sorgfältig geflickt und gebügelt.

Aus dem Fenster des Zimmers sieht man die Baumreihen des Stadtgartens, einen brennenden Wagen an der Ecke der Karl-Marx- und der Engelsstraße, zwei Kinder, die sich auf der Erde balgen, das Dach des Mädchenpensionats. Die Explosionen der von sowjetischen Maschinen abgeworfenen Bomben lassen die Wände zittern. Der Spiegel eines Schrankes im Nebenzimmer klirrt. Es ist schon Mittag vorbei, totes Licht dringt ins Zimmer, ein Sonnenstrahl liegt auf den Knien der vor mir sitzenden alten Frau.

Mit der Hand voll dicker violetter Adern streichelt die alte Frau den Sonnenstrahl und sagt: »Es ist schon lange her, daß ich eine Zitrone gesehen habe!« und betrachtet mit verhangenem Blick die Zitrone, die ich aus meinem Rucksack hervorgeholt habe. Und so erzählt sie mir von der Krim, von den Orangengärten bei Jalta, von der glücklichen vergangenen Zeit, erzählt mir von den Bolschewisten mit einem fast mütterlichen Entsetzen. Ja, wirklich ein mütterliches Entsetzen. Wie von bösen Buben, die ihr übel mitgespielt haben im Leben. Ich sehe, daß es sie freut, sich liebenswürdig zeigen zu können, ihre gute Erziehung vorzuführen. Sie spricht leise, lächelnd, von Zeit zu Zeit schiebt sie sich über der Stirn das schwarze Kopftuch zurecht, das sie um ihr Haar gebunden hat. Sie macht einen uralten Eindruck, nie habe ich eine so alte Frau gesehen, dreihundert Jahre vielleicht ist sie, wie aus einem alten Schrank hervorgeholt, aus einem alten Bilderahmen herausgetreten. Während wir sprechen, trägt eine Art Diener eine Suppenterrine mit Borschtsch herein. Es ist ein alter ukrainischer Knecht, barfuß, er verbeugt sich vor der Herrin und vor den Gästen. Er trägt die Hemdbluse, lange Hosen, ein Paar armselige Hosen aus dünnem Tuch mit zerfransten Kanten, über der Hüfte mit einem Strick zusammengebunden. Nach dem Borschtsch bringt uns der Diener eine Tasse Kakao, Weißbrot, Marmelade. Und indessen spricht die Alte, sie lächelt, sie rückt ihr schwarzes Kopftuch über der runzligen Stirn zurecht, und während sie spricht, schaut sie mich an, sie hat einen sehr schönen Blick, ein sehr schönes Lächeln, ein gütiges Gesicht, ganz hingerissen von der Überraschung, von all dem Neuen. Sie ist wirklich, wie die Franzosen sagen, aux anges. Sie bietet mir von all dem an, was sie besitzt, etwas von all dem, was sie zu retten vermocht hat. Nach einigen Minuten hört man Getrappel auf der Veranda. Die Alte sagt: »Gehen wir auf die Veranda.« Wir gehen hinaus, und entgegen kommen uns, einer nach dem anderen, als wäre es zu einem Empfang, die weißhaarige Dame mit ihrem Mann (er ist jünger als sie, mit einem zehn Tage alten Bart, aber mit frischem, blitzsauberem Hemd) und eine alte Frau, dann ein dürres Männchen in hohem gestärktem Kragen. Er hinkt, die Jacke hat gestopfte Ärmel. Es war ein höherer Beamter des verflossenen Regimes; bis vor wenigen Tagen arbeitete er als Angestellter in einem Univermag, einem sowjetischen Waren-

haus. Das Gespräch kommt schnell in Gang, wir sprechen französisch und russisch durcheinander. Die weißhaarige Dame war in der Schweiz, in Frankreich, in Italien, als Erzieherin einer vornehmen russischen Familie: sie spricht mir von ihren Lieblingsdichtern, Coppee, Lermontow, Lamartine, Puschkin. Sie kennt keinen einzigen bolschewistischen Schriftsteller; Frau Brasul, die Frau des Präfekten, die habe sie gelesen, sagt sie, diese Hooligans (ein amerikanisches Wort, das in den bolschewistischen Jargon eingedrungen ist, und das soviel wie Taugenichts bedeuten soll), diese Taugenichtse, sagt sie verächtlich; aber es ist eine soziale Verachtung, keine literarische. Die Zeit vergeht in Ruhe. Ich möchte aufbrechen, um das Kommando der Kolonne vor Abend zu erreichen, wage aber nicht, diesen Zauber zu brechen, und ich gebe mich zu dieser tristen Fiktion her, zu dieser sanften tristen Komödie. Es ist ein Empfang in extremis. Die alte Dame erhebt sich, sie hinkt langsam und lautlos zu einem Schrank, öffnet ihn, holt von einem Bügel ein vielleicht dreißig oder auch vierzig Jahre altes Abendkleid herab, der Spitzenkragen wird von kleinen Fischbeinstäbchen gehalten. Sie erzählt mir, daß sie dieses Kleid trug, als sie, ich weiß nicht zu welchem Fest, auf einem Kreuzer der zaristischen Flotte in Odessa eingeladen war. Dann geht sie hinaus, trägt das Kleid hoch vor sich her, damit es nicht auf dem Boden schleppt, und ich erwarte, daß sie im Galagewand zurückkommt, wie die Baronin Saint-Auriol in Gides »Isabelle«, in der unvergeßlichen Szene auf Schloß Quartfourche. Aber sie kommt zurück mit einem Tablett in beiden Händen, auf dem ein Suppenhuhn liegt, und will, daß wir davon essen; und so essen wir alle ein wenig, es ist bereits drei Uhr, ich möchte aufbrechen, es wird spät, ich fühle mich unbehaglich zwischen diesen liebenswürdigen Gespenstern. Doch wage ich diese barmherzige Fiktion, diesen tristen Zauber, nicht zu zerstören. Ich würde gern Madame Anna Brasul die Hand küssen, aber mich schaudert vor den geschwellenen Venen, dann schließe ich die Augen, mache mir Mut, küsse ihr die Hand, die alte Dame ist glücklich, schaut sich um, blickt die Freundinnen glücklich, mit der Miene einer alten Dame an, sie ist stolz und glücklich, eine Träne zeigt sich an ihren Wimpern, aber dieser Ausdruck mondänen Glücks erlischt sofort, als ich die Stufen der Verandatreppe betrete. Es ist, als senke sich ein schwarzer Vorhang vor das letzte Bild einer wehmütigen und glücklichen Komödie. Gerade will ich mich in mein Fahrzeug setzen, als keuchend und mit Tränen in den Augen eine etwa vierzigjährige Frau herbeigelaufen kommt. Sie ist Italienerin, sie heißt Alice Orlandelli, aus Parma, sie ist seit vierzehn Jahren hier, sie kam 1927 nach Soroca, um ihren als Bauunternehmer hier tätigen Bruder zu besuchen. Heute morgen erfuhr sie zufällig, daß ein italienischer Offizier in Soroca sei, sie suchte ihn überall in der Stadt, jetzt schließlich hat sie ihn gefunden. Sie lacht unter Tränen, sie sagt: »Ja, ich bin Italienerin, aus Parma, ich bin Italienerin«, da kehre ich um, nehme sie am Arm, führe sie zu einem der Korbsessel, und die Orlandelli lacht, weint, sie sagt: »Oh, wie glücklich ich bin«, und die anderen Damen nennen sie Madame Orlandelle und sind ebenfalls hoch zufrieden, sie sprechen, sie reden, ich ver-

stehe nicht, was sie sagen, Frau Orlandelli mischt Italienisch und Russisch und Rumänisch durcheinander. Bis der alte ukrainische Diener herbeihumpelt, stolpert, die kandierten Pflaumen auf seinem Tablett rollen über den Teppich. »Gri-gori!« ruft die Hausfrau mit tadelnder Stimme. Dann schüttelt sie leise den Kopf, als wolle sie sagen: »Was für Zeiten, was für Menschen«, während wir alle be-müht sind, die kandierten Pflaumen auf dem Teppich aufzulesen.

Frau Orlandelli erzählt uns, daß sie Wäschebeschließerin im Krankenhaus von Soroca ist, sie hatte sehr viel zu tun, die Bolschewisten behandelten sie recht gut, aber bezahlten ihr wenig, sie mußte vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten; als die Kommunisten aufbrachen, wollten sie sie mit sich neh-men, aber Frau Orlandelli weigerte sich. »Ich bin bei meinen Kranken geblieben«, sagt sie, und jetzt hofft sie, daß das Krankenhaus bald wieder in Betrieb kommt, es ist keine Bettwäsche mehr da, kein Verbandstoff, keine Medikamente. Auch die chirurgischen Instrumente wurden fortgeschleppt. Sie ist glücklich, gerührt, sie verheddert sich beim Sprechen, wiederholt die Sätze zwei- bis dreimal, wie wenn ich sie nicht verstünde. Sie fragt mich, ob ich Parma kenne. Ja, sicher, ich kenne Parma. Sie fragt mich nach dieser und nach jener Familie. Und ich antwor-te, wie es der Zufall fügt: »Es geht denen allen gut, die Tochter hat geheiratet, er ist gestorben, diese hat drei Kinder«; ich kenne keine der Personen, von denen sie spricht, doch Signora Orlandelli ist glücklich über diese meine arglosen Erfin-dungen. Sie lacht, sie weint, dann plötzlich erhebt sie sich, eilt davon, nach einer Viertelstunde kommt sie zurück mit einem kleinen Tablett voll Honig und einem schönen Stück Brynza, frischem Schafkäse. Sie will, daß ich ihn versuche, und ich versuche ihn, um ihr Freude zu machen; alle kosten wir diesen Honig und diesen Brynza. Es ist bereits vier Uhr, wir müssen aufbrechen. »Ja, wir kommen heute abend wieder, wir werden hier schlafen.« Und so verabschieden wir uns mit dieser gutgemeinten Lüge. Sie stehen alle auf der Veranda und schauen uns nach, sie winken uns, und Frau Anna Ghieorghiewna Brasul winkt mit einem wei-ßen Schleier, ja, wirklich mit einem weißen Schleier, sie bewegt ihn mit melan-cholischer Anmut, langsam und müde; und als wir um die Straßenecke biegen und vor meinen Blicken sich das Szenarium der zerschossenen Stadt auftut, und die Straße voller Trümmer, da ist mir, als sei ich zu den Lebenden zurückgekehrt. Mir ist etwas traurig zumute, wenn ich an diese Gespenster aus einer anderen Zeit denke, hier an der Schwelle zu einer zerstörten Welt. Ich glaube, sie können jetzt nicht mehr hoffen, nur die Erinnerung ist ihnen geblieben, eine weit zurück-liegende Erinnerung, das einzig Lebendige und Unversehrte in dieser toten Stadt.

12 Nilpferde im Dnjestr

Vor Jampol, 6. August

Von der Höhe des rechten Dnjestr-Ufers umfaßt der Blick das gesamte Kampfgebiet der Schlacht, die seit einigen Tagen vor der Stalin-Linie tobt, längs des Dnjestr und in den Ebenen Podoliens. Stromaufwärts von Jampol, etwas oberhalb Mogilew, löst sich die Stalin-Linie vom Fluß und verläuft in Richtung Nordnordwest durch die Ukraine, um die Zugangsstraßen von Kiew zu schützen.

Es ist ein ebenes Gebiet, leicht wellig, lieblich fürs Auge wegen des Kornes, das diese weiten Geländekurven und die Hänge der von den Bächen in die schwarze Erde gegrabenen Einschnitte bedeckt. Grüne Wälder erwidern da und dort den Blick. In dieser stillen, von dichtem, unbeweglichem Licht erhellten Landschaft wird seit einigen Tagen eine der blutigsten Schlachten dieses Rußland-Feldzugs gekämpft. Nach dem erzwungenen Übergang über den Dnjestr haben die Sturmabteilungen unserer Kolonne auf dem ukrainischen Ufer einen Brückenkopf gebildet, den die ständigen wütenden Gegenangriffe der Sowjets einzudrücken und abzuwürgen versuchen. Gestern gab es einen Augenblick, in dem es schien, daß die spärlichen rumänischen Kräfte, ans feindliche Ufer geklammert, von der heftigen russischen Reaktion überwältigt werden würden. Doch während der Nacht wurde die Lage durch das Eintreffen deutscher Verstärkungen wiederhergestellt, die auf Sturmbooten, kleinen sehr schnellen Fahrzeugen mit Außenbordmotoren, übersetzt wurden. Heute morgen ist der Kampf wieder aufgeflammt, wild und verbissen, mit schweren Verlusten auf beiden Seiten, in dem sumpfigen Gelände, das sich um Jampol erstreckt, zwischen dem Dnjestr-Ufer und den vorgeschobenen Werken der Stalin-Linie. Dies ist die kritische Phase des Kampfes.

»Der entscheidende Angriff ist für morgen früh im Morgengrauen angesetzt«, erklärt uns General Rtw., der unsere Kolonne befehligt. Der General sitzt an einem Tisch im Freien, vor einem eingestürzten Haus. Auf dem Tisch ist das Meßtischblatt der Stalin-Linie im Abschnitt Jampol ausgebreitet. »Es ist für uns keine sehr einfache Situation«, sagt der General, indem er mit dem Finger auf der Karte den roten Strich der Stalin-Linie entlangfährt, »aber das meiste ist geschafft.« Zu unserer Linken ist es den Truppen der Kolonne Nord gelungen, den Brückenkopf Mogilew zu erweitern. Zu unserer Rechten, unterhalb von Soroca, haben einige rumänische Abteilungen den Fluß überschritten und sich am ukrainischen Ufer festgesetzt, und bisher haben sie alle sowjetischen Gegenangriffe abgewehrt. Es ist ein sehr harter Kampf. Aber morgen früh wird sich die Lage klären. Der General lächelt, er sagt: »Wollen Sie einen Blick auf das Schlachtfeld werfen?« Wir gehen zu Fuß mit Sonderführer Heitel zur Höhe des Damms hinüber, der steil zum Fluß hin abfällt. Es ist fast fünf Uhr. Die schwüle Nachmittagshitze

brütet über den Kornfeldern, staubgetränkte Luft knirscht uns zwischen den Zähnen, versengt uns die Lungen. Dort gegenüber steigt brüsk und ungeduldig das sowjetische Ufer an, es zeigt den klaren Schnitt seiner steilen tonigen Flanke, überall weiße Häuser und lange blechgedeckte Schuppen. Um uns her im Gelände überall Stücke von dichtem tiefgrünem Akazienwald, in denen sich die Flak-Geschütze eingenistet haben, die Munitionslager, die Fernsprech- und Funkertrupps. Dann, im Vordergrund, vor dieser heiteren Landschaft aus weißen Wolken und goldenen Ähren, erblicke ich eine Gruppe gefallener Russen; ein Soldat sitzt am Boden, den Rücken gegen den zusammen-gekauerten Körper eines Kameraden gelehnt. Der Kopf ist auf die Brust gesunken, er schaut von unten her mit weit aufgerissenen Augen. Es ist ein klassisches Bild des Krieges, am Rande dieser lähmenden Benommenheit des Nachmittags, eine Vignette Bodonis auf dem Titelblatt der Schlacht. Zahlreiche Geschütze mittleren Kalibers sind da und dort über die Felder verteilt. Um jedes Geschütz herum ist das Getreide, um Brände zu verhüten, sorgfältig in weitem Kreis gemäht, so wie man um eine Wunde herum die Haare entfernt. Zwischen einem Abschuß und dem nächsten (es ist ein heftiges, rhythmisches Feuer, dann und wann von kurzen Pausen unterbrochen, in denen man das Dröhnen der Explosionen vom gegenüberliegenden Ufer widerhallen hört) vernimmt man die Stimmen der Soldaten, die Befehle der Offiziere. Einige Kanoniere, mit bloßem Oberkörper, heben kleine Gräben aus, für die Munitionsreserven. Andere schlafen hingestreckt am Boden, ein Handtuch über das Gesicht gebreitet. In einer Geländefalte leuchten unter der Tarnung von Akazienzweigen und Ährenbündeln die grauen Reflexe von fünf in Frontlinie aufgestellten Panzern. Die Besatzungen sitzen um die Fahrzeuge herum, sie essen, lesen, rauchen. Ein Panzersoldat flickt gerade einen Riß in seiner schwarzen Tuchbluse. Nicht mit der geduldigen Sorgfalt eines Schneiders, sondern mit der heftigen Ungeduld eines Schuhmachers. Als nähe er einen Stiefelschaft. Ein Leutnant der Panzerschützen sitzt auf einem Benzinkanister und liest in einem Buch. Er grüßt mich, bietet mir eine Zigarette an. Es ist ein junger blonder Mann, mit einer langen Narbe, einem Schmiß, auf der rechten Wange.

»Wollen Sie einen Schluck Sowjetwodka?« schreit er fast, um sich im Krachen der Artillerie verständlich zu machen. Er klettert auf sein Fahrzeug, beugt sich über die Luke, streckt einen Arm aus, wühlt und zieht eine Flasche hervor. »Prost.« Seitlich am Fahrzeug, mit grüner Lackfarbe, steht ein Mädchenname geschrieben, »Hilde«. Der Offizier stützt sich mit der Hand auf den Namen, verdeckt dessen erste Silbe. Ich werfe einen Blick auf das Buch, in dem er gerade las. Es ist eine russische Ausgabe in deutscher Sprache der »Probleme des Leninismus« von Stalin. Wissenschaftlich ist das Buch von keiner besonderen Bedeutung. Trotzki hat eine böse Kritik darüber geschrieben, die in verschiedener Hinsicht sehr amüsant ist.

»Ich fand es in der Bibliothek der Kolchose in Vântzina«, erklärt der Panzerleutnant.

Wir beginnen ein Gespräch über dies Buch, das ich kenne. »Das ist reiner Byzantinismus«, sagt der Offizier. »Noch einen Schluck Wodka?«

Ich verabschiede mich von dem Leutnant der Panzerschützen und gehe zu einem Beobachtungsstand der Artillerie hinüber, nicht weit von uns. Der Offizier im Stand deutet auf einen Rauchvorhang etwa drei Kilometer vom Dnjestr. »Dort sind die Unseren«, sagt er. Und dort ist Jampol, uns gegenüber, etwas nach rechts: es ist nur noch ein formloser Haufen verkohlter Ruinen. Eine Gruppe von Häusern brennt an dem einen Ende des Städtchens - es ist eher ein sehr großes Bauerndorf, mit einigen Mühlen, ein paar Gerbereien, einigen Backsteinöfen. Unversehrt, zwischen Gärten und Akaziengruppen, stehen, von hier aus gesehen, nur die Häuser am Ortsrand und die langen Blechdächer der Heu- und Getreideschuppen und der Ställe der Kolchose, nahe dem Flußufer. »Was ist das niedrige Gebäude dort, mit dem großen Hof? Eine Kolchose?« frage ich den Beobachter. »Es ist eine Kavallerie-Kaserne«, antwortet er mir. Jenseits des Flußdamms, dort drüben in der Ebene, längs der Straße nach Olschanka (es ist die Straße nach Balta, nach Kiew und nach Odessa), steigt der rote und weiße Rauch der Explosionen empor. Die deutsche Artillerie beschießt die Straße nach Olschanka, die von russischen Fahrzeugen verstopft ist. An einigen Stellen brennt seitlich der Straße das Getreide. Ein Wald steht in Flammen. Das Dröhnen der deutschen Sturm Batterien, die von ihren Stellungen auf dem ukrainischen Ufer aus auf die sowjetischen Bunker hämmern, vermischt sich mit dem Dröhnen der russischen Geschütze zu einer gleichmäßig dunklen Stimme.

Im Verhältnis zur Ausdehnung und Heftigkeit der Schlacht sind die Batterien der zweiten und dritten Linie auf beiden Seiten wenig zahlreich. Moderne Schlachten werden hauptsächlich mit »kurzen Pistolen« ausgefochten. Die ganze Kraft der beiden Heere hat ihren Schwerpunkt in der vordersten Linie, wo die mittelschweren, motorisierten oder von Hand gezogenen Geschütze und häufig auch die schweren Batterien die Arbeit der »Schneidbrenner« abschirmen, unterstützen und ergänzen, die die Pionierabteilungen an den Panzern der Bunker und an der Aufstellung des Gegners leisten. Der Lärm in den ersten Linien ist infernalisch. Etwas zurück, in den zweiten Linien, liegt das Schlachtfeld friedlich da, im verschwommenen Licht einer nachmittäglichen Ruhestunde. »Der Schneidbrenner genügt nicht, um die Stalin-Linie aufzuschweißen«, sagt der Beobachter zu mir. »Morgen früh beginnt die Arbeit der >Stukas<.«

Ich frage ihn, aus welchem Grund die sowjetische Artillerie nicht versucht, den Verkehr auf den deutschen rückwärtigen Linien zu stören.

»Sie ist beschäftigt, unsere vordersten Stellungen zu beschießen«, antwortet er, »aber hin und wieder verlängert ein schweres Geschütz seine Schußweite, auf unsere Flußseite herüber. Sehen Sie den Lkw dort?« Er hat einen Volltreffer eines russischen Geschützes erhalten und ist in die Luft geflogen. Einige hundert Meter im Umkreis ist das Gelände schwarz, besät mit Granathülsen, explodierten Kartuschen, schartigen und zerbeulten Verschlüssen. Zwei Dutzend Kreuze, mit übergestülptem Stahlhelm, stehen im Kornfeld. Die Erde der Grabhügel ist noch frisch.

Wir verlassen den Beobachtungsstand, gehen zum Fluß hinab, zwischen den Akazienwäldern und kurzen grünen Lichtungen, wo ein paar sich selbst überlassene Kühe neugierig vom Gras her aufblicken, ohne Mißtrauen. Unter einem Baum waschen sich zwei deutsche Soldaten in einer schlammigen Pfütze die Füße. Ihre großen Zehen sind geschwollen, deformiert von den langen Märschen und der Hitze. Die weißen, enormen Füße ragen aus dem Grau-Grün der Uniform heraus wie zwei entschälte Baumäste. Ich glaube, so mußten Daphnes Füße sein, im entscheidenden Augenblick der Metamorphose. Vor uns ist eine Batterie schwerer Haubitzen in Stellung gegangen. Die Kanoniere sind nackt, in Badehosen. Die Haut ist rotgebrannt, es ist das Rot der Blonden, wenn die Sonne auf sie gebrannt hat. Es ist die gleiche Farbe wie bei den Enkaustik-Figuren etruskischer Gräber. Ein herkulischer Kanonier kommt herzu, auf der Schulter ein schweres Geschöß. Die Hosen rutschen ihm herunter. So marschiert er rot durch das grüne Gras, völlig nackt, unter dem Gelächter der Kameraden. Die nackten Männer zwischen ihren Geschützen erinnern an Gestalten von Aligi Sassu. Einige Zeit später explodiert eine russische Granate neben einer Batterie. Wir kommen zur Stelle der Explosion, als die Verwundeten bereits auf die Bahren gelegt sind. Ein Offizier brüllt einen Befehl in einen Feldfernsprecher. Die metallische Stimme durchschneidet die noch von der Explosion bebende Luft. Einige hundert Meter weiter machen wir am Rand eines tiefen Einschnitts halt. Das Schlachtfeld enthüllt sich hier dem Auge in voller Weite, der Blick gleitet frei über das Tal und über die Ebene.

Die Rauchwolken der Brände hängen am Horizont wie riesige Montgolfieren, bereit, sich von der Erde zu lösen. Längs der ganzen Aufstellung der Sturmkolonnen hängt ein Vorhang aus rotem Staub und bleiernem Dunst, eine Art riesige Zeltbahn, auf der die sinkende Sonne gelbe und purpurrote Stickmuster malt.

Steil über unseren Köpfen kreist eine Staffel Messerschmitts um eine Formation russischer Flugzeuge, jener neuen Maschinen wahrscheinlich amerikanischer Bauart, aber in Rußland hergestellt, die die Deutschen Spitzmäuse nennen und die die interessanteste Neuheit dieser letzten Tage sind. Erst vor knapp einer Woche tauchten sie zum ersten Mal am Schlachthimmel auf, es sind Doppeldecker, Jäger und Bomber, sehr schnell und von großer Manövrierfähigkeit. Die sowjeti-

schen Spitzmäuse halten sich gut gegen die Messerschmitts. Man hört das langsame und dunkle »tock-tock-tock« ihrer Maschinengewehre das schnelle Geknatter der Bordwaffen der deutschen Jäger skandieren. Dann gehen sie höher und entschwinden nach Osten. Ein gigantischer Baum aus Rauch entfaltet sein Blattwerk dort drüben hinter der Stalin-Linie. Etwa hundert Meter von uns, am Boden des Einschnitts, sehen wir in dem Grün eine deutsche Infanteriekolonnie entlangziehen. Die Soldaten marschieren gebückt unter dem schweren Tornister, die Feldbluse geöffnet, den Stahlhelm am Koppel. Sie ziehen langsam flußaufwärts, völlig ruhig der Schlacht entgegen. Sie sehen mich, erkennen meine Uniform, sie rufen: »Italiener, Italiener!« Die Sonne ist schon verschwunden. Da und dort, im grünen Dunkel, hört man Lachen, lautes Sprechen, das Wiehern von Pferden. Nach einem langen Umweg erreichen wir wieder unseren Gefechtsstand. Es ist bereits Abend. Feuchtes, schweres Dunkel senkt sich auf das Schlachtfeld herab. Um den Gefechtsstand herum ein Kommen und Gehen von Offizieren und Kradmeldern.

»Es ist soweit«, sagt Major Werner im Vorübergehen zu mir. In einigen Stunden wird unsere Kolonne den Fluß auf einer Notbrücke überschreiten, um den am sowjetischen Ufer festgeklammerten Truppen vorwärtszuhelfen. Alles ist bereit für den großen Schlag, der vielleicht über den Ausgang dieser gewaltigen Schlacht in der Ukraine entscheiden wird. Die Kanonen donnern pausenlos, es ist ein dumpfes, gleichmäßiges Rollen, das von Zeit zu Zeit heiser und laut wird, ein tiefer unterirdischer Klang, fast wie die Stimme der Erde, die Stimme der Nacht. Durch das Dunkel dringt plötzlich das Knirschen von Rädern. Es ist der Troß der Bataillone: die Artilleriesfahrzeuge, die Krankenwagen, die Munitionswagen. Ich strecke mich unter einem Baum aus, wickele mich in meine Decke und versuche zu schlafen.

Morgen früh also, in wenigen Stunden. Ich bin todmüde, kann aber nicht einschlafen. Im Morgengrauen werden sich einhunderttausend Männer zum Sturm auf die Stalin-Linie werfen, sie werden sich einen Weg durch den Gürtel aus Zement und Stahl bahnen, werden in die ukrainische Ebene hinausbrechen, auf die Straße nach Kiew, auf die Straße nach Odessa. Ein breiter Lichtschimmer bildet sich längs des Flusses. Das ist nicht der Mond. Es ist der Widerschein der Explosionen. So weit das Auge reicht, zeigt sich die Stalin-Linie wie eine Neonröhre. Ja, das ist das richtige Bild: eine endlose violette Neon-Leuchtröhre. Scheinwerfer suchen da und dort über der unendlichen Ebene den Himmel ab. Vom Zenit herab tropft das Brummen von Motoren. Sie belegen Soroca. Dann und wann unterscheide ich den trockenen Klang der deutschen Abschüsse, das ohrenzerreißende Bersten einer niedergehenden schweren Granate. Das Ziel ist hier in der Nähe. Ein Soldat rennt vorüber und schreit: »Schnell! Schnell!« Ich schließe die Augen, und das Klirren der Räder, das Knirschen der Ketten legen ihr vertrautes gleichmäßiges Geräusch in die feuchte Luft. Es hört sich an wie Musik von Hin-

demith. Noch graut der Morgen nicht, als mich plötzlich heftiges Dröhnen weckt, ein infernalischer Lärm. Soroca zu unserer Rechten steht in Flammen. Auch Jampol brennt. Das ganze sowjetische Ufer brennt. Riesige Erdfontänen schießen da und dort hoch, gewaltige Rauchpilze. Mala Yaruka brennt. Auch Ziliwka, dort drüben, steht in Flammen. Staffelweise stürzen sich Stukas mit grauenhaftem Pfeifen auf die russischen Bunker. Die mittelschwere Artillerie hämmert auf das Gelände zwischen den Festungswerken der Stalin-Linie. Die Flammenwerferabteilungen schmelzen bereits die Stahlplatten der Bunker. Man sieht die langen Sauerstoffflammen den Rauch der Explosionen durchstoßen.

Rings um mich her brüllen die Soldaten »schnell, schnell!« Das ist die Parole jeder deutschen Schlacht, das Geheimnis jeden deutschen Sieges »schnell, schnell!« Die Sturmabteilungen unserer Kolonne haben bereits den Fluß überschritten, jetzt setzen sich die Infanteriebataillone in Marsch, eines nach dem anderen, schnell, schnell. Bald wird die Abteilung an der Reihe sein, der ich zugeteilt bin.

Etwa hundert Schritte vom Flußufer gelangen wir auf einer eingeschnittenen Straße in den Schutz einer Baumreihe von Akazien und Pappeln. Im ungewissen Morgenlicht, dort vor uns, hört man das Schlagen der Hämmer auf die Pontonbretter der Brücke, die die Pioniere gerade beenden, als schon der Übergang der Infanterie einsetzt. Der Fluß ist an dieser Stelle breit und tief. Es ist ein schöner Fluß, der Dnjestr, so grün im milchigen Licht des frühen Morgens.

Und dann plötzlich hören wir das Knattern von Maschinengewehren, das trockene Hämmern der Pak-Geschütze. Oberhalb von Jampol, etwas links von uns, durchqueren zwei schwere russische Panzer den Strom. Es sind die berühmten russischen Amphibienpanzer. Die Bordkanone, die aus dem Turm herausragt, feuert wütend gegen die Brücke. Es sind zwei gewaltige stählerne Untiere, zwei schwimmende Ungeheuer. Die »Nilpferde« nennen sie die deutschen Soldaten. Vom ganzen deutschen Ufer herab bellen die Pak-Kanonen wütend gegen die beiden »Nilpferde«, die langsam stromaufwärts wandern, zwischen den Wasserfontänen der Einschläge. Eines der beiden Untiere ist getroffen und schwimmt schwerfällig dahin, den Bug fast ganz unter Wasser. Sie entschwinden unserer Sicht hinter einer Biegung des Flusses. Freudenrufe erheben sich längs des Ufers aus dem Schilfrohr, aus den Akazienwäldern. Inzwischen wird das »tock-tock-tock« der russischen Pulemiot immer spärlicher, immer schwächer, das Dröhnen der Explosionen entfernt sich. In der Sonne, die bereits höher steigt, sich aber nur schwer von den Nebeln am Horizont lösen kann, ziehen Gruppen von deutschen Verwundeten zur Brücke herab, manche winken mit den Armen als Gruß oder vor Freude. Aber vielleicht ist es keine Grußbewegung, vielleicht ist es keine Bewegung der Freude. Es liegt immer etwas Trauriges, wie ein Abschied oder wie ein Bedauern, immer etwas »Verbüßtes« in der Freude über einen Sieg.

13 Sowjetschlachtfeld

Katschikowska, 7. August

Wir haben eben erst den Dnjestr auf der in wenigen Stunden von den Pionieren unter dem Schutz der Stukas gebauten Pontonbrücke überschritten, und schon dringen wir vorsichtig zwischen den ersten Häusern von Jampol vor, als uns ein schauderhafter Gestank von verbranntem Fleisch an der Kehle packt. Hunderte von verkohlten Pferdekadavern liegen im großen Hof einer Kolchose, in der einige Schwadronen roter Kavallerie gelegen hatten. In einer benachbarten Kolchose liegen dicht gehäuft in den Ställen und unter den langen Schuppendächern die Kadaver von zerschossenen und halbverbrannten Rindern. Die Körper gefallener russischer Soldaten ragen mit den Beinen oder mit dem Oberkörper aus den eisengefaßten Zugängen der Bunker, die zur Verteidigung Jampols an der Stelle angelegt worden waren, wo sich eine Abzweigung der Stalin-Linie zwischen Ort und Fluß vorschiebt. Ein großer russischer Panzer liegt umgestürzt an der Straßenseite, vor einer Verkaufsstelle der Univermag, einer Art Verkaufsgenossenschaft. Ich gehe zu dem Panzer hinüber. Der Fahrer ist noch auf seinem Sitz. Es ist eine Frau. Sie trägt eine aschfarbene Bluse, ihr Haar ist kurz geschoren, am Nacken versengt. Durch einen Riß in der Bluse ist ein Stück weiße Haut sichtbar, etwas unterhalb der Brust. Das Gesicht zeigt einen versonnenen Ausdruck, die Augen sind halb geschlossen, der Mund hart. Eine Frau von vielleicht dreißig Jahren. Es gibt sehr viele Frauen im kommunistischen Heer, sie kämpfen in der Luftwaffe und fahren Panzer. »Brava, brava«, sage ich leise. Ich strecke die Hand aus, streichle ihr leicht über die Stirn. »Du bist ein tüchtiges Mädchen«, sage ich bei mir selbst.

Wir fahren weiter in den Ort hinein, in dem noch dann und wann mit wütendem Aufheulen eine schwere russische Granate einschlägt. Der Feind versucht, die Brücke zu zerstören, den Übergang der Verstärkungen und des Nachschubs zu behindern. Der Blick umfaßt ein grauenhaftes Szenarium qualmender Trümmer. Eine Laterne steht auf der Erde, nahe der halb zerschossenen Mauer eines Hauses. In der Laterne mit zerbrochenen Scheiben brennt noch die kleine Flamme eines Öldochtes. Über dem fahlen Licht das Blinken der bereits hochstehenden Sonne. Wir durchqueren den letzten Teil des Ortes fast im Laufschrift, um uns dem sowjetischen Bombardement zu entziehen, das von Minute zu Minute intensiver wird, fast als wollten die Bolschewiki vor ihrem Rückzug ihre Munitionsvorräte erschöpfen. Die Straße steigt jetzt am Damm des Flusses empor, und je näher wir den letzten Häusern des Ortes kommen, öffnet sich die grenzenlose ukrainische Ebene vor uns wie ein Fächer. Im goldenen Glanz der endlosen Getreidefelder stützen hohe Rauchsäulen den blauen Himmel. Es ist eine feierliche Architektur, eine graue, strenge dorische Säulenhalle, der der Wind etwas Labiles, etwas Magisches gibt. Ich wende mich um: Jampol zeigt sich wie einer jener

riesigen Höfe des Stahlwerks, in denen die Schlacken der Hochöfen zu Bergen getürmt sind. Es ist ein grauenvolles Schauspiel der Zerstörung, diese Berge verkohlter Trümmer inmitten des Grüns und des Goldes der Felder.

In Jampol ist keine lebende Seele geblieben. Beim Näherkommen der Schlacht floh die zum größten Teil (nahezu siebzig Prozent) jüdische Bevölkerung in die Wälder, um den Luftangriffen und Bränden zu entkommen. Schon knapp außerhalb Jampols hören wir rufen: »Chlieb! Chlieb!« Brot! Brot! In einer der breiten Gräben, die zur Aufnahme von Dünger dienen, haben sich etwa vierzig Kinder, Frauen und bärtige Alte geflüchtet. Lauter Juden. Die Kinder klettern den Grabenrand herauf, die Alten nehmen die Mütze ab und strecken die Arme aus, die Frauen schreien: »Chlieb! Chlieb!« Ein deutscher Offizier gibt einigen Soldaten Befehl, etwas Brot an die Unglücklichen zu verteilen. Die Frauen greifen nach den Brotlaiben, zerbrechen sie erbittert mit den Händen, verteilen das Brot an die Kinder und die Alten. Eine der Frauen, ein junges Mädchen noch, fragt mich, ob sie in ihre Häuser zurückkehren können. »Nein, noch nicht. Die Russen beschießen Jampol. Morgen vielleicht.« Sie werden in diesem Düngergraben noch einen Tag bleiben, vielleicht noch zwei. Dann werden sie zu den Trümmern ihrer Häuser zurückkehren. In einer Woche wird der zerstörte Ort wieder zu leben beginnen. Das menschliche Leben ist eine machtvoll zähe Pflanze, die nichts zu vernichten vermag. Es ist eine prachtvolle und grauenhafte Kraft.

Langsam rücken wir auf der breiten geschotterten Straße vor, in Richtung Olshanka. Es ist die Straße nach Balta, die Straße nach Odessa und Kiew. Die Stalin-Linie verläuft parallel zum Fluß auf unserer Rechten. Sie ist nicht, wie sie von ferne wirkte, eine ununterbrochene Folge von Befestigungswerken und Bunkern, die untereinander durch ein Grabensystem verbunden sind. Sie ist vielmehr ein Komplex voneinander unabhängiger Festungsbauten, dazwischen ungeschützte breite Streifen. Sie hat weder in der Technik noch in der Ausdehnung etwas mit der Maginot-Linie oder mit dem Westwall gemein, sondern ist ein schmaler Streifen von Feldbefestigungen, knapp drei bis vier Kilometer tief, nicht mehr. Die Stalin-Linie stellt sicherlich eine gute Basis für eine bewegliche, elastische Verteidigung dar, weit eher als ein starres System des Widerstandes bis zum letzten. Man muß zugeben, daß sie ihre Aufgabe, eine Aufgabe der Deckung, unbestreitbar und wirksam erfüllt hat. Der Fall der Stalin-Linie bedeutet deshalb nicht notwendigerweise, daß die russische Heeresgruppe in der Ukraine vernichtet ist. Ich werde nicht müde werden zu wiederholen, daß der Krieg gegen Rußland hart, schwierig und lang sein wird. Bestimmt ist es nicht der Durchbruch durch die Stalin-Linie, was den Krieg verkürzen wird.

Die Straße ist verstopft von umgestürzten Fahrzeugen, Pferdekadavern, brennenden Lastwagen. Gefallene Russen sieht man ziemlich selten. Es ist überraschend festzustellen, wie wenige Tote man längs der Straßen des russischen

Rückzugs antrifft. Ich werde bei anderer Gelegenheit den Grund dieses ungewöhnlichen Umstandes erklären, der in den ersten Tagen des Krieges die deutschen Soldaten sehr beeindruckte, und für den man anfangs nur widersprechende Erklärungen geben konnte. Ein paar gefallene Deutsche da und dort, die die Krankenträger behutsam aufheben. Die Granatlöcher, die Minenkrater, die riesigen Trichter der Stuka-Bomben zwingen uns zu langen Aufenthalten, manchmal auch zum Verlassen der Straße, in die Felder hinein. Wir rücken langsam vor, in einer Staubwolke, die so dicht ist wie Nebel im Hochgebirge. Aber es ist ein warmer, heißer, blendender Nebel, der einen würgt und schwindelig macht, ähnlich den Wolken beizender Dämpfe, die von Metallen und Säuren in chemischen Werken ausströmen. Ein giftiger, erstickender Nebel, in dem Menschen, Pferde und Maschinen seltsame Formen annehmen, eigenartige Proportionen bekommen. Der Abglanz der Sonne in dieser roten Staubwolke vergrößert wie ein Blendwerk in der Wüste das Ausmaß der Menschen und der Dinge; mir ist, als liefe ich zwischen gigantischen Schatten, zwischen enormen gestikulierenden Larven. Das Rufen und Schreien, das Klirren der Kettenräder, das Klappern der Pferdehufe widerhallen mit schrecklichem Dröhnen in diesem Glutnebel, als überschütteten sie uns im Rückprall von einer unsichtbaren Mauer mit einer Lawine schreckenerregender Klänge.

Ich gehe einige hundert Meter abseits der Straße, um der Obsession dieser Sinnestäuschung von Formen und Klängen zu entgehen. Um mich her, so weit das Auge reicht, erstreckt sich ein Meer von Kornähren, das der Wind in langen, weichen Wellen durchstreift. Man erkennt fern, tief in der Ebene, die hohe Staubwolke über der zu unserer Linken als Flankenschutz vorrückenden Kolonne. Etwa drei Kilometer vor uns halten die Aufklärungsabteilungen unserer Kolonne die Berührung mit dem Feind: Er flieht nicht, sondern zieht sich kämpfend Schritt für Schritt zurück, unter häufigen Gegenstößen seiner starken Nachhuten. Man hört deutlich das Knattern der Maschinengewehre, das betäubende Dröhnen der Mörser, die dumpfe Explosion der schweren Geschosse. Die Taktik, die die Russen befolgen, ist zweifellos in mancher Hinsicht sehr wirkungsvoll. Der Widerstand der beweglichen Einheiten, leichte Panzer und Kampfgruppen der Infanterie, wird durch starke Artillerie unterstützt, zum großen Teil mittelschwere Batterien auf Selbstfahrlafetten. Und unter dem Feuerschutz ihrer Artillerie gelingt es den Russen, alles mit sich fortzuführen, auf dem Gelände nicht einmal ein zerbrochenes Gewehr, ein MG-Gestell zurückzulassen. Eines der Merkmale dieser Schlachtfelder ist die vollendete Aufgeräumtheit, in der sie die Russen bei ihrem Rückzug hinterlassen. Es ist eine geradezu paradoxe Ordnung, die bei den deutschen Soldaten und Offizieren größtes Erstaunen hervorruft. Sogar die Geschößkartuschen schleppen sie mit sich fort. Sie säubern das Gelände mit einer Sorgfalt, die etwas Unglaubliches an sich hat. Man möchte sagen, daß sie bemüht sind, keinerlei Spur ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, nichts, das dem Feind helfen könnte,

ihre Art zu kämpfen, ihre Taktik, die Zusammensetzung ihrer Einheiten, Art und Einsatz ihrer Bewaffnung zu erkennen.

Nach Stunden und Stunden des Kampfes ist es eindrucksvoll, auf den Kampfplatz zu kommen und vor sich ein vollkommen leeres, sauberes Gelände anzutreffen, auf dem sich kein liegengebliebener Helm, kein Tornister, keine Gasmaske, kein MG-Geschoßstreifen, keine Munitionskiste und keine Handgranate befindet, nichts, nichts. Nicht einmal die Stoffetzen, Papierstücke, Verbandsbinden, blutbefleckten Kleidungsstücke, die der unvermeidliche Abfall einer Schlacht sind. Sie lassen nichts zurück als da und dort einen Toten; die letzten Gefallenen, die letzten, die geblieben waren, den Rückzug der Kameraden zu decken. Aber nur wenige, fünf, zehn, nicht mehr. Außerordentlich eindrucksvoll ist der Anblick dieser armen Toten, die auf einem leeren, sorgfältig aufgeräumten Gelände zurückgeblieben sind. Sie liegen im grünen Gras als wären sie vom Himmel gefallen.

Wir sind deshalb tief überrascht, als wir den Ortseingang von Katschikowska erreichen und plötzlich ein Schlachtfeld vor uns haben, das mit Hunderten von russischen Toten besät ist und mit all jenen Überbleibseln, die die Schlacht gewöhnlich hinter sich läßt. Bis kurz vor Katschikowska fährt man durch eine absolut flache, steppenähnliche weite Ebene: Es ist schon die Vorankündigung der Steppe, die sich weiter im Osten erstreckt, jenseits des Bug, jenseits des Dnjepr. Doch nach und nach, etwa zwanzig Kilometer hinter Jampol, bei der Annäherung an Katschikowska, steigt die Ebene langsam an, bis sie am Rand einer tiefen grünen Senke haltmacht, die dicht mit Bäumen bewachsen ist und auf deren Grund, an den Ufern eines mageren Wasserlaufs, das Dorf Katschikowska liegt.

Wir erreichen gegen zehn Uhr diese Stelle, ein paar Kilometer vor dem Absturz der Ebene. Die Russen, am Hang der Senke verschanzt, leisten Widerstand. Wir müssen einige Stunden vor Katschikowska haltmachen und abwarten, bis es den Sturmabteilungen unserer Kolonne gelingt, den erbitterten sowjetischen Widerstand zu brechen. Zu Mittag dauert der Kampf noch an. Inzwischen sind zahlreiche deutsche Feldbatterien und mittelschwere Batterien herangekommen und gehen in den Feldern, mitten im Korn, in Stellung. Unter dem starken Beschuß der Artillerie leisten die Russen wütenden Widerstand. Mehrmals gehen sie zum Gegenangriff über und treiben die Deutschen zurück. Die sowjetische Artillerie unterstützt den verzweifelten Kampf dieser Abteilung, höchstens ein Bataillon, mit einem fürchterlichen Sperrfeuer, das die Deutschen zwingt, ihre Geschütze ständig zu verlegen und der deutschen Infanterie starke Verluste verursacht. Die Deutschen sagen, daß die Russen sich als die besten Soldaten von allen erwiesen haben, mit denen sie bisher im Kriege zu tun hatten. Besser als die Polen, besser sogar als die Engländer. Sie ergeben sich nicht. Sie kämpfen bis zum letzten, mit ernster und ruhiger Unbeirrbarkeit.

Etwa um vier Uhr nachmittags sehen wir die ersten Gruppen von Gefangenen nach rückwärts kommen, meistens Verwundete. Ohne Verbände, das Gesicht staub- und blutverklebt, die Kleider in Fetzen, die Hände rauchgeschwärzt. Langsam kommen sie herab, einander stützend. In ihren Erklärungen bestätigen sie das, was man schon vermutete. Das Gros der Armee Budjenni ist an der ukrainischen Front noch nicht voll eingesetzt. Die Abteilungen, die den deutschen Vorstoß auffangen, bestehen zumeist aus jungen Rekruten oder alten Reservisten, die Anfang Juli zu den Waffen gerufen wurden. Bauern in Uniform, keine eigentlichen und wirklichen Soldaten. Von den Spezialeinheiten, der Luftwaffe, der Artillerie und den Panzern abgesehen, erwartet das russische Heer, sozusagen das stehende Heer, den entscheidenden Aufprall weiter rückwärts, vielleicht an den Ufern des Dnjepr, vielleicht jenseits des Don.

Inzwischen, während wir sprechen, entfernt sich allmählich das »tock-tock-tock« der russischen Pulemiöt (die Maschinengewehre der Sowjets haben langsame Schußfolge, einen tiefen dumpfen Knall), das Feuer der Artillerie wird schwächer. »Sie ziehen ab«, sagt ein deutscher Unteroffizier, mit einer Kopfwunde, und betrachtet sich seine großen, schwieligen, ölverschmierten und erdschwarzen Hände. Als wir das Ende der Ebene erreichen, an der Stelle, wo sie unvermittelt ins Tal hinein abfällt, auf dessen Grund das Dorf Katschikowska liegt, erhebt sich ein lauter Ruf des Erstaunens. Zum erstenmal in diesem Krieg, zum erstenmal haben wir vor unseren Blicken ein Schlachtfeld, das von toten Russen besät ist, ein Schlachtfeld, auf dem die Russen keine Zeit hatten, vor ihrem Rückzug »aufzuräumen«. Und fast mit Furcht, als ginge ich auf verbotenem Gelände, bewege ich mich auf dem Kampfplatz vorwärts, zwischen den Gefallenen des Feindes, die mit den Augen jedem meiner Schritte, jeder meiner Bewegungen zu folgen scheinen. Sie schauen mich an mit ihrem erstaunten und vorwurfsvollen Blick, als käme ich, ihnen ein Geheimnis zu entreißen, die grauenhafte und verbotene Unordnung des Kampfes und des Sterbens zu entweihen.

14 Flucht der Toten

Katschikowska, 8. August

Die sowjetischen Truppen lassen bei ihren Rückzügen ihre Toten nicht auf dem Schlachtfeld zurück und begraben sie nicht an Ort und Stelle. Sie nehmen sie mit sich. Sie begraben sie zwanzig, dreißig Kilometer weiter rückwärts, im Dickicht eines Waldes, im Grunde eines Tales. In großen Massengräbern, und auf die Gräber stellen sie keine Kreuze, noch lassen sie sonst irgendwelche Zeichen. Sie treten mit den Füßen die frische Erde fest, streuen Laub darüber, Gras, Zweige, manchmal Haufen von Mist, damit niemand diese heimlichen Gräber verletzen kann.

Es ist etwas Schreckliches, etwas Geheimnisvolles um diese heimliche Beerdigung, bei dieser Unterschlagung der Toten. »Eine Flucht der Toten«, sagte heute morgen ein deutscher Soldat zu mir. Ja, wirklich eine Flucht von Toten, so als stünden die Toten mühsam auf, entfernten sich langsam, einander helfend, auf unbekanntem Pfaden durch das Korn und durch die Wälder, so als flüchteten sie nicht aus Angst, sondern um sich irgendeinem letzten Abenteuer zu entziehen, irgendeinem unbekanntem und gefürchteten Geschick. Als ob die Toten flüchteten, nachdem sie vom Schlachtfeld jedes Zeichen des wilden Kampfes, jeden Gegenstand entfernt haben, der an den blutigen Zusammenstoß erinnern könnte, der durch seine Gegenwart den Frieden der Wälder, der Kornfelder, der weiten goldenen Flächen von Sonnenblumen stören könnte. Ja, es ist fast, als seien es diese Toten selbst, die auf den Schlachtfeldern »aufräumen«. Dann gehen sie langsam davon, verschwinden für immer, lassen kein Lebenszeichen zurück, nicht einmal den Abdruck ihrer Stiefel im Schlamm, nicht einmal das Gewehr, das der Granatsplitter ihnen zwischen den Händen zerschlagen hat.

Dies ist ein Umstand, der alle stark beeindruckt, die eines dieser Schlachtfelder sogleich nach Einstellung des Kampfes überqueren müssen. Auch am Nordabschnitt, auch an anderen Frontabschnitten nehmen die Russen beim Rückzug ihre Gefallenen mit. Nach ganzen Tagen, ganzen Wochen heftiger Kämpfe, nach der wütenden Schlacht, nach dem wiederholten Zusammenprall gewaltiger Massen von Panzern finden die deutschen Soldaten an Stelle der Tausende russischer Gefallener, die die heftigen Kämpfe erwarten lassen, auf dem ganzen Gelände nur da und dort ein paar Tote, die eher übersehen als absichtlich zurückgelassen wurden. Dieses Fehlen von Toten auf dem Schlachtfeld scheint ebenso eine menschliche Zauberei wie ein Wunder der Natur zu sein. Es gibt dem Kampfgebiet einen gespensterhaften Anblick. Denn nichts in der Welt kann gespensterhafter sein als ein von Toten gesäubertes Schlachtfeld. Es ist wie ein Totenbett, nachdem der Tote fortgetragen wurde. Es ist etwas zu Kahles, etwas zu Weißes an diesen kalt zerwühlten Betttüchern, an diesem Kopfkissen mit dem kalten Eindruck. Etwas Ähnliches, etwas Kaltes und Nacktes ist in dem Gras, in den Steinen, in den Erdschollen eines seiner Toten beraubten Schlachtfeldes. Ich befinde mich seit den ersten Tagen des Krieges mit den deutschen Truppen an der russischen Front. Ich habe Schritt für Schritt den Vormarsch einer motorisierten Kolonne von Stefanesti bis Mogilew mitgemacht. Mit einer Infanteriekolonie habe ich dann den Marsch von Belzy bis Soroca und von Soroca über Jampol bis hierher ins Herz der Ukraine miterlebt. Ich befinde mich jetzt am äußersten Ende der am weitesten ostwärts vorgeschobenen Stelle des gesamten deutschen Frontverlaufs. Und ich hatte bis heute morgen noch niemals ein mit russischen Toten bedecktes Schlachtfeld gesehen. Einige Gefallene, das war alles; wie auf jenem Hügel bei Skuratowoj oder in jenen Panzern auf der Straße von Belzy. Aber als wir heute morgen den Rand der Talsenke erreichten, in deren Grund das Dorf Katschikowska liegt, erblickte ich zum erstenmal ein mit Toten buchstäblich besätes

Schlachtfeld, ein noch unberührtes, noch nicht beschädigtes Schlachtfeld, von dem die Russen nichts mehr hatten forttragen können, nicht einmal ihre Gefallenen. Das Gelände, auf dem sich der heftige Kampf heute morgen abspielte, der von zehn Uhr bis Sonnenuntergang dauerte, liegt am äußersten Ende der Ebene, fast auf der Höhe vor dem Abfall ins Tal von Katschikowska. Es ist ein ebenes Gelände, Getreide- und Sonnenblumenfelder. Der Talrand ist dicht bewachsen mit Akazien und Pappeln. Ein schöner Nußbaumwald zieht sich die steilen Hänge bis nahe zu den Häusern des Dorfes hinab. Die Russen hatten sich an der Kimme des Hanges festgekrallt, in einer Position, die durch die Unmöglichkeit, an den steilen Talhängen hinter ihnen zu manövrieren, verzweifelt war, aber ausgezeichnet zur Verteidigung geeignet wegen der Deckung gegen den Artilleriebeschuß. Bis man zum Kampfplatz selbst gelangt, erblickt das Auge nichts, was auf das Gemetzel hinweist oder auch nur an die Heftigkeit des Kampfes erinnert. Die Toten liegen zum Teil jenseits des Talrandes auf der Böschung, teils in den Sonnenblumen- oder Kornfeldern und teils in den längs des äußersten Randes der Ebene ausgehobenen schmalen Gräben. Dort, wo sich der Widerstand am erbittertsten hinzog, liegen die Toten in Gruppen, dicht nebeneinander, manchmal aufeinander. Anderswo liegen sie zu zweit oder dritt hinter dem Buschwerk, das Gewehr noch mit der Faust umklammert, oder auf dem Rücken, mit ausgebreiteten Armen, vom Tode überrascht in dieser letzten Bewegung der Selbstaufgabe eines in die Brust getroffenen Menschen. Andere liegen in sich gekrümmt, mit jener fahlen Blässe, die von Bauchschüssen herrührt. Einige, tödlich verwundet, sitzen regungslos mit dem Rücken gegen Baumstämme gelehnt oder liegen auf der Seite und wimmern leise, fast verschämt: »Boshe moi! Boshe moi!« Mein Gott! Mein Gott! Diese letzte Anrufung, die so viele, von all der Doktrin und Propaganda so lange unterdrückten Regungen hinwegschwemmt, hat in diesen klagenden Menschen einen unerwarteten und neuen Klang, etwas Reines und Wahres, im äußersten Sinne Wahres. »Boshe moi! Boshe moi!« Ein Offizier liegt im Korn, mit dem Gesicht zur Erde, ein Bein unter dem anderen angezogen, den rechten Arm gegen die Brust gepreßt. Am Boden liegen Geschoßhülsen verstreut, MG-Streifen, Munitionspäckchen, all die kleinen Dinge, die man auf einem Schlachtfeld umherliegen sieht. Mein Fuß stößt gegen erd- und blutverschmierte Kleidungsstücke, Papierfetzen, leere Blechdosen, Kanister, Feldflaschen, Stahlhelme, khakifarbene Feldmützen, Lederkoppel, zersprungene Gewehre. Ein Hund, der an einen Baumstamm gebunden ist, winselt erbärmlich, versucht, durch heftiges Zerren den Strick zu zerreißen. Ein Auge hängt ihm blutig aus der Höhle.

Im Umkreis von ein paar Kilometern wiederholt sich dieses Schauspiel immer wieder in genau derselben Form, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, beklemmend. An der Stelle, wo eine schwere Granate oder eine Stuka-Bombe eingeschlagen hat, liegen die Toten und die Überbleibsel der Schlacht in wirrem Durcheinander. Es ist, als seien sie von einer unsichtbaren Strömung dorthin verschleppt worden, wie von den Gewässern eines Stromes. Viele Gefallene sind

halb nackt, vom Sturmwind der Explosion entkleidet. Aus einem aufgeschlitzten Sack sind einige Brotlaibe zu Boden gerollt. Es ist ein hartes Brot mit kompakter Krume. Ich beiße ein Stück ab. Der Geschmack ist sehr gut, die Rinde zerbröckelt zwischen den Zähnen wie Zwieback. Ein Soldat mit blutverschmiertem Gesicht (er sitzt beinahe in einem Granattrichter) hat auf den Knien und um sich herum verstreut hundert kleine Stückchen jenes frischen Schafskäses, der in dieser Gegend Brinza heißt. Der Soldat hat ihn noch im Munde, er aß gerade, als der Splitter ihn in die Schläfe traf.

Die deutschen Krankenträger bewegen sich über das Schlachtfeld, vorsichtig, etwas gebückt. Sie suchen unter den Toten nach Verwundeten, die sie auf die Bahren heben. Eine große Stille hat sich über das Feld herabgesenkt. Sogar die Kanonen sind leise geworden. Dort hinten, in drei oder vier Kilometer Entfernung vor uns in Richtung Schumi, in Richtung Olschanka, wird noch gekämpft. Ein paar Häuser brennen hinter jenem Wald, auf der anderen Seite des Tales. Ein Trupp deutscher Soldaten hebt einen Graben aus, andere schleppen die russischen Gefallenen bis zum Grabenrand. Dann ist der Graben fertig. Einer nach dem anderen werden die Körper in das Grab gerollt. Dann füllen die Soldaten das Grab mit Erde auf. Ein Ehrenkommando präsentiert die Waffen. Die Stimme des Offiziers klingt hart und scharf. Ein paar verirrte Geschosse surren zwischen dem Laub der Bäume. Geschoßgarben aus Maschinengewehren ziehen hoch über uns dahin. Die Sonne ist bereits im Sinken, aber es ist warm, die Luft ist dicht und schwer.

Ich setze mich unter einen Baum und blicke um mich. Die russische Einheit, die hier gekämpft hat, war eine kleine Einheit, wohl nur ein Bataillon. Sie hat bis zuletzt Widerstand geleistet, sie hat sich geopfert, um den Rückzug des Gros der Truppe zu decken. Ein Bataillon von Verzweifelten, ihrem Schicksal Überlassenen. Auf dem Kampfgebiet hat niemand mehr aufräumen können. Alles ist noch wie es vor einer halben Stunde war. Und so vermag ich zum erstenmal die innere, verborgene Natur dieses Heeres »zu überraschen«, seine merkwürdige Zusammensetzung aus der Nähe zu beobachten, die sozusagen »chemische Formel« zu studieren, nach der seine verschiedenen und kontrastierenden politischen, sozialen, nationalen, ideologischen, militärischen, wirtschaftlichen Bestandteile miteinander verschmolzen wurden. Niemand aus dieser Einheit ist geflohen, niemand außer ein paar Schwerverwundeten hat sich ergeben. Es war also eine gute Einheit. Die Offiziere hatten ihre Männer in der Hand. Sie sind alle an ihrem Platz geblieben. Und als erstes bei meiner Bemühung, herauszubekommen, auf welchen Grundlagen die Disziplin dieser Einheit, ihre technische Leistungsfähigkeit beruht, überrascht mich dieses Miteinander von militärischen und politischen Bestandteilen, dieses eigenartige Gleichgewicht von derart verschiedenen sozialen, politischen, menschlichen Elementen, dieses ungewöhnliche Bündnis zwi-

schen der Disziplinarordnung und dem Statut der Kommunistischen Partei, zwischen dem Militärstrafgesetzbuch und dem Handbuch des roten Soldaten.

Unweit von mir steht eine Kiste voll Papieren und Registern. Auf der Kiste eine Schreibmaschine, amerikanisches Modell, aber in Rußland hergestellt. Dann eine Nummer der »Prawda« vom 24. Juni, ganz zerknittert und verschmutzt, sie meldet in riesigen Schlagzeilen den Ausbruch des Krieges, die ersten Kämpfe in Polen, in Galizien, in Bessarabien. Auf der zweiten Seite stehen drei Lebensläufe von »Agitatoren«; der erste hat eine Versammlung in einer Fabrik zum Thema, der zweite eine solche im Hof einer Kolchose, der dritte in einem Feldlager. (Die »Agitatoren« sind die Propagandisten der Kommunistischen Partei. In Kriegszeiten haben sie die Aufgabe, das Volk zum Widerstand zu ermutigen, die Gründe des Kampfes zu erklären, die Arbeiter- und Bauernmassen zu erhöhter Produktion für die Bedürfnisse der Landesverteidigung anzustacheln.) Die drei haben harte Gesichter, vorspringende Kieferknochen; und um sie her die gewohnten, strengen und aufmerksamen Gesichter der Arbeiter, der Bauern, der Soldaten.

Ich stehe auf und gehe langsam über das Schlachtfeld. Dabei stoße ich mit dem Fuß an eine elektrische Batterie, eine Trockenbatterie. Die beiden Drähte sind mit einer Lampe verbunden, die an einem Nagel seitlich einer mit Blech ausgeschlagenen Holzkiste hängt. Auf der Kiste ein zerbrochener Füllfederhalter, ein Notizheft voller Anmerkungen. In der Kiste selbst befindet sich ein dickes Album in rotem Pappband, auf dem mit großen Buchstaben geschrieben steht: »Tretia stalinskaia Piatiletka.« Das Album illustriert den dritten Fünfjahresplan, von Stalin entworfen (und immer noch in Ausführung), mit statistischen Angaben über den Bau neuer Fabriken, die industrielle Organisation und die Produktion. Während ich das Album durchblättere, deutet ein deutscher Soldat auf etwas zwischen den Ästen eines Baumes. Ich blicke hinauf. Ein Lautsprecher. Den Baumstamm herab hängt ein elektrischer Draht. Wir folgen dem Verlauf des Drahtes. Wenige Meter vom Baum entfernt hockt in einem Erdloch ein toter Sowjetsoldat, vornüber geneigt, so daß er mit dem Oberkörper einen großen Metallkasten verdeckt: einen Plattenspieler. Ringsum im Gras verstreut die Trümmer einiger Schallplatten. Ich versuche, die Trümmer aufzulesen und zusammenzusetzen, die Titel der Aufnahmen zu entziffern: die Internationale, der Budjenni-Marsch, der Marsch der Schwarzmeerflotte, der Kronstädter Matrosen, der roten Luftwaffe. Dann ein paar Platten zur sozialen, politischen, militärischen Schulung.

Auf dem roten Etikett einer Platte lese ich die folgenden schwarz gedruckten Worte: »Na podmögu agitatoru - vidan-najazkkip/6/U/Nr. 5-1941.« Es ist eine Art phonographischer Katechismus, eine Art Handbuch des perfekten »Agitators«. Die Leitsätze dieses Katechismus wurden mit der tiefen gebieterischen Stimme des Lautsprechers ständig wiederholt, um die Soldaten anzuspornen, ihre Pflicht bis zum letzten zu erfüllen. Eine andere Platte trägt den Titel: »Pojasnitelnij

text.« Es ist sicherlich eine andere Art von Katechismus, von Vade-mecum des kommunistischen Soldaten. Auf einer weiteren Platte lese ich: »Tetsche retschka newilitschka.« Es ist der Titel eines »Fabriksongs«, eines von denen, die die Bolchewiki Zavod-Lieder nennen.

Das Interessanteste aber ist ein Album mit vierundzwanzig Schallplatten, auf dessen Deckel steht: »Doklad tawarischtscha Stalina na tschreswitschajnom VIII vsiesajusnom sjāsde sowjetow 25. Nojabrja 1936 goda. O projäkte konstituzii sojusca SSR.« Auf den achtundvierzig Seiten dieser vierundzwanzig Platten ist die lange Rede aufgenommen, die Stalin 1936 im Moskauer Großen Theater bei der Verkündung der Sowjetverfassung hielt. Der deutsche Soldat, der mir geholfen hat, die zerbrochenen Platten aufzulesen, sieht mich schweigend an. Dann hebt er den Kopf, betrachtet den an den Ästen des Baumes hängenden Lautsprecher, betrachtet den über dem Metallgehäuse seines Übertragungsgerätes zusammengesunkenen toten Russen. Das Gesicht des deutschen Soldaten ist ernst, fast traurig: jene Traurigkeit, die bei einfachen Menschen Verwunderung und Unverständnis andeutet. Es ist ein Bauer, dieser deutsche Soldat, kein Arbeiter. Ein bayrischer Bauer aus der Gegend von Augsburg. Er hat nicht, was ich die »Arbeitermoral« nenne, er versteht die »Arbeitermoral« nicht, nicht ihre Methoden, ihre Abstraktheiten, ihren heftigen und fanatischen Realismus.

Während des Kampfes fällt Stalins Stimme, vom Lautsprecher riesenhaft vergrößert, übermächtig auf die in den Erdlöchern hinter dem Gestell der Maschinen- gewehre knienden Männer herab, widerhallt in den Ohren der im Gebüsch ausgestreckten Soldaten, der am Boden leidenden Verwundeten. Die Stimme wird durch den Lautsprecher heiser, hart, metallisch. Etwas Diabolisches und zugleich entsetzlich Naives ist in diesen Soldaten, die - angefeuert von Stalins Rede über die Sowjetverfassung, vom Skandieren der moralischen, sozialen, politischen und militärischen Vorschriften der »Agitatoren« - bis zum letzten kämpfen, in diesen Soldaten, die sich nicht ergeben, in all diesen um mich her liegenden Toten, in diesen allerletzten Gesten des Ausharrens, der Gewalt, der Einsamkeit, der schrecklichen Einsamkeit auf dem Schlachtfeld unter dem Dröhnen des Lautsprechers. Ich blicke zu Boden und entdecke zu meinen Füßen im Gras etwas wie ein kleines Heft mit Ledereinband. Es ist der Personalausweis des Soldaten Semion Stolienko. Ein ukrainischer Name. Neben der Matrikelnummer 568352 steht mit roter Tinte geschrieben das Wort »bezpártijnij«, also »parteilos«, unpolitisch. Dann folgen einige Angaben, von denen ich nicht verstehe, auf was sie sich beziehen. Das Geburtsdatum: 3. Februar 1909, geboren in Nemirowski. MG-Schütze. Dann lese ich: Traktor. Er war also ein Bauer, arbeitete sicherlich in einer Kolchose als Fahrer einer landwirtschaftlichen Maschine. Auf der dritten Seite steht oben handgeschrieben mit roter Tinte: »bezbošnik«, also wörtlich »ohne Gott«. Dieser ukrainische Soldat, dieser Semion Stolienko, zweiunddreißig Jahre

alt, der sich als bezpartijnij, also parteilos, und bezboshnik, also Atheist, erklärt, dieser Bauer, der von der herrischen Stimme des Lautsprechers angetrieben kämpft und sich nicht ergibt, sich bis zum letzten schlägt, dieser Soldat... Aber er ist tot. Er hat bis zum Schluß gekämpft. Er hat sich nicht ergeben. Er ist gefallen.

Der Wind, der das Laub an den Bäumen und die zerfetzten und von Granaten verstümmelten Äste bewegt, läßt das hohe Gras rauschen, in dem die Toten liegen. Die blutbefleckten Kleidungsstücke, die am Boden verstreuten Papiere bewegen sich im Wind. Nach und nach entsteht ein Murmeln, das über das Gras, über das Laub hingleitet. Das Antlitz der Toten erhellt sich, wie durch ein Wunder. Es ist das Licht des sinkenden Tages, das diese armen Gesichter belebt. Maschinengewehrknattern dringt mit dem Wind vom Dorf Schumi herüber. Die Geschütze dort drüben rammen wie ein Widder gegen die grüne Mauer eines Waldes. Klagendes Wiehern hallt vom Grund des Tales herauf. Ein paar Gewehrschüsse ersterben zwischen den Falten des purpurnen Abends wie zwischen den Falten einer riesigen roten Fahne.

15 Schwarzes Biwak

Schumi, 9. August

Während der Nacht wird nicht gekämpft. Menschen, Tiere, Waffen ruhen. Kein einziger Gewehrschuß durchbricht die nächtliche Stille. Auch die Kanonen schweigen. Sobald die Sonne gesunken ist und die ersten Schatten des Abends über das Korn hingleiten, bereiten sich die deutschen Kolonnen zur Nachtruhe vor. Es ist eine Rast des Friedens, des Ausruhens. Ein Schweigen der Waffen. Eine Art Waffenstillstand. Die beiden gegnerischen Heere werfen sich ins Grüne, um zu schlafen.

Die harten Stimmen der Offiziere, die den Befehl zur Rast erteilen, verschwimmen im leichten Nebel, der aus den Wäldern aufsteigt. Die Vorhuten machen halt, ziehen sich fächerförmig auseinander, um die Marschkolonnen zu schützen. Die schweren Angriffswaffen werden nach vorne gebracht, an der Spitze der Kolonne konzentriert. In dieser gemischten Aufstellung, die defensiv und offensiv zugleich ist, wird die Kolonne für die ganze Dauer der Nacht zu einem dicken Nagel, dessen Spitze gegen den Feind gerichtet ist. Diese deutschen Kolonnen haben die Gestalt eines Hammers. Die nächtliche Aufstellung erlaubt es, auch im Schlaf zu treffen, dem Feind einen Hammerschlag zu versetzen, den Nagel sozusagen auch mit geschlossenen Augen in der ersten Ungewißheit der Überraschung und des Erwachens in die gegnerische Verteidigung hineinzutreiben.

Die Nacht fällt kalt und schwer auf die in den Gräben zusammengerollten Menschen in den kleinen einzelnen Löchern, die eilig und notdürftig mitten im Getreide ausgehoben wurden neben den Sturmbatterien kleinen und mittleren Kalibers, neben den Pak-Geschützen, neben den schweren Maschinengewehren der Luftabwehr, den Mörsern, all den Waffen, aus denen der »Hammer« gebildet ist. Dann erhebt sich der Wind, und es ist ein feuchter und kalter Wind, der eine harte und träge Müdigkeit in die Knochen treibt. Es ist der Wind der ukrainischen Ebene, duftend nach tausend Ausdünstungen von Kräutern und Pflanzen. Man hört im Dunkel über den Feldern von überallher das Knacken der Sonnenblumen, die die Feuchtigkeit der Nacht auf ihrem hohen faltigen Stengel zurückschraubt. Das Korn ringsum gibt ein sanftes Rauschen von sich, fast wie das Rauschen eines seidenen Rocks. Ein breites Murmeln steht über dem dunklen Land, über das in langen Wehen tiefe Atemzüge hinziehen. Die Menschen überlassen sich dem Schlaf, unter dem Schutz der Posten und Patrouillen. Dort vor uns, im Getreide, zwischen der schwarzen dichten Materie, aus der die nächtlichen Wälder bestehen, dort drüben, jenseits der tiefen, glatten und kalten Falte des Tales, schläft der Feind: Wir hören seinen rauhen Atem, seinen kräftigen Geruch, seinen Geruch nach Öl, Benzin und Schweiß.

Diese nächtlichen Ruhepausen nennen die deutschen Soldaten »schwarze Biwaks«. Es ist nicht die fieberhafte, nervöse Wachsamkeit des Stellungskrieges. Es ist ein tiefer Schlaf, eine friedliche Ruhe beiderseits der Straße, in den Kornfeldern, in den Wäldern, wenige Schritt vom Feind. Eine Art Biwak; aber es ist ein Biwak ohne Feuerstellen, ohne Gesang, ohne Stimmen, ein »schwarzes Biwak«. Tiefes Schweigen brütet über der ruhenden Kolonne. Dann, im Morgengrauen, entflammt der Kampf aufs neue, mit verbissener Gewalt. Aber obwohl die Sonne schon seit längerer Zeit gesunken ist, obwohl der Abend bereits leicht und vorsichtig vom erloschenen Himmel herabsinkt, wollte heute der Rastbefehl nicht kommen. Wir hatten schon die ersten Häuser von Katschikowska erreicht, und schon zogen die Vorhuten der Kolonne den anderen Hang des Tales wieder hinauf in Richtung Olschanka, als ein Kradmelder uns die Nachricht brachte, daß wir die Nacht in Schumi verbringen werden, einem Dorf auf halbem Wege zwischen Katschikowska und Olschanka. Noch etwa zehn Kilometer. Der Kampf dort drüben vor uns in Richtung Olschanka wollte nicht verlöschen, wie ein Brand, den der Wind ständig wieder anfacht. Es war ein Wechsel von Pausen und plötzlichem, wütendem Wiederaufleben. Die gewaltigen Lawinen des Dunkels, die vom Schlachthimmel herabstürzten, vermochten den Brand nicht zu ersticken. Wieviel schöner wäre es gewesen, in Katschikowska haltzumachen! Wir waren todmüde, das Dorf verströmte lauen Dunst im kalten Abend, den Dunst nach Backofen und Stall. »Hoch der erste Mai!« stand in großen weißen Buchstaben auf einem breiten roten Stoffband, das an der Fassade eines Kolchosgebäudes am Eingang des Ortes befestigt war. Die Pferde witterten das nahe Wasser und das feuchte Gras des Tales, sie wieherten ungeduldig. Die Soldaten sahen mit begehrlischen Blicken

nach den weißen Häusern (mit Strohdach die ärmlichsten, mit grün oder rot gestrichenem Blechdach die Häuser der Bessergestellten). Aus dem Dorf drangen die mutwilligen und geschwätzigen Laute, wie sie Haustiere beim Nahen der Nacht von sich geben. Die Hunde bellten freudig an den Gattern der grünen, mit Sonnenblumen bestickten Zäune um die Häuser. Man hörte das verborgene Grunzen der Schweine, das dumpfe Muhen der Kühe in den Ställen, das stumpfe Geläut ihrer Bronzeglocken.

Das Dorf schien unter dem Kampf wenige Stunden zuvor nicht gelitten zu haben. Einige mittelschwere Granaten waren ohne zu treffen neben der kleinen gemauerten Brücke niedergegangen. Der Laden der Univermag - in allen sowjetischen Dörfern gibt es eine oder mehrere Verkaufsstellen der Univermag, der Verkaufsgenossenschaft, die zum großen Teil den freien Handel in der UdSSR abgelöst hat - war augenscheinlich geplündert worden. Vor der eingeschlagenen Ladentür lagen Papier, zerrissene Pappschachteln, Tonscheiben, Verpackungsstroh verstreut, all die elenden Eingeweide, die eine Plünderung um die aufgebrochenen Häuser herum verstreut. Aber alles in allem war das Dorf unberührt, mit seinen weiß, grün, blau gestrichenen Häusern, zumeist von einer Art Veranda umgeben, die das vorspringende Dach auf kleinen kunstvoll geschnitzten und verzierten Holzsäulen bildet. Scharen von Kindern liefen von allen Seiten herbei, um die Kolonne durchziehen zu sehen. Aus den Fenstern der Häuser längs der Straße reckten die deutschen Verwundeten, die sich hier bis zum Eintreffen der Krankenwagen für den Rücktransport eingemistet hatten, ihre verbundenen Köpfe hervor, winkten mit ihren dick und weiß verbundenen Armen. Frauen und alte Männer standen schweigend, etwas traurig oder wohl nur verlegen unter der Tür ihrer Häuser und Ställe, noch verschüchtert, noch unsicher, noch ängstlich. Jenseits der Brücke fährt man den Talhang wieder aufwärts und hat nach einem kurzen Stück erneut die Ebene vor sich. Der weite warme Hauch des Kornes umfängt uns, ein linder Hauch im Gegensatz zu dem bereits kalten Atem der jetzt nahen Nacht. Und der Rastbefehl kommt nicht. Ist der Ort Schumi noch weit? Vielleicht müssen wir die ganze Nacht marschieren. Ich habe meinen Wagen am Ende der Kolonne gelassen, im Pulk der Fahrzeuge, und marschiere zu Fuß inmitten einer Infanterieeinheit auf der Straße, die nach Olschanka führt.

Fünf Kilometer von hier liegt das Dorf Schumi, im Grunde eines kleinen Tals. Alle ukrainischen Dörfer liegen versteckt in einer grünen Geländefalte. Immer wieder senkt sich die an einigen Stellen völlig flache, an anderen Stellen leicht wellige Ebene zu einer Senke ab und bildet ein Tal, auf dessen Sohle am Ufer des grauen Wasserlaufs das Dorf liegt. Von der Ebene her gesehen erscheint die Ukraine unbewohnt; das Leben dieses fruchtbaren und dichtbevölkerten Gebietes versteckt sich in den Geländefalten, verbirgt sich schamhaft, ganz im Einklang mit dem Charakter dieser Menschen, ihrem schönen Wuchs, ihren sanften Sitten, freundlichem Wesen, ihrer empfindlichen Frömmigkeit.

Nach einigen Kilometern wird der Vormarsch langsamer. Die Geschütze schweigen, das Knatzen der Maschinengewehre wird seltener, schwach und fern, es ist wie das Krächzen von Fröschen längs der dunklen, schlammigen Gestade des Horizonts. Die Kanone schweigt, die Rast ist wohl nahe. Ein harter Tag voll Mühe und Kampf: morgen wird die Schlacht vor Olschanka wieder aufflammen. »Halt! Halt! Halt!« Der Ruf springt über die Kolonne, er geht von den Kradfahrern aus, die mit offenem Munde fahren, als verstärke sich der Ruf in ihrem Mund wie in einem Trichter. Wir sind am Rand des Tales: dort vor uns leuchtet undeutlich im Dunkel das kleine Dorf Schumi. Die Spitze der Kolonne ist bereits in Sicht der ersten Häuser von Olschanka. »Halt! Halt! Halt!« Ich habe mich gerade an den Straßenrand gesetzt, habe eben zu essen begonnen (immer ein paar Scheiben hartes Brot, immer Tomatenmark), als im Dunkel eine Stimme ruft: »Wo ist der italienische Offizier?« »Was ist los? Ich bin hier.«

»Buona sera, Signor capitano«, sagt eine fröhliche Stimme in perfektem Italienisch, mit dem leichten Akzent wohl eines Triestiners. Ein deutscher Unteroffizier, ein Feldwebel, steht vor mir, in Haltung. Er ist in Hemdsärmeln, klein von Wuchs. Er trägt eine Brille, das Haar über der niedrigen Stirn ist zerzaust, der Mund zeigt fröhliches Lächeln. »Darf ich Sie zu einer Tasse Tee einladen?« »Weshalb nicht! Dankeschön.«

»Oh, Sie können ruhig italienisch sprechen«, sagt der Feldwebel, »meine Mutter ist Triestinerin.« Wenn es nicht so dunkel wäre, würde der Feldwebel sehen, wie ich vor Freude erröte.

Ich gehe hinter dem Feldwebel her. Betrete hinter ihm ein niedriges Haus am Rand der Straße, knapp außerhalb des Dorfes, bei der Brücke. In dem Zimmer mit niedriger Decke ein Bett in der einen Ecke, ein Tisch, ein seltsamer großer Eisenbehälter und auf einer Bank längs der Wand eine Reihe von Broten, Fleischdosen und Marmeladebüchsen. Auf dem Tisch ein Feldkocher, und auf dem Kocher ein Topf mit heißem Tee. An den Wänden hängen Heiligenbilder, Ausschnitte aus Zeitungen und illustrierten Zeitschriften, eine Pendeluhr, ein Sowjetkalender und das unvermeidliche Stalinbild. Der Feldwebel reicht mir eine Tasse Tee, er erzählt mir, er sei in Alexandrien in Ägypten geboren, seine Mutter sei Triestinerin, er ist zweiundvierzig Jahre alt, Kriegsfreiwilliger und gehört der Verkehrsaufsicht an, der Feldgendarmarie. Er ist glücklich darüber, einen italienischen Offizier zu treffen, einen Alpini-Offizier. Ja, richtig glücklich. Während er spricht, kommen einige Kradfahrer der Verkehrsaufsicht herein. Sie setzen sich um den Tisch, legen die großen Gummihandschuhe ab, trocknen sich das mit einer Staub- und Schweißschicht bedeckte Gesicht, trinken eine Tasse Tee, essen Brotscheiben, die sie sorgfältig mit Schweineschmalz bestrichen haben. Sie lachen, erzählen von den Ereignissen und Abenteuern des Tages, von Stürzen, tollen Fahrten unter dem Beschuß der in den Kornfeldern nistenden russischen Soldaten. Sie sprechen

zu mir mit jener seltsamen Vertrautheit, die im deutschen Heer zwischen Soldaten und Offizieren besteht, einer Vertrautheit, über die ich eines Tages einmal ausführlicher reden möchte, da sie mir einer der merkwürdigsten Charakterzüge der Wehrmacht zu sein scheint, denn diese Vertrautheit hat einen mehr sozialen als politischen Untergrund.

»Ah, jetzt werde ich Ihnen ein Glas ganz besonderen Wein vorsetzen«, sagt der Feldwebel zu mir und füllt mir meinen Becher aus der merkwürdigen eisernen Flasche, die mitten im Zimmer steht, mit einer Art Rotwein, dessen Farbe und Geschmack eigenartig sind. Wein ist es nicht. Sondern etwas Süßes, Parfümiertes. Himbeerwein? Johannisbeerwein? »Wir haben ihn in Jampol gefunden, im Keller einer Kolchose«, erklärt der Feldwebel.

Alle bekommen wir leicht glänzende Augen. Der Feldwebel, der in Ägypten geboren ist, beginnt, mit der Zunge zu stolpern; er redet plötzlich arabisch, dann Triestiner Dialekt, er mischt in drolliger Weise Deutsch und Italienisch mit Arabisch, ganz wie gewisse morgenländische Gestalten in den alten provenzalischen Novellen.

Aber es ist spät, ich muß gehen und mir einen Fleck suchen, wo ich die Nacht verbringe.

»Ich würde Ihnen anbieten, im Raum nebenan zu schlafen«, sagt der Feldwebel zu mir, »aber wir haben ihn schon dem Kaplan versprochen.« »Einem Kaplan?«

»Ja, er kam zufällig hierher«, erklärt der Feldwebel, »er kam mit den Krankenwagen herauf, wird aber morgen früh wieder zurückfahren.«

»Ich würde mich gern mit ihm unterhalten«, sage ich zum Feldwebel.

»Sie werden ihn sicher bei den Sankas finden«, sagt er und begleitet mich zur Tür. Dann, in seinem sanften Triestiner Tonfall: »Arrivederci, sior capitano.« »Arrivederci, arrivederci a presto.«

Ich mache mich auf die Suche nach den Krankenfahrzeugen. Der deutsche Kaplan ist nicht da, er ist auf einem Rundgang durch das Dorf, um die Verwundeten zu holen, es waren etwa hundert, die in den Häusern lagen. Ich muß es also aufgeben, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Weder während des Jugoslawien-Feldzuges noch während dieser beiden ersten Kriegsmonate an der russischen Front hatte ich jemals einen deutschen Militärgeistlichen zu Gesicht bekommen. Feldgeistliche, katholische wie protestantische, gibt es im deutschen Heer nur selten. Einer der interessantesten Charakterzüge dieser Armee ist ihr religiöser Laiencharakter. Dies ist einer der vielen Aspekte eines Problems, das zu verwik-

kelt ist, als daß man es auf den ersten Blick hin beurteilen könnte. Religiöses Empfinden gibt es im deutschen Heer, es ist in gewisser Hinsicht sogar sehr stark. Aber es ist auf andere Grundlagen gestellt, beruht auf anderen Motiven als den üblichen. Die Religion gilt hier als eine private, rein persönliche Angelegenheit, eine Sache des einzelnen. Und die Militärgeistlichen, sehr wenige an der Zahl, erfüllen eine Aufgabe, die von der üblichen Aufgabe des religiösen Beistandes weit entfernt ist. Sie verkörpern eine Präsenz, sie sind eine Zeugenschaft, nichts weiter.

Unter diesen Gedanken erreiche ich meinen Wagen unten im Tal, unmittelbar am Bachufer. Ich strecke mich auf den Kissen aus, hülle mich in meine Decke. Es ist kalt. Um mich her schläft die Kolonne, der Schlaf der Männer und der Tiere hat einen heiseren, pfeifenden Atem. Die Stimme des Baches nebenan hebt und senkt sich in gleichmäßigem Rhythmus. Der Krieg scheint fern zu sein, fast eine ferne Erinnerung. Es ist die Pause der Nacht, eine Pause der Waffen, es ist der Friede und die Ruhe des »schwarzen Biwaks«.

16 Gott kehrt heim

Olschanka, 12. August

Heute morgen sah ich Gott nach zwanzigjähriger Verbannung nach Hause zurückkehren. Eine kleine Ansammlung alter Bauern öffnete ihm das Tor eines Lagerschuppens für Ölkörner und sprach einfach zu ihm: »Tritt ein, Herr, dies ist deine Kirche.«

Heute morgen hatte ich das Glück, einer ungewöhnlichen Episode beizuwohnen, die allein alle Mühen und alle Gefahren lohnte, die ich seit zwei Monaten auf mich nehme, um aus der Nähe, manchmal aus zu großer Nähe, diesen Rußland-Feldzug mitzuerleben. Wir erreichten Olschanka gegen zehn Uhr vormittags, nach einem mühseligen Marsch von zwanzig Kilometern im erstickenden roten Staub dieser Straßen der Ukraine. Und hier in Olschanka, einem großen Landfleckchen südlich von Kiew, an der Straße nach Balta und nach Odessa, zeigte sich mir das religiöse Problem in Sowjetrußland zum erstenmal in all seiner Komplexität und Bedenklichkeit. Ich habe auf dieses Problem bereits Anfang Juli hingewiesen, als ich dem Vormarsch einer deutschen motorisierten Kolonne zur Front von Mogilew folgte. Aber damals - wir lagen in Zaicani, und ich beschrieb die Tabernakel ohne Kreuzifix, die Kirche ohne Ikonen, die alten Bauern, die sich vor dem kahlen Altar bekreuzigten, der zu einem Katheder für Vorträge über das kommunistische Agrarsystem der Kolchosen geworden war -, damals hatte ich mich darauf beschränkt, das Thema zu streifen, ohne zum Kern der Frage vorzudringen. Eine größere Erfahrung durch Dinge, die ich sah, durch Episoden, deren Sinn ich mit-

bekam, durch ernsthaftere Dokumentation über Menschen, Ideen, Fakten, die ich selbst an Ort und Stelle in zwei Monaten unmittelbarer Beobachtung, objektiver Nachforschungen, persönlicher Zeugnisse wirklichkeitsgetreu sammelte, erlaubt es mir heute, auf das Thema ausführlicher zurückzukommen. Das religiöse Problem ist zweifellos eines der schwersten unter all denen, die der Krieg gegen Rußland für das kulturelle Europa bietet; und es betrifft aus vielen Gründen unmittelbar alle Völker des Westens, teils wegen der Bedeutung und Vielfalt seiner einzelnen Aspekte, teils wegen der Konsequenzen, die die antireligiöse Politik der Sowjets unausweichlich und auf lange Zeit hinaus im Leben des russischen Volkes haben wird.

Nach der Fahrt über das weite Plateau, das das Dorf Katschikowska von Olschanka trennt, erblickte ich, sobald wir am Rand der grünen Senke standen, die in sanftem Abfall das weite Talbecken bildet, in dem der Marktflecken Olschanka liegt, etwas links oberhalb des Ortes die Kirche, auf der Höhe eines Geländebuckels. Eine weiße Kirche, mit unbestimmt barocken Umrissen, mit einem geduckten Glockenturm, der gar nicht wie ein Glockenturm, sondern wie eine Kuppel aussieht, das Dach mit Silberblech gedeckt. Die Kirche von Olschanka ist wie die Kirche vieler anderer Dörfer der Ukraine keine eigentlich orthodoxe, sondern eine unierte Kirche, also jener besonderen orthodoxen Konfession, die die Autorität des Papstes anerkennt. Die unierten Kirchen sind ein Überrest des alten polnischen Einflusses in der Ukraine und unterscheiden sich von den anderen sowohl in ihrer Architektur wie durch das dreiarmlige Kreuz auf der Spitze ihres Glockenturms. Es mag sein, daß die unierte Kirche, die besonders im östlichen Galizien stark ist, in naher Zukunft ihren Einfluß auf Kosten der russisch-orthodoxen Kirche, der Prawoslawni, in der ganzen westlichen und südlichen Ukraine erweitern kann, besonders im sogenannten Zadnjestroie-Gebiet jenseits des Dnjestr. Doch gibt es viele gewichtige Gründe, um daran zu zweifeln. Auf jeden Fall ist dies Problem der unierten Kirche nur von begrenzter und partikularer Bedeutung innerhalb des sehr viel schwierigeren komplexen Problems der »Leere«, die die religionsfeindliche Politik der Sowjets und die sehr ernstzunehmende, unabänderliche Dekadenz der orthodoxen Kirche im Bewußtsein der jungen Generationen geschaffen haben. Wir fahren nach Olschanka hinein und machen mitten im Ort halt, wo die Straße sich erweitert und eine Art abschüssigen Platz bildet, der von der Höhe herab, auf der die Kirche steht, sich mit seiner Breitseite an die lange Umfassungsmauer einer großen Kolchose anlehnt. Die deutschen Vorhuten, die das Dorf in Besitz genommen haben, sind vor knapp einer halben Stunde hier durchgezogen. Die Luft ist sozusagen noch warm von dem Kampf, der eben erst stattgefunden hat. Am Eingang des Dorfes sind ein paar Trupps von Soldaten dabei, die beim Angriff gefallenen Kameraden zu begraben. Unterhalb des Platzes öffnet sich eine grüne Talsenke, in der eine klare und eiskalte Quelle entspringt; es ist die erste Quelle, der man von Jampol bis hierher begegnet. Um die Quelle herum eine Gruppe von Verletzten, die ihre Wunden auswäscht. Sie sitzen auf

großen Steinen und warten auf die Krankenwagen. Lachend wickeln sie die Verbandspäckchen auf und helfen einander, ihre Wunden zu verbinden. Plötzlich hört man Stimmengewirr von der Höhe herab, von dort wo die Kirche steht. Ich klettere den Pfad hinauf und erblicke auf dem grasbewachsenen Kirchhof - eine große Maschine steht in einer Ecke des Kirchhofs, eine völlig unversehrte Hackmaschine - eine Gruppe von Frauen, zumeist ältere, über Fünfzig, und nur wenige, fünf oder sechs, die erst sechzehn bis zwanzig Jahre alt sind, alle damit beschäftigt, mehrere große silberbemale Holzkelchblätter mit Lappen zu reinigen und mit Messern abzukratzen, von den Moderflecken zu befreien, zu putzen und zu polieren, einige dieser großen massiven Kelchblätter, die seitlich des Altars und auf dem Altar selbst aufgestellt werden. Andere Frauen knien vor den Türen und rupfen zornig das Unkraut aus, das bereits in die Kirche einzudringen droht, wieder andere säubern mit Hacken und Spaten den Kirchhof von Büschen und Sträuchern. Ich gehe auf die Frauen zu und spreche sie an: »He, ihr habt sie wirklich schön zugerichtet, eure Kirche!« Die Mädchen sehen lachend zu mir auf, ohne die fleißigen Bewegungen ihrer kräftigen, runden und braunen Arme in den kurzen Ärmeln ihrer weißen mit roten Stickereien umsäumten Blusen zu unterbrechen. Eine der Alten läßt die Hände vom Kelchblatt, macht dreimal nacheinander das Kreuzeszeichen, verneigt sich, nennt mich Barin (also »Herr«, nach dem alten russischen Brauch, an dessen Stelle inzwischen der bolschewistische Ausdruck Towarischtsch getreten ist) und erklärt mir, daß es nicht ihre Schuld sei, daß seit zwanzig Jahren die Kirche von Olschanka als Magazin für Ölkerne gedient hatte, eine Art Silo für Soja- und Sonnenblumensamen. »Es ist nicht unsere Schuld«, wiederholt sie, »es waren die Kommunisten, oh, Heilige Jungfrau Maria, es ist nicht unsere Schuld!« Und sie beginnt zu weinen, preßt sich die Hände gegen die Schläfen. Die Mädchen rufen: »Ha, ha, die Babuschka weint!«

Sie lachen, aber nicht böse, sie lachen nur aus dem einfachen Grunde, daß es in ihren Augen lächerlich ist zu weinen, nur weil die Kirche ein Schuppen für Ölkerne geworden ist. Einige junge Männer (aber ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, denn sie sind nicht das, was man bei uns einen jungen Mann nennt, sondern Knaben von siebzehn oder achtzehn Jahren) sind inzwischen hinzugekommen und auch sie lachen, und einer sagt:

»Oh, Babuschka, wo hätten sie denn die Kerne hintun sollen?« und ein anderer, zu mir gewendet, erklärt mir, daß die Kirche bereits ein Jahr geschlossen war, ehe man sie zum Lagerschuppen machte.

Aber die Alten heben die Hände, drohen den Jungen, rufen: »Paschöll! Paschöll!« Weg! Weg mit euch! Sie schreien, daß es böse Buben sind, daß sie Heiden sind, Söhne von Türken, und währenddessen bekreuzigen sie sich dreimal nacheinander und spucken aus. Und die Jungen grinsen, kauen auf Grashalmen, die Mütze zurückgeschoben in den nach bolschewistischer Manier rasierten Nacken. Sie se-

hen nicht böse aus, sie grinsen lautlos, ohne Bösartigkeit, und von Zeit zu Zeit blicken sie auf mich und auf die beiden deutschen Offiziere, die inzwischen in die Kirche hineingegangen sind und die Szene beobachten, fast etwas schüchtern, als fürchteten sie, etwas Verbotenes zu tun. Einer der beiden deutschen Offiziere wendet sich mir zu und sagt: »Das ist eine schwierige Frage.« Ja, es ist ein schwieriges und heikles Problem, und man darf nicht glauben, daß in Rußland, wenn die alten Generationen verschwunden sind, viel von der alten orthodoxen Kirche überleben kann. Die neue Generation, die nach 1917 Geborenen, haben keinerlei Interesse an religiösen Problemen. Sie wissen überhaupt nichts von Religion und, um es mit dürren Worten zu sagen, sie pfeifen darauf. Sie haben sicherlich keine Angst vor der Hölle.

Die alten Frauen und die Mädchen putzen die Holzkandelaber, die Alten respektvoll, vorsichtig, fast ehrfürchtig, die jungen Mädchen fröhlich und unbekümmert. Bei den Mädchen ist es, als putzten sie ein Möbelstück, ein Küchengerät. »Wann seid ihr denn fertig mit Saubermachen?« fragt laut eines der Mädchen von der Kirchentür her. »Sitschäs, sitschäs«, sofort, antworten die anderen. Man versteht genau, daß sie diesem »Saubermachen« keine besondere Bedeutung beimessen, besonders keine rituelle Bedeutung. Es ist für sie nicht wichtig. In diesem Hausfrauenausdruck »Saubermachen« liegt die ganze Gleichgültigkeit der jungen Generationen gegenüber einem Problem, dessen Natur und Bedeutung sie nicht begreifen, und dessen Schwierigkeit und Ernst sie nicht zu ermessen vermögen. Es ist für sie ein überholtes Problem, eines der vielen Probleme, die lediglich den »Stariki«, den alten Leuten, am Herzen liegen.

Aus dem Innern der Kirche dringt Stimmengewirr, der Lärm von Hämmern, und das leichte Rauschen, das Getreide oder anderes Korn macht, wenn man es von einer Schaufel in einen Sack gleiten läßt. Ich gehe zur Tür. Zwischen dem Eingangstor und dem Innern der Kirche liegt eine Art Vorhalle, ein kleiner Raum mit hoher Decke. Im Vorraum sind ein paar alte Leute dabei, mit Schaufel und Besen die Ölkerne zu Haufen zu schichten. Innen in der Kirche füllt eine Gruppe von Stariki die Kerne in Säcke, die Frauen halten mit beiden Händen die Säcke auf, die Männer schaufeln, andere fegen den Fußboden, wieder andere holen mit langen Stangen die Spinnweben aus den Winkeln der Decke, tragen auf dem Rücken die vollen Säcke aus der Kirche, häufen in einer Ecke die am Boden verstreuten Kerne auf und schaufeln sie in Schubkarren. Alles rennt hin und her, macht sich zu schaffen, arbeitet mit Schaufel und Besen, in einer dichten Staubwolke, die nach Moder und ranzigem Öl riecht. Ringsum an den Wänden hängen eine Reihe von Propagandaplakaten über Bedeutung und Wert der Ölsaaterzeugung oder über das Funktionieren der Ackermaschinen, große Farbtafeln, auf denen die beste Art der Pflege von Sojabohnen und Sonnenblumen dargestellt wird, wie man die Kerne lagert, lüftet, gegen Schädlinge, Moder und Mäuse schützt. Nichts findet sich an den Wänden von jener Gottlosen-Propaganda, die viele andere Kir-

chen überschwemmt, die ich besucht hatte und die in ein antireligiöses Museum oder ein Kino oder einen Versammlungsraum oder Theatersaal für die Rabotschij-Klubs umgewandelt worden waren, oder in Säle für die Ballfeste der Bauern, mit dem Orchesterpodium hinter dem Altar. Nichts von diesen Parodien der Via Crucis, nichts von Plakaten, auf denen die Kommunisten den Massen die religiösen Probleme erklären und sich bemühen, in der Seele der einfachen Menschen nicht nur jede Glaubensregung, jede Hoffnung, sondern auch jede mögliche Rückkehr zum alten Glauben, jede unbewußte Aspiration auf ein künftiges Leben zu ersticken. Alles auf diesen Abbildungen dient der neuen Aufgabe, zu der die Kirche benutzt wird. Kein Hinweis auf die einstige Bestimmung oder gegen den aufgehobenen Kult. Hinten in der Kirche lehnen an der Mauer Bilder von Heiligen und Madonnen und verschiedenes Kirchenggerät. In Gruppen sind alte Bauersfrauen dabei, die Heiligenbilder abzustauben, die zwanzig Jahre lang unter Körnergebirgen begraben oder hinter den Altar verbannt waren, wo die Kommunisten die Wandplakate über die periodische Lüftung von Ölsaaten lagerten. Ich gehe näher und betrachte mir die Bilder: einige sind wirkliche orthodoxe Ikonen, Heilige und Madonnen mit schwarzem Gesicht, in die übliche Kupfer-, Messing- oder Weißmetallplatte eingegraben. Andere sind Bilder, die an katholische Vorstellungen erinnern. Ein alter Mann hatte eine Leiter erstiegen und schlug einen Nagel in die Mauer, um ein Bild aufzuhängen, das ein Mädchen ihm reichte. Zwei Babuschkas mit tiefen schwarzen Runzeln im Gesicht zerstörten mit einem Spaten ein Mäusenest, das unter einem Berg Sonnenblumenkerne zum Vorschein gekommen war. Und die jungen Burschen stehen in Gruppen und beobachten die Szene, sie lachen, sie schäkern mit den Mädchen, und man weiß nicht, ob in ihren Worten, ihren Gesten, ihrem Gesichtsausdruck Spott erkennbar ist oder einfach ein Fernesein, eine amüsierte Gleichgültigkeit, eine leichte jugendliche Insolenz, jedoch ohne übelwollende Absicht. Ein paar Männer im reifen Alter, gegen Fünfundvierzig - das ist die ungewisse Generation, die Generation des großen Krieges, die Generation, die 1917, als Lenin die Macht ergriff, zwanzig Jahre alt war -, stehen mit den Händen in der Tasche da und schauen, unschlüssig, ob sie den Alten helfen oder das Ganze lächerlich finden sollen.

»Wo gehören die Kandelaber hin?« fragt einer der Stariki die Mädchen, die mit dem Putzen der Leuchter fertig sind und sie jetzt in die Kirche zurücktragen und in einer Ecke zwischen Altar und Rückwand niederstellen. Alle machen den Eindruck, als hätten sie vergessen, wo die Kandelaber aufzustellen sind. »Auf die Altarstufen«, ruft eine Alte, »die kleineren kommen hierher, mitten auf den Altar.«

Auf dem Altartisch liegt ein Stapel dicker Register. Einer der Alten wendet mit staubverschmutzten Händen die gelben Seiten hin und her, die mit Zahlenreihen und Randnotizen über und über bedeckt sind. Es sind die Register des Lagers, und der Alte weiß nicht, ob er sie wegwerfen soll oder beiseite legen an einen

Ort, wo sie sicher sind. Diese Register sind wertvoll: sie enthalten die Kontenführung der Kirche in den letzten Jahren, ich meine die Kontenführung des Ölkerne-Magazins; in ihnen ist das gesamte Soll und Haben der Bauern von Olschanka verzeichnet, Daten und Höhe ihrer Ablieferungen in Körnern und ihre Erlöse in Geld. Der Alte entscheidet sich endlich. Er nimmt die dicken Register, staubt sie sorgfältig ab und legt sie in die Nische, die sich in der Mitte des Altars befindet. Eine Babuschka, die seit ein paar Minuten dieses Hantieren beobachtet, schreit mit heiserer Stimme und armfuchtelnd auf: alle anderen Babuschkas laufen herbei und beginnen zu schreien. Das dort ist der Platz für die heiligen Bücher, nicht für diese schmutzigen Register. Die jungen Leute mischen sich ein und ergreifen Partei für die Register, erklären, daß die immer dort gelegen haben und dort bleiben müssen, es gibt keinen Grund, sie von ihrem Platz zu entfernen, man wird sie wegnehmen, wenn die heiligen Schriften kommen.

Dann nach und nach legt sich der Tumult, die Stimmen werden leiser, die alten Frauen fügen sich, brummen kopfschüttelnd vor sich hin, die Jungen sagen: »Eh, Babuschka, gebt die Kandelaber her.« Und sie helfen den Babuschkas, die Leuchter auf dem Altar aufzustellen. Aber die Alten schauen unschlüssig zu und sagen:

»Wo sollen wir Kerzen hernehmen? Die dicken Kerzen wie früher? Wenn wir wenigstens zwei Kerzen hätten. Seit Jahren schon haben wir keine einzige Kerze zu sehen bekommen.« Nunmehr ist die Kirche aufgeräumt. Entstaubt, gesäubert, nicht mehr von Kornhaufen bedeckt, die Heiligenbilder hängen an den gleichen Nägeln, an denen bis vor kurzem die Plakate der kommunistischen Landwirtschaftpropaganda hingen. Die Fensterscheiben sind sorgfältig gewaschen und blitzblank. Eine Alte nähert sich mir, sie nennt mich Barin, sie fragt mich, ob der Pope ihrer Kirche bald zurückkehren wird. Er ist seit zwölf Jahren in Sibirien. »Vielleicht kommt er wieder«, antworte ich. »Wenn unser Pope nicht wiederkommt, können wir die Kirche nicht wieder weihen«, meint die Babuschka, während alle aufmerksam zuhören und im Kreis um mich herumstehen. »Da müssen wir eine ganze Zeitlang warten«, sagt eines der Mädchen. »Von Sibirien bis Olschanka ist ein ziemlich langer Weg.«

Die Burschen lachen auf, die Alten betrachten mich unschlüssig. Es ist als ob sie sich fragten: »Was sollen wir mit unserer Kirche machen, wenn unser Pope nicht wiederkommt?« Die jungen Leute grinsen, als wollten sie sagen: »Nun, wir werden die Körner wieder hereinholen, wenn der Pope nicht zurückkommt.« »Es kann sein, daß er tot ist«, sage ich, »aber wenn nicht er es ist, der zurückkommt, dann wird ein anderer kommen.« Plötzlich ruft einer der Alten: »Und die Glocken?« Ein anderer: »Ja, richtig, und die Glocken?« Glocke heißt auf russisch Kalakala. Es ist ein schönes Wort, Kalakala gibt wirklich den Klang der russischen Glocken wieder, diesen hellen, flüchtigen Klang in der milden Luft des ukrainischen Landes. »Kalakala, Kalakala, kalakala«, wiederholen alle, um mich her, es

ist bei dieser harmonischen Klangmalerei, als hörte man das festliche Geläut vom Glockenturm herab fernhin über das grüne und goldgelbe Land streichen, über die endlosen Kornfelder. Ein Alter sagt: »Podojditje«, wartet, und entfernt sich eilends. Wir gehen hinter ihm drein, hinaus auf den Kirchenvorplatz, und dort sehen wir den Alten zur Wiese hinuntereilen, auf einige Kühe zu, die in der Einfriedigung der nahen Kolchose weiden. Wir sehen ihn auf eine Kuh zugehen, vom Hals des Tieres die große Bronzeglocke abnehmen, wir sehen ihn fröhlich zurückkehren, den Pfad herauf eilen, alle sehen ihm zu und rufen: »Kalakala, Kalakala, Kalakala.« Einer der Burschen erbieht sich, in den Glockenturm hinaufzuklettern, wir gehen in die Kirche zurück, die Stariki holen eine Leiter, lehnen sie im Aufgang zum Glockenturm an die Wand, der Bursche klettert die ersten Stufen hinauf, verschwindet, und eine Zeitlang später hören wir die Bronzeglocke von der Höhe ihren sanften ernsten Klang herabsenden. Der Klang verbreitet sich freundlich und tief über das Tal, alle blicken empor, auch die Verwundeten, die am Brunnen sitzen, blicken hinauf zu diesem klaren Geläut, es ist wirklich, als weide eine Kuh auf den blauen Himmelswiesen und sende ihren ernsten, neuen, freundlichen Klang herab. Und einer der Jungen, einer dieser Burschen sagt lachend: »Hör die Karowa, hör die Kuh.« Alles lacht, ich packe den Jungen am Arm, schüttle ihn derb und sage zu ihm: »Du sollst nicht lachen.« Er schaut mich an, errötet, er ist verwirrt, er möchte etwas zu mir sagen, bewegt die Lippen, vermag aber die Worte nicht zu finden. Ich möchte ihm sagen: »Es ist etwas Schönes, diese Kuhglocke dort oben.« Aber auch ich vermag die Worte nicht zu finden.

(Die beiden folgenden kleinen Absätze wurden 1941 von der Zensur gestrichen.)

Während wir auf das Geläut der Glocke hören, macht eine deutsche Artillerie-Einheit vor der Kirche halt. Ein Offizier sitzt ab, gibt Befehl, die Pferde auszuspannen, und geht in die Kirche. Er kommt nach ganz kurzer Zeit zurück und befiehlt mit harter Stimme: »Bringt die Gäule in die Kirche.« Die alten Bäuerinnen bekreuzigen sich, die alten Männer senken das Haupt, sie gehen schweigend von dannen. Die Jungen schauen mich an und grinsen.

17 Staub und Regen

Petschanka, September

Nach einer Woche Regen jetzt endlich schönes Wetter. Der Staub kommt wieder, und die Soldaten atmen ihn mit Freude. Der erstickende Staub kehrt wieder, die verdammte rote Staubwolke. Und doch atmen alle den Staub mit Freude, begrüßen ihn wie einen alten Freund, nach den langen Tagen des Schlamms, nach dieser Mühe und Plage auf den gräßlichen Straßen, die der Regen zu einer mit Vase-

line bestrichenen Glasplatte gemacht hatte. Es genügt ein einfacher Regenguß, um den Straßenuntergrund, einen wasserundurchlässigen, harten und kompakten Lehmboden, mit einem Schleier glitschigen, schleimigen Schlicks zu überziehen, der von Zeit zu Zeit abreißt und tiefe, tückische Spalten entstehen läßt. Endlich können wir den Vormarsch wieder aufnehmen, dem Dnjepr entgegen. »Schnell, schnell!« Der Ruf tönt von einem Ende der Kolonne zum anderen, die Geschütze haben am Horizont wieder zu bellern angefangen, die Maschinengewehrgarben pfeifen durch das hohe, wellige Korn. Es hatte vor acht Tagen zu regnen begonnen.

Es gab einen Augenblick, vor einer Woche, kurz bevor es zu regnen begann, an dem ich mir sagte: »Jetzt kehre ich um, ich habe genug.« Ich konnte nicht mehr. Ich bin Kriegsverwundeter (aus dem ersten Krieg, 1914-1918), meine Lungen haben eine Yperit-Gasvergiftung. Ich konnte in dieser Wolke von dichtem säuerlichem Staub nicht atmen, der Staub füllte mir den Mund, verbrannte mir die Lungen, zerriß mir die Lippen, das Naseninnere, die Augenlider. Ich sehnte den Regen herbei. Ich prüfte forschend den klaren Horizont, ich suchte nach dem Schatten einer Gewitterwolke am grausam blauen Himmel. Zwei- oder dreimal hatte ich haltgemacht, mit dem Vorsatz, die Kolonne weitermarschieren zu lassen, aus dieser dichten Staubschicht herauszukommen. Dann war die Kolonne fern, sie marschierte schnell, um die Berührung mit dem sich zurückziehenden Feind nicht zu verlieren. Auch wenn ich mich beeilte, hätte ich sie unter ein paar Stunden nicht wieder eingeholt. Ich war zurückgeblieben. Und doch lag mir nichts daran. Ich war es leid, in diesem roten erstickenden Staub zu husten. »Wenn es vor Abend nicht regnet«, sagte ich mir, »kehre ich um.«

Es war eine schreckliche Hitze. Aber etwas Unsicheres, etwas Zweideutiges lag in der Luft. Der Himmel war blank, und doch spürte man, daß sich etwas vorbereitete, hinter den verborgenen Falten des Horizonts. »Das ist nicht der eigentliche ukrainische Sommer«, dachte ich. Ich wußte bereits aus Erfahrung, was der Sommer in der Ukraine wirklich ist: eine sehr heiße Jahreszeit, durchzogen von dem langen, langsamen Schauer eines schwülen Windes, der den endlosen Kornfeldern einen Geruch nach Stroh, einen eigenartigen Dunst entlockt. 1920, als das Heer Marschall Pilsudskis in die Ukraine einfiel und auf Kiew marschierte, befand ich mich bei den polnischen Truppen (als italienischer Beobachtungsoffizier) und folgte ihrem Vormarsch bis Kiew. Es war Mai. Aber schon färbte die Hundstagshitze die endlosen Flächen der Kornähren kupfern. Zu Hunderten und aber Hunderten erlagen die Pferde der Hitze, dem Durst, der Anstrengung. Meine Knie waren vom Sattel wundgescheuert. Nachts legten wir uns in den Kornfeldern schlafen, zwischen flammenden Ähren. Wir erreichten Kiew in erbarmungswürdigem Zustand. Ich warf mich aufs Bett, in einem Zimmer des Hotels Europejskij, und schlief zwei Tage ununterbrochen durch.

Etwas von diesem schrecklichen Sommer hatte ich auch in den ersten Tagen unseres harten Vormarsches wieder angetroffen. Aber als wir die völlig platte Ebene durchfahren, die sich bis jenseits Schumi erstreckt, atmete man etwas Ungewisses, etwas Zweideutiges in der schwülen Luft. Wie eine Vorahnung von Gewitter. Ich folgte mit den Blicken dem trägen, langsamen Flug einer jener Aufklärungsmaschinen, die die Deutschen »Storch« nennen, als ich plötzlich, fern am Horizont, etwas Gelbes, etwas Schwarzes, einen Bleistiftstrich auf der blauen Schiefertafel des Himmels entdeckte. Der Storch strich dicht über dem Boden hin, langsam, als spüre er den nahen Regen. Ich sagte mir: »Es wird regnen, endlich, dieser verdammte Staub wird jetzt ein Ende nehmen.« Während wir das Dorf Dimitraskowska durchfahren (die Geschütze donnerten pausenlos, drei oder vier Kilometer weiter vor uns), versperrt uns ein deutsches Fahrzeug den Weg, der Fahrer beugt sich herüber und ruft mir auf italienisch zu: »Kehren Sie um, die Straße liegt unter russischem Beschuß, wir haben Befehl, den Verkehr unten durch das Flußbett abzuleiten. Es ist eine Höllenstraße, aber sie ist sicherer.« Wir parken den Wagen unter einem Baum, in Deckung vor Beobachtung aus der Luft, steigen aus, der deutsche Fahrer kommt uns lachend entgegen. Es ist ein junger Mann von zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, er sieht aus wie ein Halbwüchsiger. Ich frage ihn, wo er Italienisch gelernt hat. »In Rom«, antwortet er mir. »Ich war Kellner im Hotel Minerva, hinter dem Pantheon.« Dann fährt er in echt römischem Tonfall fort: »Li possino ammazzalli, soll sie der Teufel holen, hören Sie nur, wie sie schießen.« Er lacht und wischt sich mit der Hand über das staubverkrustete Gesicht.

An der Fassade der Kirche beiderseits des Portals kleben zwei bunte Plakate, die einen Film ankündigen. Die Kirche war in ein »Sowkino« verwandelt worden. Das Plakat kündigt einen Liebesfilm an, das wenigstens glaubte ich aus den dargestellten Personen schließen zu können: ein junger Mann und ein Mädchen, er mit der üblichen Arbeitermütze eines Kolchosmaschinisten, sie mit dem üblichen, unter dem Kinn geknoteten bunten Kopftuch, sie umarmen sich vor einer Landschaft mit Kornfeld und Mähmaschinen, unter einem hohen, tiefblauen Himmel. »Jenseits der Liebe« lautet der Titel des Films. Wir betreten die Kirche, in der ein deutsches Feldlazarett eingerichtet war. An den Wänden hängen die Plakate der üblichen kommunistische Propagandafilme. Einige von ihnen behandeln den Kampf gegen Analphabetentum, gegen Alkohol, gegen Tuberkulose, andere das Leben auf den Kolchosen oder die Organisation der roten Armee, wieder andere Ruhmestaten der Sowjetluftwaffe, der Sowjettechnik, der Sowjetindustrialisierung. Hauptheld des Films über die rote Armee ist Stalin, der auf den einzelnen Bildern, in die das Plakat aufgeteilt ist, in Feldherrnpose erscheint. Der Film erzählt einige Begebenheiten aus den Kämpfen von 1919 und 1920 bis 1921 gegen die Polen, gegen die »Partisanen« von Makhno und Petliura, gegen die »weißen« Truppen Wrangels, Koltschaks, Denikins. Neben Stalin erscheinen in jeder der Episoden der getreue Woroschilow, der bärtige Budjenni, und Timoschenko und

Kirow und Tschapajew; aber ich sehe weder Trotzki noch Tuchatschewski noch andere. Die Verwundeten liegen auf Strohsäcken längs der Wände, unter den Werbeplakaten der Filme. Flaschenbatterien von Desinfektionsmitteln sind auf dem Altar abgestellt, Verbandsrollen, Wattepacken, chirurgische Instrumente. An der Leinwand oberhalb des Altars sind die Krankenblätter angeheftet. Zwei Ärzte mit glattrasiertem Schädel, kurzsichtigen sanften Augen hinter den Gläsern mit goldenem Gestell, gehen langsam von einem Verwundeten zum andern, beugen sich zu den Strohlagern hinab und sprechen leise miteinander. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben dringt stoßweise Staub und Lärm herein, das Dröhnen der Geschütze ist bald näher, bald fern. Ein Verwundeter beginnt zu husten. Wir verlassen die Kirche auf Zehenspitzen. Längs der Außenmauer eines Hauses neben der Kirche sehe ich riesige Stücke blutigen Fleisches an Haken hängen. Viertel von Ochse oder Schwein. Es ist die Metzgerei des Feldlazarets. Neben der Metzgerei die Küche. Eine Gruppe von Leichtverwundeten steht um die Kessel herum und wartet auf die heiße Suppe. Dort heben einige Soldaten einen Graben aus, andere befestigen ungefüge weiße Holzkreuze auf frischen Grabhügeln. Der Kirchplatz biegt um die Ecke der Kirche und wird zum Gemüsegarten, weiter rückwärts dann zum Friedhof. Im Garten gehen zwischen dem fetten Blattwerk der Kartoffelstauden die Verwundeten hin und her, oder sie essen schweigend, am Boden hockend, die Beine dick mit blutgetränkten Binden umwickelt. Ein junger eleganter Offizier, Reitpeitsche in der Hand, geht an uns vorüber und klatscht sich gegen die Stiefelschäfte. Er trägt einen Arm im Verband und pfeift durch die Zähne.

Am staubverhangenen Himmel brennt die Sonne wie in dichtem Nebel. Auf einem Steinhaufen sitzend, am Ende des Gartens, spielt ein Verwundeter Akkordeon. Ein zartes Lied, ein Lied aus einem feuchten und nebligen Lande. Der Himmel über unseren Köpfen ist voller Staub, in den Feldern schüttelt ein trockener Wind die staubigen Ähren. Um uns her die gelassene Ruhe, der heitere Friede eines Klosterhofs, hier in diesem Garten, in diesem Friedhof, auf diesem Kirchenvorplatz mit Gräbern, Sonnenblumen und Kartoffelstauden. Die Verwundeten unterhalten sich mit ruhigen Stimmen. Man hört keinen Klagelaut, nicht einmal das dumpfe Stöhnen, das das Fieberdelirium den durstverbrannten Lippen entlockt. Wie anders sind diese Verwundeten als im vorigen Kriege. Ich entsinne mich... Aber wer erinnert sich nicht an die lauten, schmerzgequälten Stimmen, die kaum unterdrückten Schreie, die Flüche, die verzweifelten Hilferufe, das stumpfe Wimmern der Sterbenden? In diesem Krieg beweisen die Männer mehr Männlichkeit, größere Festigkeit im Schmerz. Vielleicht mehr Bewußtheit, sofern es nicht gelassene, ernste Fügung ins Unvermeidliche ist. Die Verwundeten kommen mir verschlossener vor, es widerstrebt ihnen mehr, ihr Leid zu zeigen. Nicht nur die Deutschen, auch die anderen, auch die Rumänen, auch die Russen sind so. Sie klagen nicht, sie stöhnen nicht, sie fluchen nicht. Zweifellos liegt etwas Verborgenes, etwas Geheimes in den Falten dieses harten und verbissenen Schweigens.

Der deutsche Soldat, der Kellner im Hotel Minerva in Rom gewesen war, kommt auf mich zu und sagt, daß es gut wäre aufzubrechen, die Straße ist sehr schlecht und außerdem kann jeden Augenblick das Wetter umschlagen. Er blickt zum Himmel empor und deutet auf eine schwarze, pechschwarze Wolke, die schnell am Horizont emporsteigt. Um so besser, wenn es regnet. Ich kann nicht mehr, ich kann in dieser schrecklichen roten Staubwolke nicht mehr atmen. Alle blicken zum Himmel empor, schütteln den Kopf, verwünschen diese pechschwarze Wolke dort drüben, die zunehmend breiter wird und schon den ganzen Horizont erfüllt. Wir verlassen die Kirche, setzen uns in die Wagen. Die Straße führt steil bergab, in brüsken Windungen. Es ist ein trockenes Bachbett, besät mit großen schwammigen Steinen, es ist keine Straße. Schließlich erreichen wir den kleinen Wasserlauf, im Grunde des schmalen Tals. Wir fahren über einige schwankende Balken, die mit einem Staltau zusammengebunden sind. Längs der Ufer lagern die Soldaten eines mittelschweren Artillerie-Trosses, die Pferde stehen mitten in der Strömung, bis zum Knie im Wasser, andere grasen auf einer nahen Wiese. Auf der anderen Seite des Fließchens versperrt ein Munitionszug die ansteigende Straße. In Gruppen drücken die Soldaten die Räder vorwärts, die Pferde schlagen wütend mit den Hufen auf, zeigen ihre langen gelben Zähne in stummem, schmerzhaftem Grinsen. Zwei große rumänische Lastwagen, zwei Skoda, rattern mit wütendem Dröhnen die staubige Steigung hinan. Das Gesicht der Männer ist mit einer Staubmaske bedeckt, in die der Schweiß tiefe Narben gräbt. Eine kleine Menschenmenge aus Bauern, alten Männern, größtenteils Frauen, und Burschen von sechzehn, achtzehn Jahren, ist zusammengelaufen, um den Tumult der Menschen und der Tiere zu beobachten. Sie stehen und schauen, augenscheinlich ohne Furcht, mit ruhiger Neugier. Die Burschen sind fröhlich, lebhaft, etwas schüchtern. Die Frauen tragen knallbunte Kopftücher, vor dem Gesicht zusammengezogen, die Enden unter dem Kinn verknotet. Blusen und Röcke sind aus bedrucktem Tuch, mit schreiend bunten Mustern kleiner gelber, grüner, roter Blumen. Die Männer, junge und alte, tragen ihre grauen Baumwolljacken, die Hosen sind aus dem blauen Tuch, aus dem die Monteuranzüge bestehen. Die Mujiks tragen nicht mehr die seitlich geknöpfte Tolstowka, auch keine Stiefel und keine Feldmützen mehr. Sie scheinen Handwerker und Arbeiter zu sein, keine Bauern. Die Radfahrermütze gibt ihnen ein Aussehen wie Leuten einer Vorstadt. Fünfundzwanzig Jahre Bolschewismus, Kolchosen und landwirtschaftliche Maschinen haben die Mujiks grundlegend verwandelt: sie haben Landarbeiter aus ihnen gemacht, Maschinisten. Als ich, um den erzwungenen Aufenthalt zu nützen, meinen Vorratsack öffne und zu essen beginne, betrachten sie mich mit aufmerksamer Neugier, sprechen untereinander und lachen.

»Unter dem Sitz«, sage ich zu Pellegrini, »muß noch ein Päckchen Karamellen liegen.«

Pellegrini verteilt Karamellen an die jungen Leute. Sie kommen schüchtern näher, strecken die Hand aus, wickeln sorgfältig das Papier ab und kosten die Karamellen mit Behagen, bei dem süßen Geschmack bekommen sie große Augen und lachen glücklich. Es sind Kinder, sie sind wie alle Kinder der Welt. Ja, Karamellen gab es in den Genossenschaftsläden der Univermag in Dimitraskowka, jene kleinen sowjetischen Karamellen mit ihrem leicht salzigen Geschmack; aber sie waren teuer, zu teuer. Ich betrachte aufmerksam diese Sowjetkinder von 1941, die so anders sind als die von 1920, von 1921. Sie haben zerzauste Haare unter ihren kleinen Radfahrerermützen oder unter den kleinen bestickten Käppis, wie sie die Kosaken tragen. Die Burschen tragen blaue Tuchhosen, zu lang oder zu kurz, die Mädchen Rock, Schürze, buntes Kopftuch. Alle sprechen leise miteinander und lachen. Sie folgen mit großer Neugier jeder meiner Bewegungen, und schauen sich immer wieder um nach den schweren deutschen Artillerie-Fahrzeugen, nach den Pferden, die sich mit ihren Hufen auf der Steigung abmühen, den qualmenden und dröhnenden Lastwagen auf der anderen Seite des Flusses. Pellegrini hat inzwischen den Spirituskocher angezündet, er wärmt etwas Wasser für den Tee. Ich hole eine Zitrone aus meinem Rucksack, die jungen Leute umdrängen mich, betrachten die Zitrone, schnuppern in die Luft. Einer fragt: »Shto eto takoje?« Was ist das? »Das ist eine Zitrone«, antworte ich. »Eine Zitrone, eine Zitrone«, wiederholen sie untereinander. Der von vorhin erzählt mir, daß sie noch nie eine Zitrone gesehen haben. »Sie ist etwas sauer«, sage ich, »aber sie ist gut. Willst du sie versuchen?« Ich gebe ihm eine Scheibe zum Versuchen. Der Junge steckt sich die Zitronenscheibe in den Mund, zieht eine Grimasse und spuckt sie wieder aus. Ein anderer hebt sie schnell vom Boden auf, saugt ein wenig Saft aus ihr, macht eine Grimasse und gibt sie einem dritten weiter. Alle verziehen das Gesicht und spucken. Sie haben nie eine Zitrone gesehen. Und plötzlich beginnt es zu regnen. Zuerst ein sanfter, stiller, lästiger Regen. Dann wird er zum Wolkenbruch. Ich atme mit Entzücken das frische Streicheln des Regens, ich wasche mir Gesicht und Haar in dem herben und reinen Wasser, fülle mir genießerisch den Mund. Ah, endlich Regen! Ringsum ein Chor von Geschrei und Flüchen. Die deutschen Soldaten blicken zum Himmel empor, schreien und fluchen. Die Artillerie-Fahrzeuge machen halt, die Pferde gleiten im plötzlichen Schlamm aus, die Lastwagen rutschen auf der glatten Straße. »Ah, verfluchter Regen!« brüllen die Kanoniere und Fahrer bei den Geschossen und den im Schlamm stekenden Fahrzeugen. Nahebei ist das Haus eines Bauern, ein Mädchen erscheint unter der Tür, es winkt uns hereinzukommen. »Pajaluista, pajaluista«, bitte, bitte, sagte sie. Wir treten ein. Auf einer Bank sitzen ein alter Mann und ein Junge. Pellegrini macht sich an seinem Spirituskocher zu schaffen, das Teewasser beginnt zu kochen. Ich setze mich in eine Ecke, unter der Ikone, wo in russischen Häusern der Ehrenplatz für den Gast ist, und schneide eine weitere Scheibe Zitrone ab. Der Junge hat einen kranken Fuß, ganz rot und geschwollen. Es muß Arthritis sein. Er sieht mich an und klagt: »Mnie, bölno«, es tut weh. Während-

dessen betrachtet er die Zitrone, und auch der Alte und das Mädchen betrachten die Zitrone. Der Alte sagt: »Aber das ist eine Zitrone!« Es ist mehr als zwanzig Jahre her, daß er eine Zitrone zu sehen bekam. »Und doch ist die Krim nicht weit«, sage ich. »Ja«, antwortet der Alte, »aber vielleicht, wer weiß, sind die Zitronenbäume der Krim alle zugrunde gegangen.« Die Wahrheit ist, daß die russischen Behörden die gesamte Agrumernte der Krim für die Ausfuhr bestimmten; außer in den großen Städten, in Moskau, Leningrad, Kiew, Odessa, bekam man in ganz Rußland keine Zitrone oder Orange zu kaufen. Die Alten, die über Vierzig, können sich an Zitronen erinnern. Sie gehören zu den Erinnerungen an das frühere Regime. Aber die Jungen nicht, sie wissen nicht einmal, was das ist.

Wir gießen den Tee in Gläser und tun in jedes Glas, in jeden Stakan tschaia, eine schöne Scheibe Zitrone. Der Alte lacht zufrieden, auch das Mädchen lacht zufrieden, als sie ihren Tee trinken. Nur der Junge mit dem kranken Fuß sieht traurig und niedergeschlagen aus. »Während des anderen Krieges, germanskaja vaina...«, berichtet der Alte. Sie nennen ihn so, germanskaja vaina, also den deutschen Krieg. Der Alte hat 1916 in den Karpaten gekämpft. Dann streckt er die Hand nach der Spiritusflasche aus, die Pellegrini auf dem Tisch gelassen hat, nimmt den Kork ab, riecht daran und schließt genießerisch die Augen. »Mit etwas Wasser«, sagt er, »wäre es gut zu trinken.« Schon seit drei Monaten, seit der Krieg begann, hat er keinen Tropfen Wodka bekommen. Nein, keinen Wodka. Ich muß lachen, auch die andern lachen, Pellegrini greift nach der Flasche und bringt sie in der Tasche in Sicherheit. Wir gehen zur Tür. Die Straße ist ein Schlamm- bach. Der Regen hat aufgehört, jetzt weht ein kalter schneidender Wind, trocken und rau wie eine Katzenszunge. »Ihr solltet die Nacht hier bleiben, morgen sind die Straßen wieder trocken«, sagt mir der Alte. Genauso ist es. Es genügt eine halbe Stunde Regen, diese ukrainischen Straßen in Sümpfe zu verwandeln. Der Krieg zappelt in der glitschigen Zange des Schlammes. Die deutschen Soldaten eilen von einem Pferd zum andern, von einem Fahrzeug zum andern und fluchen. Nichts zu machen. Warten, bis die Straßen trocknen. Die Kanonen donnern dort hinten, hinter jenem Wald. Ah, dieser Krieg in der Ukraine! Staub, Schlamm, Staub, Schlamm. Verfluchter Staub, verfluchter Schlamm! Von oben, den Abhang herunter, dringt verworrener Lärm, ein Gemisch von Menschenstimmen und Pferdewiehern. Truppen, die uns entgegenkommen, sie können nicht herab, sie müssen die Nacht dort oben verbringen, morgen früh werden die Straßen trocken sein. Und Staub und Regen, Staub und Schlamm, morgen werden die Straßen trocken sein, die riesigen Sonnenblumenfelder werden knacken im trockenen warmen Wind, dann kommt der Schlamm wieder, und das ist Rußland, das ist das Rußland der Zaren, das heilige Rußland der Zaren, und das ist auch die UdSSR, Staub und Regen, Staub und Schlamm, das ist der russische Krieg, der ewige russische Krieg, der Krieg in Rußland 1941. Nichts zu machen, nichts zu machen. Morgen werden die Straßen trocken sein, dann kommt der Schlamm wieder, und immer Tote, niedergebrannte Häuser, Scharen abgerissener Gefan-

gener, mit Augen wie kranke Hunde, und immer wieder Aas von Pferden und Maschinen, Aas von Panzern, von Flugzeugen, von Lkw, von Kanonen, von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, von Frauen, von Alten, von Kindern, von Hunderten, Aas von Häusern, von Dörfern, von Städten, von Flüssen, von Wäldern, nichts zu machen, nichts zu machen, in die Ferne, immer weiter, tief in den »russischen Kontinent« hinein, zum Bug, zum Dnjepr, zum Donetz, zum Don, zur Wolga, zum Kaspischen Meer. Ja ja, jawohl. »Wir kämpfen um das nackte Leben.« Und dann wird der Winter kommen. Der liebe Winter. Und dann wieder Staub und Regen, Staub und Schlamm, bis es wieder Winter werden wird, der liebe Winter des heiligen Rußlands, der Winter der Sowjetunion aus Stahl und Zement, das ist der Krieg gegen Rußland 1941. »Da, da, da.« Wir siegen uns zu Tode.

(Der letzte Absatz war seinerzeit von der Zensur gestrichen worden.)

ZWEITES BUCH

DIE ARBEITERFESTUNG

Die Belagerung Leningrads

Ich war Ende September 1941 nach Italien zurückgekehrt (verbüßte die vier Monate Zwangsaufenthalt, die mir auf Verlangen der Deutschen wegen des »inopportunen Charakters« meiner Kriegsberichte auferlegt worden waren) und brach dann zur Nordfront auf; durch Polen, Litauen, Lettland und Estland gelangte ich nach Finnland, in die Schützengräben vor Leningrad.

Was mich dorthin zog, war die Absicht, aus der Nähe zu beobachten, wie die Arbeitermassen Leningrads auf die moralischen, politischen und sozialen Probleme des Krieges reagieren. Zu Beginn des Rußlandfeldzuges und während des ganzen Sommers 1941 hatte ich in meinen Berichten von der Front in der Ukraine gezeigt, in welcher Weise die Bauernmassen der Sowjetunion nach ihrer Umerziehung und Umwandlung durch die Industrialisierung oder, besser gesagt, durch die Mechanisierung der Landwirtschaft, auf die Probleme des Krieges reagieren, und hatte besonders eindringlich meine Auffassung erläutert, daß das Geheimnis des Rußland-Krieges vor allem in der »Arbeitermoral« des Landproletariats liegt.

Ein Umstand, den man keinesfalls übersehen darf, ist der, daß durch die Industrialisierung oder richtiger durch die Mechanisierung der Landwirtschaft der einstige Mujik verschwunden ist. Die russischen Bauern, die jünger als vierzig sind, Männer wie Frauen, sind durch die drei aufeinanderfolgenden Piatiletki, die Fünfjahrespläne, von Grund auf verwandelt: ihre Arbeitsinstrumente sind nicht mehr

Spaten, Hacke, Sichel, sondern die landwirtschaftlichen Maschinen, Traktoren, Motorpflüge, Sämaschinen usw. usw. Jede Kolchose besitzt Hunderte solcher Maschinen. Genauso tiefgreifend war die Verwandlung in der Kleidung, in den Sitten und Gewohnheiten, in der Mentalität: kein früheres russisches Dorfleben mehr, kein früherer Fatalismus mehr, keine frühere Faulheit mehr, und keine Stiefel, keine Fellmützen, keine Blusen, keine Bärte mehr, sondern blaue Monteuranzüge, Lederjacken, rasierte Gesichter und Schädel, Mützen mit kurzem Schirm, ein kräftiges, aktives, hartes Leben, die mitleidlose Disziplin der Kolchosen, die absolute Herrschaft der Technik. Und das gilt nicht so sehr für ihren Bildungsstand, der insgesamt recht elementar und in einem gewissen Sinne naiv ist, noch für ihre technische Spezialisierung, deren Niveau sehr viel niedriger ist als zum Beispiel die eines deutschen oder nordamerikanischen Bauern, als vielmehr für ihre Arbeitsdisziplin und für ihre »Arbeitermoral«. Die früheren Mujiks sind zu einer Art Arbeiter, zu Mechanikern geworden, auch sie kämpfen wie Arbeiter-Soldaten, nicht anders und nicht weniger als die Arbeiter der großen Industriestädte. Was ich mir jetzt vorgenommen hatte, an der Belagerungsfront von Leningrad aus der Nähe zu studieren, war eben die Reaktion der Arbeitermassen (nicht mehr wie bisher der Bauernmassen) auf die moralischen, politischen und sozialen Probleme, die durch den Krieg gegen die Sowjetunion aufgeworfen wurden. Ich nahm mir mit einem Wort gesagt vor, aus der unmittelbaren Anschauung der Fakten die Elemente für eine möglichst objektive Beurteilung dessen zu gewinnen, was unausweichlich eintreten mußte, wenn das deutsche Heer in das Herz der Industriegebiete an Don und Wolga eindrang, also für das, was dann in Stalingrad geschah. Ein Problem von außerordentlichem Interesse - in dem das gesamte Schicksal dieses Krieges enthalten ist -, das mich die Entbehrungen und Gefahren, die ich in diesem schrecklichen Winter an der Front von Leningrad und Kronstadt auf mich nehmen mußte, gering achten ließ.

Die finnischen Stellungen bei Bielowostrow und Alexandrowka auf dem Isthmus von Karelien, die nur sechzehn Kilometer von der Stadt entfernt längs des Randes der Vorstädte Leningrads ausgehoben wurden, sind der geeignete Ort für eine solche Beobachtung, wegen der großen Nähe der »Arbeiterfestung«, der Möglichkeit, direkte Nachrichten zu bekommen, der Unmittelbarkeit und Eigenart der Einzelheiten, die man aus dem Munde der Überläufer, der Gefangenen und jener großartigen karelischen Nachrichtenleute bekommen kann, die dauernd zwischen der belagerten Stadt und den finnischen Kommandostellen unterwegs sind. Ein ganzes Jahr lang erlebte ich wie von einem Balkon aus die Tragödie Leningrads mit. Es war kein »Schauspiel« für mich, sondern eine Art Gewissensprüfung, wenn man den Ausdruck Gewissensprüfung für eine moralische, politische und soziale Erfahrung verwenden darf, bei der ich bloßer Zuschauer war, die sich also zwangsläufig außerhalb von mir, losgelöst von mir begab, deren Gegenständlichkeit aber weder Mitleid noch tiefstes menschliches Verständnis ausschloß.

Aus meinen Beobachtungen und meinen Gedanken über Leningrad werden die Leser erkennen, daß das Erlebnis der »Arbeiterfestung« an der Newa, der größten Arbeiterstadt der Sowjetunion und einer der größten Städte der Welt, das Ereignis Stalingrad, der großen »Arbeiterfestung« an der Wolga, ankündigte und vorbereitete. Bei dieser gnadenlosen Tragödie der Kultur Europas hat Einsicht wohl keine andere Aufgabe als mitzuhelfen, die eventuellen Überraschungen eines Krieges vorwegzunehmen, der an Überraschungen so reich ist wie kein anderer. Leningrad nimmt in dem, was ich erlebte, die schreckliche »Überraschung« von Stalingrad vorweg.

(Vor Leningrad, 1943)

18 Dort unten brennt Leningrad

Helsinki, im März

Das Schiff, steil unter uns, schien verlassen. Kein einziges Licht, keine Bordfeuer, keinerlei Lebenszeichen. Im Eis gefangen, einige Meilen vor der Küste Estlands, sah es aus wie eines jener schwarzen Sandkörner, die in die gelbe, rötliche Transparenz eines Bernsteinkiesels eingeschlossen sind. Und das eiserstarre Meer, im langsam verlöschenden rosigen Tag, hatte wirklich die Durchsichtigkeit von Bernstein. Die Maschine ging bis auf einige fünfzig Meter hinab, beschrieb weite Kreise um das Schiff: wir sahen an Deck einen Hund laufen, die Schnauze gegen uns recken und bellen; ein Mann zeigte sich an einer Luke und machte mit der Hand langsam ein Grußzeichen. Dann zog er den Kopf ein und verschwand. Längs der Küsten des Finnischen Meerbusens gibt es viele Dampfer von kleiner Tonnage, die im Eis festsitzen. Eine Handvoll Männer mit ihren Waffen bleibt an Bord, nicht um die Ladung zu bewachen, die bereits mit Schlitten an Land befördert wurde, sondern um das Schiff gegen den Angriff einer russischen Patrouille zu verteidigen, die sich bisweilen über die vereiste Meeresfläche bis an die finnische und estnische Küste vorwagen.

Die Maschine gewann wieder Höhe, und nach und nach erschloß der Horizont des an dieser Stelle nicht viel mehr als siebzig Kilometer breiten Finnischen Meerbusens unserem Blick seine fernen, weißen und blauen Perspektiven. Nur ein blaßblauer Streifen dort unten, zu unserer Linken, zeigte die Küstenlinie Finnlands an. Der Blick drang eine Zeitlang tief hinein in die Ebene Estlands, durchforschte die endlosen Wälder von Tannen und Birken. Reval, zu unserer Rechten, etwas rückwärts, zeigte sich verschleiert unter dem Rauch aus den Schornsteinen seiner Fabriken. Die hohen spitzen Türme seiner Palais und seiner Kirchen, die mit grünen Kupferplatten bedeckten Kuppeln, die Masten der zwischen Eiszähnen eingeklemmten Schiffe längs der Mole des Hafens ragten aus der dichten Dunst-

zone hervor, schienen im unsteten welligen Licht zu schwanken. Soweit das Auge reichte, erblickte es auf der Eisfläche des Meeres lange Züge von Schlitten und die Skipatrouillen, die dem Ufer zustrebten oder ins Weite hinausglitten, auf der Suche nach dem Geheimnis der herandringenden Nacht.

Wir waren mitten über dem Golf von Finnland, vielleicht dreihundert Meter hoch, als die Sonne verschwand. Es war eine schöne feuerrot glühende Sonne, im harten, heftigen Kontrast zum zarten Pastell dieser überwirklichen, eisigen, reinen Landschaft. Wie die stählerne Scheibe einer Kreissäge, die in den Baumstamm eintaucht und verschwindet, drang die Sonne langsam in die harte Eiskruste, bis sie knirschend verschwand. Riesige weiße Dampfspäne stiegen am Horizont auf. Ein rotgezacktes, lange leuchtendes Gezäh stand am Rande des Himmels, bis es langsam verlosch. Sofort wechselte die Landschaft, wurde unreal, setzte sich ab von Zeit und Ort; sie trennte sich, schien es, von der Erde und vom Meer, und ich merkte plötzlich, daß wir in einer zartblau durchsichtigen Kristallkugel flogen, einen weiten flachen Bogen entlang. Die Luft in dieser Glaskugel war rosig und blau wie die Höhlung einer Muschel. Das Rauschen der Motoren war das gleiche wie das Meeresrauschen in einer Muschel, ganz reiner Klang, eine unermessliche, sanfte Stimme. Sei es der Widerschein des blutigen Gezähns am Rande des Himmels, sei es die angespannte Aufmerksamkeit des Auges und die Müdigkeit vom langen Beobachten, es schien mir, als umkreise unser Flug in Spirale einen roten Punkt an der äußersten Stelle des Himmels im Osten, dort unten am Ende des Golfs von Finnland, in Richtung Leningrad.

Auch der Beobachter blickte scharf auf diesen Punkt hin, in Richtung des Feuer Scheins; mit einemmal wandte er sich um und nickte mir zu, als antworte er auf eine Frage von mir. Der Brandrauch stieg jetzt sanft empor, in weiten Kreisen, er bildete luftige Bauwerke, die der Wind pausenlos verwischte und neu zusammenfügte, hoch in den Himmel zeichnete er nahezu das Abbild einer auf den Kopf gestellten Stadt, mit ihren Häusern, ihren Palästen, ihren Straßen, ihren tiefen Plätzen. Doch Leningrads Todeskampf verlor nach und nach jede wirkliche Gegenwart, jede menschliche Körperlichkeit und Gestalt, wurde eine abstrakte Idee, eine Anspielung, eine Erinnerung. Was ist der Rauch, der Schimmer dort unten? Rauch von einem Brand, nichts sonst. Der Schimmer von einem fernen Brand. Nichts anderes. Qualm von einem riesigen Scheiterhaufen. Nichts weiter. Agonie einer Stadt, die einen geheimnisvollen, unverständlichen Namen trägt. Ach ja, der Todeskampf Leningrads. Nein, nichts sonst. Es war wirklich etwas Bedeutungsloses, der leichte Rauch dort unten, der Brandschein, das riesige Bauwerk aus Luftgebilden, die der Wind in der blauen Abendluft sanft verwischte und neu zusammenfügte. Dann und wann, aus der Tiefe der Ebenen Estlands, hinter Oranienbaum, zuckte ein rötlicher Blitz, wie blutiges Augenzwinkern. Es war das Auge der Schlacht, die dort unten brennt an der Ostgrenze Estlands. Das unförmige rote Auge, das Auge des Mars im Dampf der Schlacht. Schon senkte die Nacht

sich herab. Doch die Weiße des Schnees, der gleißende Widerschein der endlosen Eisfläche wandelte die Nacht zu wunderbar leuchtendem Tag. Ein blasses, intensives Licht schien aus tiefen Meeresgründen heraufzusteigen, durchleuchtete von unten her die Eiskruste in magischer Transparenz, die sich bis zu den fernsten Ufern ausbreitete; selbst die Erde schimmerte von diesem kalten tiefen Licht. Das Rauschen der Motoren hob und senkte sich in der Höhlung der Muschel, und plötzlich ließ es nach, wurde zum Säuseln, zum Summen eines Bienenschwarms.

Es war der Nebel, der von der vereisten Fläche des Meeres her aufstieg und nach und nach den Himmel überzog. Dann auf einmal blendete uns weiße Finsternis, wir segelten ins weiche, lautlose Dunkel hinein.

Jetzt stieg die Maschine höher und höher, um über den Nebel emporzutauchen. Als wir bald danach in die klare Luft gelangten und der Himmel sich wieder frei und rein über uns wölbte, erblickten wir dort vor uns einen rosenroten Fleck, ein Rosenblatt, das auf der Route unserer Maschine trieb. Wie es im Nebel geschieht, daß das schwächer werdende Licht Kraft gewinnt und über unvorstellbare Entfernungen hinweg sich bricht, erschien uns das brennende Leningrad in seltsamer Nähe. Das Rosenblatt bewegte sich, rollte sich zusammen, es war, als atme es. Wir flogen so, im freien Blau, eine mir endlos vorkommende Zeit, bis die Maschine zu fallen begann, in den Nebel zurücktauchte.

Und plötzlich stürzten in betäubender Geschwindigkeit die Bäume uns entgegen, die Erde schwankte einen Augenblick unter uns, stürzte sich auf uns wie ein Rennwagen auf der Bahn, mit zweihundert Stundenkilometern. Das Fahrgestell streifte fast die Tannenwipfel, die Maschine bäumte sich auf, drückte die Erde von sich weg wie ein Schwimmer, der mit einem Fußstoß die Meerestiefe zurückstößt, um zur Oberfläche aufzutauchen. Wir flogen einige Minuten, an der Nebeldecke über uns hängend wie eine Stubenfliege. Wir suchten die Rollbahn von Helsinki. Unvermittelt setzten wir auf, die Maschine glitt über das Eis, dann stand sie. In der plötzlichen Stille hörte ich weder Stimmen noch Geräusche von Schritten, nichts als das Knarzen eines Schuhs auf dem Schnee. Langsam kam es näher. Nichts wie dieses leichte Knirschen vermochte ein Maß dieser unendlichen Stille zu geben, dieser klanglosen, eisigen Wüste ringsum.

19 Die Stimmen des Waldes

Alexandrowka, im März

Das also ist die vorderste Linie, in einem Wald nahe der kleinen Stadt Alexandrowka, sechzehn Kilometer vor der einstigen Hauptstadt des russischen Zarenreichs. Es ist der am weitesten vorgeschobene Abschnitt der gesamten Front vor

Leningrad. Die Belagerung der russischen Metropole hat hier ihre empfindlichste Stelle, es ist der nervöseste, unruhigste, ungedeckteste Abschnitt. Ich werde in den nächsten Tagen über den Charakter dieses Belagerungskrieges sprechen, über die gewaltigen Abwehrmaßnahmen der Sowjets, über Umstände und Erscheinungsformen dieses gnadenlosen Kampfes, über die enormen Schwierigkeiten, die beide Gegner zu bestehen haben; ich werde über die Agonie dieser Riesenstadt sprechen, die im Gürtel ihrer Vororte fünf Millionen Bewohner umschließt, Soldaten und Zivilisten. Es ist der größte Belagerungskrieg, der je gekämpft wurde. Heute, noch müde von der Reise und noch zu neu an dieser Front, um ernsthaft darüber schreiben zu können, heute will ich mich darauf beschränken, dem Leser die ersten Eindrücke zu berichten, die ersten Überlegungen, einige Erlebnisse meiner Fahrt von Helsinki nach Viipuri, und von Viipuri über das Schlachtfeld der Summa, über Terijoki und Mainila bis zu diesem Vorposten bei Alexandrowka. Doch zuvor möchte ich, daß sich der Leser über die Schwierigkeiten meiner Aufgabe klar werde. Angefangen vom Klima. Das Thermometer zeigt heute abend nicht mehr als vierundzwanzig Grad unter Null. Gemessen an der ungewöhnlichen Strenge dieses Winters ist das nicht viel. Für mich ist es mehr als genug. Unter diesen Umständen ist es nicht leicht zu arbeiten. Der »Korsu«, in dem ich untergekommen bin und auf Oberst Lukander warte, ist eng, niedrig und eiskalt (ein Korsu ist ein ebenerdiger Unterstand, halb in den Schnee gegraben, eine Art kleine Baracke aus Baumstämmen, er schützt gegen Schrapnells, allerdings nicht gegen Granaten). Die Soldaten, die ihn besetzen, sind von ihrem täglichen Wachdienst, von Spähtrupps oder Arbeitsdienst, noch nicht zurück und der Ofen ist kalt.

Die Finger sind klamm, das Papier, auf dem ich schreibe, bedeckt sich mit einem leichten Schleier von Reif, es ist, als ob das Papier beschlägt, und mir scheint wirklich, als schriebe ich auf angelaufenem Glas. Die Schriftzeichen sehen aus wie vergilbt, wie die eines alten Briefes, der nach langen Jahren aus der Tiefe einer Truhe zum Vorschein kommt; das Eis verschleiert sie so. Endlich kommt ein Soldat herein, mit einem Armvoll Holz, es sind helle, glatte Birkenscheite, mit gelb und weiß gefleckter Rinde. Angenehmer Duft von harzigem Rauch hängt gleich darauf im Korsu, das Papier, auf dem ich schreibe, taut ab, der Reifbelag schmilzt. Dicke Tropfen perlen das Blatt entlang.

Ich habe meine Ausrüstung in einer Ecke des Korsu abgestellt, zu Füßen des Brettergestells, das als Nachtlager dient. Es ist eine regelrechte Pritsche, wie in einer Arrestzelle; Soldaten und Offiziere schlafen dort nebeneinander, die Soldaten auf der einen, die Offiziere auf der anderen Seite, auf Strohsäcken von grobem Tuch. Alles ist ordentlich, sauber, schlicht und klar. Jeder Gegenstand an seinem Ort, Kochgeschirre, Gewehre, Tornister, Handgranaten, Uniformstücke, Schneestiefel, die weißen Tarnhemden, die Skier, die Schneebretter.

Obgleich ich nicht zum Kämpfen hierher gekommen bin, sondern um die Umstände und Eigenart der Belagerung von Leningrad aus der Nähe zu beobachten und zu schildern, habe ich eine komplette Feldausrüstung mitbekommen: einen Pelzsack, einen schaffellgefütterten Mantel, eine Eskimopelzmütze, einen Rucksack, ein zweites Paar Schuhe zum Wechseln, einige Flaschen Schnaps und die Eiserne Ration in Dosen. Im finnischen Heer gibt es keine Offiziersburschen, ich muß daher alles auch selbst tragen.

Ich bin nicht zum Kämpfen gekommen, sondern um dort drüben über die Böschung des Grabens zu schauen, über den Stacheldrahtverhau, über die russischen Bunker, über die Wälder und Schneeflächen, über die vergoldete Zwiebel des Kirchturms von Alexandrowka, dort vor mir, hinüber zu den Fabrikschloten, den Kirchtürmen und Kuppeln von Leningrad. Eine unübersehbare Stadt, dies Leningrad, flach, gestreckt, ohne Wolkenkratzer, ohne hohe Turme. Auf den Schlammablagerungen im Sumpfdelta der Newa erbaut, scheint es täglich tiefer in den Schlick seiner Brackwässer und die Kanäle zu versinken. Niedrig zeichnet es sich am Horizont ab, von Zeit zu Zeit entzieht es leichter bläulicher Nebel dem Blick. Dann unvermittelt, bei plötzlichem Aufklaren, steht es vor einem, als könne man es greifen, wenn man die Hand ausstreckt. So zeigte es sich mir vorhin, als ich zu diesem Wald kam. Der Nebel hatte sich einen Augenblick gelichtet; ich blieb mitten auf der Straße stehen und starrte hinüber zu der schönen geisterhaften Erscheinung.

Seit mehr als einer Stunde sitze ich hier im Korsu und warte, daß Oberst Lukander, der Abschnittskommandant, mich rufen läßt. Oberleutnant Svardström, der mit mir aus Viipuri herübergekommen ist, und den ich gebeten hatte sich zu erkundigen, wo Oberst Lukander sich befindet, kommt zurück und sagt, daß er auf einem Rundgang durch die Stellungen unterwegs sei. »Er wird bald hier sein«, fügt er hinzu. Svardström ist ein hochgewachsener Junge, blond, hager, mit seltsam schüchternem und zugleich anzüglichem Lächeln. Er spricht deutsch und finnisch durcheinander, und dann und wann lacht er, wie um sich zu entschuldigen. Es beginnt leise zu schneien. Die Zeit schleicht langsam dahin, in tragem Schweigen.

»Ich gehe nachsehen, ob der Oberst schon zurück ist«, sagt Svardström, als er die Baracke verläßt. Ich bleibe allein mit dem Soldaten, der den Ofen hütet. Ein Junge mit braunem Haar, hartem Gesicht, freundlichem Blick. Während ich schreibe, betrachtet er mich verstohlen, meine Uniform, meinen Alpini-Hut, die grünen Flammen der Kragenspiegel, die Dienstgrad-Sterne. »Kapteeni?« fragt er. »Ja, ich bin Capitano, Hauptmann.« Er lächelt und wiederholt für sich »Kapteeni«.

Ich blicke von meinem Papier auf und lausche den Stimmen des Waldes, dieses endlosen, dunklen, dichten Waldes rings um uns. Stimmen von Menschen, von Tieren, von Bäumen, von Maschinen? Wer nicht in diesen finnischen Wäldern geboren ist, verirrt sich »seelisch« in ihnen wie in einem Labyrinth. Ich meine nicht in einem Labyrinth von Ästen und Stämmen, sondern in einem Labyrinth der Eindrücke, in einer abstrakten Wildnis, in einem unwirklichen Land, wo der Geist jeden Kontakt mit der Wirklichkeit verliert und alles ringsum sich verwandelt, Gestalt und Aussehen wechselt, in fortgesetzter sinnen täuschender Metamorphose. Die Sinne trügen, der Geist stürzt in einen wirbelnden Strudel ohne Grund und Boden. Stimmen, Laute, Formen bekommen ein mysteriöses Wesen, etwas Geheimnisvolles, Magisches. Ein Schrei hallt in der Ferne. »Se on koira«, das ist ein Hund, sagt der Soldat. Ich bin ihm dankbar, daß er mir die Stimmen des Waldes in menschliche Laute übersetzt. Ein schönes Wort, »koira«, es klingt mir wie ein griechisches Wort im Ohr, es ruft mir die »korai« der Akropolis ins Gedächtnis. Man hört fernes Dröhnen, das schnell näherkommt, es sprießt zwischen den Bäumen auf wie eine Blume, wie der Strahl eines Brunnens, wie das im Winde flatternde Haar eines Mädchens. »Se on tykki«, das ist eine Kanone, sagt der Soldat. Der dumpfe Hall eines schweren Geschützes. Das Echo der Explosion rollt durch den Wald wie die donnernde Stimme eines Flusses. Der Soldat sieht mich an und horcht. Ich bin ihm dankbar für diese Hilfe, ich kenne die Stimmen dieser finnischen Wälder nicht, ich erkenne die Stimmen der Menschen, der Tiere, der Bäume, der Maschinen nicht wieder, in diesem endlosen, geheimnisvollen finnischen Wald. »On tuuli«, das ist der Wind, erklärt der Soldat. »Se on hevonen«, das ist ein Pferd, erklärt er mir weiter.

Stimmenklang nähert sich der Hir des Korsu. Der Soldat hebt den Kopf, blickt durchs Fenster hinaus. »Se on venäläinen karkuri«, ein russischer Gefangener, ein Überläufer, sagt er. Der Mann ist klein, struppig, mit hagerem bleichen Gesicht, mit müden flackernden Augen. Sein Kopf ist glattgeschoren, voller Narben. Er steht dort vor einer Gruppe Soldaten, mit nervösen Bewegungen der Hände preßt und drückt er seine spitze Tatarenkappe. Dicke Schweißtropfen, vielleicht vor Angst, vielleicht vor Schwäche, perlen ihm auf der Stirn. Immer wieder wischt er sich den Schweiß mit der Pelzmütze ab. Er sagt: »Ja nje snai«, ich weiß nicht. Er spricht mit zaghafter, etwas heiserer Stimme. Ein sowjetischer Gefangener. Ich möchte, er ließe mich gleichgültig und unberührt. Und doch erweckt er in mir Mitleid und Widerwillen und Trauer zugleich. Ich habe seit gestern viele dieser sowjetischen Gefangenen gesehen, und alle waren klein, verängstigt, sehr bleich, alle mit müdem und unsicherem, unendlich traurigem und verwundertem Blick. Unwillkürlich frage ich mich, wie es möglich ist, daß diese Soldaten mit ihrer schüchternen und leidenden Miene, mit ihrer demütigen, unruhigen Stimme die gleichen sein sollen, die Viipuri zerstörten, die Karelien zur Wüste machten, die den Kareljan Kannas (wie die Finnen die Karelische Landenge nennen) so schrecklich zurichteten, wie ich es heute morgen gesehen habe.

Nichts ist furchtbarer als der Anblick von Viipuri (das Wiborg der Schweden), als diese schwarzen Ruinen unter dem Schnee. Während des »Winterkrieges« von 1939-1940 konnten die Russen Viipuri nicht nehmen; sie besetzten es erst nach Friedensschluß, auf Grund einer Klausel des Moskauer Vertrages. Als dann im vergangenen August die sowjetischen Truppen gezwungen waren, die Stadt aufzugeben, wurde sie durch Minen und Brände grausam zugerichtet. Haus um Haus, Palais um Palais wurde ganz Viipuri mit der hochmodernen Methode der Radiominen gesprengt, die mit einem winzigen Apparat ausgerüstet sind, der auf einer bestimmten Wellenlänge durch einige Musiktöne gezündet wird. Als ich heute morgen die Straßen Viipuris durchstreifte, heulte der Wind durch die hohlen Gerippe der Häuser. Ein grauer Himmel, aus harter undurchdringlicher Materie, lauerte hinter den leeren Fensterhöhlen. Viipuri war eine lebensvolle, reiche, vornehme Stadt, das Bollwerk Skandinaviens gegen das Rußland aller Zeiten, an der Straße gelegen, die von Leningrad, von Nowgorod, von Moskau nach Helsinki führt, nach Stockholm, nach Oslo, nach Kopenhagen, zum Atlantik. Schon seine Lage deutet auf sein Schicksal hin. Am Anfang des Isthmus, zu dem Karelän sich zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Ladogasee verengt, liegt Viipuri dicht geschlossen um seine schwedische Burg, am Ende einer mit Inseln und Klippen übersäten langgestreckten engen Bucht. Das Meer dringt ins Land hinein, umgibt die Stadt, schließt sie ein, zwingt sich zwischen ihre Häuser, wird zum Hintergrund ihrer Plätze, der Höfe ihrer Palais. Wer Viipuri in der Hand hat, hat Finnland in der Hand. Es ist der Schlüssel dieser karelischen Landenge, des Kareljan Kannas. Gerade dieses Schicksal als Kampfplatz hat von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Belagerung zu Belagerung, die architektonischen Linien, den Ausdruck von Grazie und Kraft dieser Stadt geprägt. Vom Meer her gesehen, oder vom Saum der Wälder, die es umschließen, scheint Viipuri eines jener Chateaux, jener Kastelle zu sein, wie sie Poussin malte, vor dem Hintergrund feuchter dunkler Wälder, mit dem Durchblick auf grüne Täler und auf blauen, von weißen Wolken gestreiften Himmel. Wie eine der hochgetürmten alten Städte Latiums, auf den Stichen, wie sie alte Drucke der Aeneis aus dem 18. Jahrhundert schmücken.

Die Burg steht auf einer breiten Insel, von der Stadt durch einen Meeresarm getrennt, über den die Russen während ihrer kurzen Besetzung zwei Pontonbrücken gelegt haben. Sie ist ein klotziger Bau mit beherrschendem hohem Turm, dessen Basis von einem ringförmigen Granitwall umgeben ist. Die eigentliche Festung ist ganz in diesen Wall hineingebaut: Kasernen, Munitionslager, Schuppen und Stapelplätze, Kasematten. Die Altstadt breitet sich auf der anderen Seite des schmalen Meeresarms aus, mit gewundenen Gassen, Gebäuden in jenem schwedischen Militärstil, in dem die Zeichen alten russischen Einflusses (ein Anklang an Nowgorod) und späterer französischer Nachahmung unverkennbar sind. Dahinter erstreckt sich die moderne Stadt mit ihren Bauten aus Stahl, Glas und Zement, deren Weiß hier und dort zwischen den geduckten Palais aus dem Anfang des

Jahrhunderts, eine Art Jugendstil wie in Berlin, hervorschimmern. Ich bin bis ganz hinauf auf den Burgturm geklettert, die an den Wänden über gähnender Tiefe festgehakten Treppenleitern empor. Auf den vereisten Stufen glitten die Schuhe aus. Oben, auf der äußeren Galerie des Turms, bot sich dem Blick das grauenvolle Schauspiel von Häusern mit verkohltem Dachgebälk, geborstenen und rauchgeschwärzten Mauern, des Hafens voll treibender Schiffsmasten und Schornsteine, zerbogener Kräne, ausgebrannter Rümpfe, und überall am Horizont, soweit der Blick reichte, Berge von Schutt und erloschene Brandstätten, düstere Kulissenstücke von schwankend über der beklommenen Öde der Plätze und Straßen hängenden Mauern. Die überirdische Weiße des Schnees um die schwarzen Ruinen her, der bläuliche Glanz des vereisten Meeres deuteten jubelnd auf Entsetzen, Schrecken und Grauen. Als ich vom Turm herabkam, schienen mir die Menschen in den Straßen ernst und verschlossen, und doch lebensvoll und menschlich. Nicht Gespenster, sondern warme, lebendige Gegenwart. Die Blicke ruhig, die Gesichter gespannt und hart. Fast zwölftausend der früheren Bevölkerung von achtzigtausend Seelen sind bereits nach Viipuri in die Trümmer ihrer Häuser zurückgekehrt. Sie hausen zwischen geborstenen Wänden, hinter trümmerbedeckten Höfen, in halb mit Bauschutt gefüllten Kellern, in Räumen am Rande dachloser Treppenhäuser im obersten Stock ausgehöhlter Paläste. Großartige Lebenskraft dieses Volkes, das kühl und schweigsam ist, und trotzdem entschlossen und gewaltsam in seinen Vorsätzen, seinen Passionen, seinem Willen. Eine junge Frau kletterte die Treppen eines zerstörten Palais in der Karjaportinkatu herab, sie übersprang die fehlenden Stufen wie ein Akrobat auf der Strickleiter eines Trapez; das Gesicht eines kleinen Mädchens hinter der Fensterscheibe der Fassade eines Hauses der Repolan-Katu, das innen von einer schweren Bombe ausgehöhlt worden war; eine Frau, die bedächtig, liebevoll den Tisch deckte, im Zimmer eines Hauses der Linnan-Katu, einem Zimmer, von dem nur noch zwei Wände aufrecht standen. Vom Bahnhof her, der nur noch ein riesiger Stapelplatz von Schutt und feuergekrümmten Stahlträgern war, kam der unablässige ächzende Pfiff einer Lokomotive. Und dort der Stand einer Marktfrau, ganz allein mitten auf dem Platz, vor den Ruinen, sie kauert auf einem Schemel hinter ihrer armseligen Ware, die der Schnee allmählich zudeckt. Die intakte Uhr des Kellotorni, der einzige Turm außer dem Burgturm, der unversehrt inmitten des endlosen Häuserfriedhofs aufragt.

Heute vormittag habe ich Viipuri verlassen, mir graute vor all der Zerstörung, vor solch bestialischer Wut. Und nun hier die Stimme des russischen Überläufers, die vor der Tür des Korsu sagt »da, pajaluista, da, da, da«, in vergeblicher trister Eindringlichkeit. Sie erweckt in mir Mitleid und Widerwillen, ich möchte sie nicht hören, ich möchte sie zum Schweigen bringen. Ich verlasse den Korsu, gehe ein Stück zwischen den Bäumen, vor der kleinen Holzhütte des Abschnittskommandos. Dort, weiter auf der Straße, die nach Leningrad führt - eine schöne, breite, gerade Straße, schottergepflastert wie die päpstlichen Straßen Latiums, man er-

kennt die kleinen Steine durch die Eiskruste hindurch - dort, wo die Straße sich verliert, stehen die Häuser der Vorstädte, die Schornsteine der Fabriken, die vergoldeten Kuppeln der Kirchen Leningrads. Die verbotene Stadt versinkt langsam im bläulichen Dunst. Die Kanoniere lachen laut ringsum an ihren im Wald hinter Tannengeäst getarnten Geschützen. Gruppen von Skijägern gleiten leicht über den Schnee. In der eisigen Luft hängen lau ihre Stimmen. Von den Vorposten kommt das heisere Knattern eines russischen Maschinengewehrs, das trockene »ta-pumm« von Karabinern. Fernes Rollen, dumpfes Dröhnen, ein Knall. Das sind die Schiffe der russischen Flotte vor Kronstadt; sie sind im Eis gefangen, sie beschießen die Straße von Terijoki. Oberleutnant Svardström ruft mich von der Tür der Stabsbaracke her: »Kommen Sie«, sagte er, »Oberst Lukander erwartet Sie.«

20 Kinder in Uniform

Vor Leningrad, April

Sie zogen durch den Wald, auf dem Pfad zu rückwärtigen Stellungen, von einem finnischen Soldaten begleitet. Etwa dreißig waren es, dreißig Kinder. In russischer Uniform, weiter tabakfarbener Mantel, Stiefel aus hartem Leder, dreieckige Tatarenmütze und herabhängende Ohrenklappen. Jedes hatte seinen runden Eßnapf am Gürtel hängen, und die großen, an einer Schnur zusammengebundenen Schaffellhandschuhe. Die Gesichter verschmiert und schwarz von Rauch. Als sie die weißbehemdeten Skijäger leicht und geschwind zwischen den Bäumen dahingleiten sahen, machten sie halt und sahen ihnen nach. »Pois, pois!« Weiter, weiter! schrie der Soldat sie an, der sie begleitete. Aber er war selber noch ein Kind, er hatte selbst größte Lust stehenzubleiben, und blieb auch stehen. Anfangs schauten die Gefangenen ernst und aufmerksam. Dann begannen sie zu lachen, man sah, wie sie sich über etwas freuten, einige machten einen Versuch, auf dem Schnee zu schliddern, begannen einander zu puffen, im Spiel, einer hob Schnee auf, machte einen Schneeball und warf ihn einem Kameraden in den Rücken. Alle lachten, »durak, durak«, Depp, Depp, und der Wachsoldat brüllte sein »pois! pois!« So zogen sie weiter, wandten sich immer wieder um, indes die finnischen Skijäger, auch sie noch blutjung, herankamen und sie überholten. Schnell glitten sie zwischen den Bäumen hindurch, kaum streiften sie mit ihren weißen Tarnhemden die Kiefer- und Birkenstämme. Es war ein sonniger Tag, der Schnee glitzerte, die vereisten Äste der Bäume schienen aus Silber im leichten, lebendigen Licht. In Viipuri war ich vor einigen Tagen zwischen den Ruinen, den Geisterschatten der Häuser umhergestreift. Trupps sowjetischer Gefangener arbeiteten auf den Straßen, schaufelten Schnee, räumten die Höfe vom Schutt, legten wankende Mauern nieder. Die Gefangenen sahen aus wie die Ameisen, so klein und dunkel gegen den Schnee. Die hohe Tatarenmütze über der schmalen Kinderstirn machte ihre scharfen, blassen Gesichter noch magerer, noch elender,

noch verschmutzter. Fast alle waren sehr jung, nicht älter als siebzehn Jahre, und sahen aus wie Kinder von vierzehn, von zwölf Jahren. Klein von Wuchs, dürr, ungelent, noch weit vom ersten Stadium der Entwicklung zum jungen Mann. Kaum daß sie mich sahen, hörten sie einen Augenblick auf zu arbeiten, folgten mir mit den Blicken, neugierig meine Uniform betrachtend. Wenn ich Miene machte mich umzuwenden und ihnen zuzuschauen, senkten sie sofort den Blick, ängstlich und verwirrt, genau wie Buben.

Die finnischen Offiziere und Soldaten sind sich alle darin einig, daß diese Kinder sich mutig schlagen, mit jenem festen, ausdauernden Mut, der das gerade Gegenteil kindlichen Mutes ist. Doch militärisch, technisch gesehen, ist die Leistung gering. Darüber besteht kein Zweifel. Und es überrascht, weil es so selten, so gegen alle Erfahrung ist, daß in diesen körperlich spät entwickelten Jungen sich nur der Mut entwickelt hat, der in mancher Hinsicht bei ihnen bereits ein männlicher Mut ist. Worüber die finnischen Offiziere und Soldaten sich vor allem wundern, ist nicht das Zurückbleiben der körperlichen Entwicklung, sondern das Zurückbleiben des Geistes, des Verstandes. Ihre Intelligenz ist noch im embryonalen Zustand. Man sieht, es sind noch Kinder, die zufrieden damit sind zu leben, sich lebendig zu fühlen, die glücklich sind zu atmen, nichts mehr befürchten zu müssen, endlich dem Alpdruck und der Todesangst entronnen zu sein; aber ich bezweifle sehr, daß sie sich über ihre eigenen Gefühle im klaren sind. Ich meine damit, daß sie keine anderen Probleme als die rein physischen, animalischen haben. Mit achtzehn Jahren hat sonst jeder normal entwickelte junge Mann, welcher Nation und welcher sozialen Schicht er auch immer angehören mag, seine Probleme seelischer und vernunftmäßiger Art. Diese sowjetischen Gefangenen, diese Kinder-Soldaten, haben keine anderen Probleme als materielle. Sie wissen auch auf einfachste Fragen keine Antwort. Bei einer Frage, die sie nicht verstehen, füllen sich manchmal ihre Augen mit Tränen. Sie sind nichts als Kinder, im vollen Sinn des Wortes. Eines der bezeichnenden Symptome ihrer verspäteten Entwicklung ist, wie leicht sie sich zu ihrem Schutz in Tränen flüchten. Was ganz zur Psychologie des Kindes gehört. Ich hatte in Viipuri den Platz überquert, an dem die Städtische Bibliothek liegt. Der Bau, ganz modern, ist unbeschädigt, ebenso wie seine vielen Tausende alter und moderner Bücher, darunter die wertvollsten Dokumente zur Geschichte Viipuris. Als ich in die hafenwärts führende Straße einbog, stand ich vor einer Gruppe sowjetischer Gefangener. Sie waren allein, ohne Aufsicht. Im allgemeinen arbeiten die Gefangenen frei, lediglich von Streifen kontrolliert, die zu diesem Zweck die Runde durch die Straßen der Stadt machen. Sie standen vor einem ausgebombten Modegeschäft. Bei den Aufräumarbeiten hatten sie unter dem Schutt eine Kleiderpuppe hervorgezogen, eine Probierbüste, wie sie Schneiderinnen benutzen. Die Jungen hatten zu arbeiten aufgehört und standen um die Büste herum, betrachteten sie neugierig, mit ernstesten Gesichtern, begriffen nicht, was das sei, zu was es dienen könne. Währenddessen hatte einer von ihnen vom Boden ein Hütchen aus blauem und rotem

Stoff aufgehoben, einen harmlosen kleinen Hut, an der einen Seite mit einer Art gelber Rose garniert, hatte ihn sich auf den Kopf gesetzt, und alle lachten und streckten zaghaft die Hände vor, um die Rose zu berühren.

Plötzlich bemerkten sie mich. Die Wirkung war eigenartig. Ihr erster Impuls war fortzulaufen, sich zu verstecken, genau wie Kinder, wenn jemand, vor dem sie Respekt haben, sie bei einem Spiel überrascht, das ihnen verboten worden war. Doch sofort schlug der Impuls ins Gegenteil um, sie drängten sich zusammen, sahen ängstlich und verwirrt zu Boden. Der mit dem Hütchen auf dem Kopf begann zu weinen und kehrte mir den Rücken zu. Ich gestehe, daß ich zunächst verdutzt stehenblieb und beinahe selbst verwirrt war; mir fiel nichts Besseres ein als zu rufen: »Rabotaitje, rabotaitje!« Arbeitet, arbeitet! Mit diesem schnauzend gesprochenen Wort entriß ich sie ihrer Angst und Verwirrung. Sie griffen nach den Schaufeln und Hacken und machten sich wieder an ihre Arbeit. Sie waren wieder ruhig und zufrieden und sahen mich lächelnd von unten her an.

Auch im finnischen Heer gibt es, neben den Veteranen des Winterkrieges von 1939-1940, sehr viele Soldaten der letzten Jahrgänge, Burschen von sechzehn, siebzehn Jahren. Aber wie anders sind sie als die Russen! Sie sind bereits Männer; und wenn sie auch noch nicht die körperliche Entwicklung erreicht haben wie bei uns ein junger Mann in diesem Alter (im Norden ist die physische Entwicklung sehr viel langsamer als in den Ländern des Südens; bei uns ist ein junger Mann mit achtzehn bereits voll entwickelt, im Norden ist er meistens noch nicht mannbar), so tragen doch Stirn und Augen jenen Stempel der Männlichkeit, der ein moralisches, kein physisches Merkmal ist. Sie sind bereits Männer: im moralischen, bürgerlichen, sozialen Sinn. Sie haben bereits ein reifes, männliches Bewußtsein, das sie nicht nur zu Soldaten, sondern zu Staatsbürgern macht.

Ihre Gelassenheit in der Gefahr, ihr ruhiger Ernst im Einsatz der eigenen Person, ihre Objektivität im Urteil, die Strenge ihrer Sitten sind Zeichen hohen Pflichtbewußtseins; ich meine nicht nur ihrer Pflicht als Soldaten, sondern auch und vor allem als Bürger, also das Bewußtsein von dem, was sie in einem für den Bestand und die Zukunft Finnlands so entscheidenden Augenblick, ihrem Lande schuldig sind. Aus dem, was mir diese Soldaten, besonders die jüngsten, erzählen, aus dem, was ich, wenn sie untereinander sprechen, gelegentlich höre, und was mir Hauptmann Leppo, Oberleutnant Svardström, und die Offiziere des Infanterie-Bataillons an diesem Frontabschnitt zwischen Valkeassaari und Alexandrowka übersetzen, überzeuge ich mich jeden Tag mehr davon, daß diese finnischen Soldaten, Veteranen wie jüngste Rekruten, nicht nur zu den tapfersten der Welt gehören, sondern zu den zivilsten. In jedem Wort, in jeder Handlung, auch den freiesten und spontansten, spürt man stets ihr eigenartig wachsames und empfindliches moralisches Bewußtsein. Alle, auch die jüngsten, sind vollkommen über die politische und militärische Situation ihres Landes unterrichtet, über Natur und

Ziele des Krieges, der in Europa und der Welt gekämpft wird, und sie sprechen darüber mit einem Ernst, mit einem Verantwortungsgefühl, die wahrhaft bewundernswert sind bei Soldaten, die zum größten Teil dem einfachen Volk angehören, Bauern, Arbeiter, Holzfäller, Fischer, Rentierhirten, gewöhnt an das harte, nackte und einsame Leben in den Wäldern, an den Seen, in der endlosen Öde des Nordens. Es sind »zivile« Soldaten, im höchsten und edelsten Sinn des Wortes. Und es ist ihr waches und sensibles moralisches Empfinden, das den finnischen Krieg, diesen par excellence »nationalen« Krieg, zu einem ich möchte sagen uneigennütigen, desinteressierten Krieg macht.

Als wir heute morgen über diese jungen sowjetischen Gefangenen sprachen, sagte ein finnischer Soldat: »Es sind gefallene Kinder.« Dieses schöne und traurige Wort kam nicht von den Lippen eines Winterkriegs-Veteranen, sondern eines siebzehnjährigen Jungen, eines der vielen Soldaten in Skiläufer-Uniform mit den grünen Spiegeln unter dem weißen Mantel, mit dem Dolch, dem »Puukko«, am Koppel, eines jener vielen Kinder-Soldaten, mit bartlosem Gesicht und schüchternem Blick (trotzdem liegt etwas Entschlossenes, Hartes in diesen Augen), die seit langen Monaten an der vordersten Front kämpfen, von den Wäldern am Weißen Meer bis zu den Stellungsgräben vor Leningrad. »Gefallene Kinder.« Dieses Wort allein würde begreiflich machen, mit welchem Verständnis und welchem Verantwortungsgefühl (und auch mit welcher Bitterkeit) diese mündig gewordene finnische Jugend den physischen und moralischen Zustand der geschichtlich und sozial soviel schwerer geprüften und in mancher Beziehung unglücklicheren Jugend Rußlands beurteilt. Sooft ich in den Stellungen, in den im Schnee ausgehobenen Laufgräben oder in den Korschützen diesen bartlosen jungen Finnen begegne, lassen mich ihr Anblick, ihr Lächeln, ihre Einfachheit, ihr sportlicher Gleichmut in der Gefahr, das Menschliche ihrer Disziplin die ganze Ritterlichkeit, die moralische Sauberkeit dieses finnischen Krieges empfinden. Ein rauer, harter, unerbittlicher Krieg - aber ein sauberer Krieg. Noch der Tod hat etwas Versöhnliches. Ich möchte sagen, daß seine Erscheinung nur den reinsten Anblick der Dinge belichtet. Dort drüben im Wald, vor dem Korschützen, in dem ich schreibe, ist eine Lottola, eine Kantine der »Lotta Svärd«; vor der Tür sind zwei Mädchen dabei, in einem Zuber voll heißem Wasser zu waschen, und dann und wann taucht ein Kopf aus der Dampfwolke hervor, um sich lachend umzuschauen. Ein paar Soldaten verladen auf einem Schlitten die Leichen dreier russischer Soldaten, in einen Eisblock eingeschlossen wie in einem Kristallsarg. Man fand sie zufällig heute morgen, beim Ausheben eines kleinen Schachtes für Munition. Ein Pferd galoppiert zwischen den Bäumen davon, hinter ihm ein Kanonier, schreiend und mit den Armen rudernd. Die Mädchen lachen, die Soldaten, die die Toten auf den Schlitten laden, wenden sich lachend um. Die regungslose Geste der Toten in ihrem durchsichtigen Eisblock ist klar, präzise, leicht. Und auch das Knattern der sowjetischen Maschinengewehre, das wütende hartnäckige »ta-pum« und das Rollen der schweren Schiffsgeschütze der sowjetischen Flotte, die von Kronstadt herüber die Flan-

ke unserer Stellung unter Feuer halten, - und die Bahre, die vier Soldaten auf Schultern durch den Wald tragen, der Verwundete auf der Trage mit dem rings verbundenen Gesicht, und das Gelächter der Jungen, es sind für mich fast freundliche Bilder und freundliche Klänge, tiefe, reine Menschlichkeit, Vorfälle und Stimmen aus einem Leben, das durch eine hohe ritterliche Sittlichkeit über das Wirkliche hinaus verklärt ist.

21 Verbotene Stadt

Vor Leningrad, im April

Aus den Gräben im Abschnitt Valkeassaari, dem Bielowostrow der Russen, am Stadtrand des sowjetischen Alexandrowka, bietet sich meinem Blick die belagerte Metropole wie eines jener abgezirkelten Gipsmodelle dar, wie man sie in einer städtebaulichen Ausstellung sieht. Noch die Weiße des Schnees läßt an Gips denken. Der Frontabschnitt, an dem ich mich befinde, ist nicht überall flach, sondern stellenweise höher als die Ebene, in der Leningrad liegt. Von ihren Gräben aus überblicken die finnischen Soldaten wie von einem Balkon herab die einstige Zarenstadt. Das Gelände weist sanfte parallele Wellen von wenigen Metern Höhe auf. Doch diese wenigen Meter genügen, um dem Auge Freiheit, dem Blick Weite und Tiefe zu geben.

Von hier bis zu den Vororten Leningrads sind es in Luftlinie nur achtzehn Kilometer. Und von dort drüben aus, von den vorgeschobenen Posten nördlich Alexandrowkas, zu denen wir gleich hinüberfahren werden, verringert sich die Entfernung auf knapp sechzehn Kilometer. Die Geländewellen sind da und dort mit wenigen Bäumen bestanden, andere nahezu kahl. Bereits in einem Meter Tiefe unter der mageren Erdkrume trifft der Spaten auf Granit. An manchen Stellen liegt der Granit bloß zutage, er bildet eine vier bis fünf Meter hohe Felsschwelle, hinter der die finnischen Unterstände verborgen liegen. Zwischen einer solchen Welle und der nächsten ist das Gelände in weitgeschwungener Kurve eingebuchtet; auf dem Grund dieser Mulden läuft ein in dieser Jahreszeit mit einer Eiskruste bedeckter Bach oder sammelt sich das Brackwasser eines Sumpfes oder erstreckt sich eine moorige Wiese, aus der über die vereiste Oberfläche die hohen Spitzen von Schilfrohr emporragen. An einigen Stellen wachsen Bäume in diesen Niederungen; doch gewöhnlich ist das Gelände kahl und bietet dem Blick eine weite Flucht schneeweißer Flächen dar.

Von der Stelle aus, wo wir uns befinden, also vom Rand einer dieser Granitschwellen auf halbem Wege zwischen dem Wald, in dem das Abschnittskommando liegt, und der Vorpostenlinie, überblickt das Auge einen unbegrenzten freien Raum. Die endlosen Wälder der Karelistischen Landenge, die schon dünner und sel-

tener wurden, je näher wir den Vororten der Weltstadt kamen, enden hinter uns, zwischen den Dörfern Mainila und Valkeasaari. Es sind Wälder ohne hohe Bäume, vorwiegend Birken mit ihren hellem Laub und ihren silbrigen Stämmen zwischen dem dunklen Blau der Tannen. Jenseits Valkeasaari und Alexandrowka, gegen Leningrad zu, wird, wie gesagt, das Gelände kahl, wird zu offenem Land, da und dort von magerem Buschwerk unterbrochen, und zugleich werden die Dörfer häufiger, sie werden zu Vorstädten, die Landschaft bekommt nach und nach das übliche Aussehen der Umgebung einer großen Stadt.

Zwischen diesen Dörfern stehen immer häufiger jene Landhäuser, die russisch »Datscha« heißen und in denen vormals das Petersburger Bürgertum den Sommer zu verbringen pflegte. Diese Datschas sind kleine Holzhäuser, aus Birke, blau, zartgrün oder blaßrosa gestrichen. Jetzt gehören sie den sowjetischen »Staatstrusts« oder den Gewerkschaften oder den sozialen Betreuungseinrichtungen, die dorthin ihre Mitglieder zur Erholung oder auf Jahresurlaub schicken, Arbeiter und Funktionäre mit ihren Familien. Vor einigen Jahren erlebte ich zufällig die Rückkehr einer Gruppe von Arbeitern von einem Ausflug, den ein Leningrader Industrietrust in die Gegend von Alexandrowka veranstaltet hatte. Ich wanderte abends zusammen mit einigen Freunden die Ufer der Newa entlang, als wir von der Brücke über den Fluß nahe der Peter- und Pauls-Festung eine Reihe von Autobussen voller junger Burschen und Mädchen heranrollen sahen. Die Autobusse hielten gerade hinter dem Winterpalais; herausstiegen, singend und lachend, die Ausflügler, die Mädchen mit Feldblumensträußen im Arm, die von Hitze und Staub bereits welk waren, wir hatten die ersten Frühlingstage und die charakteristische feuchte Schwüle Leningrads machte sich bereits fühlbar; die Männer trugen Stöcke aus frischem Holz mit geschnitztem Griff und Birkenzweige. Wir fragten, wo sie gewesen waren, und sie antworteten, daß sie aus Alexandrowka in Karelien kämen. Sie sagten wirklich Alexandrowka, ich erinnere mich daran deshalb, weil ich gerade an einer Biographie Lenins schrieb und bei den Sowjetbehörden die Erlaubnis zu einer Fahrt nach Alexandrowka beantragt hatte, um zu sehen, wo Lenin sich am Vorabend des Oktoberaufstands 1917 verborgen gehalten hatte. Die Genehmigung wurde verweigert, da Alexandrowka nahe der finnischen Grenze lag, und damit in einer Militärzone, die für Fremde verboten war.

Diese Arbeiter kamen also hierher, vielleicht von denselben Wiesen und den denselben hellen Birkenwäldern her, wo jetzt im hellen Schnee die sowjetischen Stacheldrahtsperrren glitzerten. Ich schaue durch eine Schießscharte, ich beobachte die allmählich nach Leningrad hin abfallende Ebene. Hinter der Zone der Datschas beginnt das unbestellte Gelände, jenes »unbestimmte Land«, übersät mit dem Unrat und den Abfällen der Fabriken, wie es die nahe Umgebung einer modernen Großstadt charakterisiert. Für das bloße Auge verkürzen sich Perspektiven und Flächen, durchdringen einander wie der Faltenbalg eines Photoappa-

rats, der Einzelheiten und Unterschiede der Landschaft zwischen diesen Falten verbirgt. Doch sobald ich das Auge dem Fernrohr des Beobachtungsstandes nähere, ziehen sich die Falten auseinander, sondern sich Perspektiven und Flächen, dringt der Blick sozusagen tief in die Zwischenräume der Falten und kann das Gelände erkunden, es in allen seinen Einzelheiten beobachten. Vor mir, vielleicht zweihundert Meter entfernt, erscheinen - so nahe, daß man sie fast meint berühren zu können - die russischen Stacheldrahtnetze, die Reihen der Unterstände und Gräben, dann und wann unterbrochen, um den Zementbunkern freies Schußfeld zu lassen, und die Zickzacklinie der Laufgräben. Jeder, der den ersten Weltkrieg miterlebt hat, würde in dieser Landschaft eine der typischen Landschaften des Stellungskrieges wiedererkennen, wie sie vor der vordersten Linie lagen. Der Krieg hat sich hier an den Boden geklammert, er ist zu Art und Aussehen des Stellungskrieges zurückgekehrt. Mir ist, als sei es vor fünfundzwanzig Jahren, ich glaube mich um fünfundzwanzig Jahre verjüngt. Sogar das unablässige »tapumm« der russischen Vorposten (»Sie sind etwas nervös heute«, meint Oberst Lukander lachend) ist mir ein vertrauter Klang, eine Freundesstimme. Und die zwischen den Drahtverhauen liegenden Toten, die gefrorenen Kadaver, für immer in ihrer letzten Bewegung erstarrt, und der Sowjetsoldat dort drüben, kniend zwischen dem Stacheldraht, das Gesicht uns zugewandt, die Stirn von der schneebedeckten Schaffellmütze beschattet - wie oft habe ich sie schon gesehen, seit wieviel Jahren kenne ich sie? Nichts hat sich geändert in diesen fünfundzwanzig Jahren: die gleiche Szenerie, die gleichen Laute, die gleichen Gerüche, die gleichen Bewegungen. Doch was dieser gewohnten Landschaft des Grabenkrieges einen einzigartigen Wert gibt, einen ungewohnt neuen und unerwarteten Sinn, das ist der Hintergrund, gegen den diese Landschaft sich abhebt. Es ist nicht mehr wie im anderen Kriege ein Hintergrund von kahlen, zerhackten Höhen, von skelettartigen zerschossenen Bäumen, von granatenzerwühlten und in allen Richtungen vom Labyrinth der Gräben durchzogenen Ebenen, von einsamen Häuserruinen auf nackten Feldern und Äckern, voller Stahlhelme, zerbrochener Gewehre, Brotbeutel, Munitionsgurte: der übliche triste und monotone Hintergrund, den man jenseits der ersten Linie an allen Fronten des ersten Weltkrieges erblickte. Dies hier ist ein Hintergrund von Fabriken, Häusern, Vorstadtstraßen, ein Hintergrund, den das Fernglas ähnlich einer riesenhaften, gigantischen Mauer weißer Fassaden aus Zement und Glas enthüllt, ähnlich einer gewaltigen, den Horizont abriegelnden Packeissschicht (die unter Schnee begrabene Ebene suggeriert dies Bild). Eine der größten und volkreichsten Städte der Erde, eine der modernen Weltstädte liegt dort und bildet den Hintergrund dieses Schlachtfelds. Eine Landschaft, in der die wesentlichen Elemente nicht von der Natur geschaffen wurden, nicht Feld, Wald, Wiese und Wasser sind, sondern Werke von Menschenhand: die hohen grauen Mauern der Arbeiterhäuser, von zahllosen Fenstern zersiebt, die Schornsteine der Fabriken, die kahlen und kantigen Zement- und Glasblöcke, die Stahlbrücken, koloßartigen Kräne, Gaskessel und Riesentrapeze der

Hochspannungsleitungen. Eine Landschaft, die geschaffen ist, das wahre Bild, das wesentliche, verborgene Bild, ich möchte sagen: die Röntgenaufnahme dieses Krieges, in allen seinen technischen, industriellen, sozialen Elementen, in all seiner modernen Bedeutung von Maschinenkrieg, von technischem und sozialem Krieg zu geben. Eine harte, kompakte Landschaft, glatt wie eine Mauer. Wie die Umfassungsmauer einer mächtigen Fabrik. Und dieses Bild wird dem nicht willkürlich erscheinen, der bedenkt, daß Leningrad, die einstige Hauptstadt der russischen Zaren, die Hauptstadt der kommunistischen Oktoberrevolution von 1917, heute die größte Industriestadt der UdSSR ist, eine der größten der Welt.

Leningrad liegt im Todeskampf. Seine Fabriken sind leer, sie liegen verödet, seine Maschinen stehen still, seine Hochöfen sind erloschen. Die Arme seiner mächtigen Hämmer, mit ihrer starken stählernen Faust in düsterem Schweigen verharrend, sind zerbrochen. Seine achthunderttausend Arbeiter sind in die Industriezentren des Ostens verlagert worden, jenseits der Wolga, jenseits des Ural, zum Teil zu den Regimentern der »technischen« Sturmabteilungen zusammengefaßt, die aus den Spezialbelegschaften und den Aktivisten der Partei (den »Spezi« und den »Stachanowzi«) zur verzweifelten Verteidigung der Stadt gebildet wurden.

Das Auge, von diesem Zement- und Glashintergrund, von der endlosen Eisfläche kompakter, glatter Mauern abgleitend, sucht nach Ruhe an den Rändern dieser harten Szenerie, wo die schneebedeckten Wälder und Felder immer wieder die Hauptdarsteller der Landschaft sind. Im Norden der Stadt bemerkt man einen schwarzen Fleck, einen Wald, der sich nach und nach außerhalb des Häusergedränges bis ans Meeresufer hinab erstreckt. Man unterscheidet durch die Bäume hindurch deutlich die breiten Eisadern der Newa, die sich hier in ihr Delta verzweigt. Dieser Wald ist der Leningrader Stadtpark, genannt »die Inseln«. Es gibt vielleicht, mit Ausnahme des Stadtteils um den Heuplatz herum, einem der ältesten Leningrads, keinen Ort, der stärker mit den Erinnerungen des einstigen romantischen Lebens in Petersburg verknüpft ist. In diesem Park, in den Inseln, liebte es die elegante Gesellschaft der Hauptstadt, die warmen Sommernächte zu verbringen, die »weißen Nächte«, in den zahllosen Cafes und Restaurants, die dieses grüne Mäandergeflecht von Kanälen und Buschwerk, von Wegen, Alleen und Kiosken unter Bäumen zu einer Art vornehmem und rustikalem Luna-Park machen, mit einem zugleich raffinierten und ländlichen Unterton.

Dort drüben, in den Inseln, spielen einige der unvergeßlichen Szenen aus Dostojewskis »Idiot«. Durch diese Alleen fuhr Nastasja Filipowna, unter dem Gemurmel der Leute, unter dem Fluten der Caféhaus-Orchester, unter den düsteren Blicken Rogojins und vor den matten Augen des Fürsten Myschkin. Wer hinterließ nicht leichte oder tiefe Spuren im Staub dieser Alleen, im Grün dieser Wiesenwege? Gogol ist noch dort, unter jenen Bäumen. Puschkin promenierte traurig neben Eugen Onegin. Vor einigen Jahren war ich im Sommer nach Leningrad gekom-

men, bestieg am Abend einen Trambahnwagen und fuhr hinaus zu den Inseln. Ich stieg am Ende einer immer noch städtischen breiten Straße aus, ging durch eine Allee weiter bis ans äußerste Ende des Parks und setzte mich auf eine Holzbank vor einer runden Marmorbalustrade am Meer, die an dieser Stelle eine Art Belvedere bildet, das den Besuchern der Inseln wohl vertraut ist. Ort und Zeit waren unsagbar trist. Ich weiß nicht mehr, ob es Sonntag war; doch das war es wohl, denn gruppenweise wanderten Arbeiter, Mädchen, Soldaten, Matrosen still unter den Bäumen umher oder saßen schweigend auf den anderen Bänken am Belvedere. Die Sonne war gerade verschwunden, doch der rosige Widerschein des Sonnenuntergangs lag noch, wie es der Jahreszeit entsprach, über dem Himmel im Westen, und schon färbte im Osten der Himmel sich rosa. Es war noch Sonnenuntergang, und war schon Morgengrauen.

Das Meer war ruhig, glatt, milchfarben. Kaum daß es atmete. Vor mir erkannte ich die Insel Kronstadt, in leichten Dunstschatten gehüllt. Zu meiner Rechten bog sich sanft die Küste der Karelischen Landenge, verblichen in der lichten Dämmerung die Wiesen um Alexandrowka, die Wälder von Valkeassaari. Die Wiesen und Wälder, bei denen ich mich jetzt befinde; die Bank ist kaum einige Kilometer entfernt von mir. Ich sah von dort her dieses weite wellige Gelände, das Schlachtfeld von heute.

Der Park der Inseln war nicht mehr der von einst, der dem eleganten Petersburger Leben heilig war. Geschlossen die Restaurants, geschlossen die Cafés, die Kioske leer, die Villen in Rabotschij-Clubs verwandelt. Auch dies ein Abbild des neuen Sowjetlebens: ernst, grau, in einem gewissen Sinne voll herber Strenge, aber auch voll Trauer und Einsamkeit. Und doch, wie sanft erscheint mir dieses Bild in der Erinnerung, wenn ich an den Totenkampf Leningrads denke, an die fünf Millionen Menschen, die in diesem Riesenkäfig aus Zement, Stahl, Stacheldraht und Minenfeldern gefangen sind. Wenn man den Verschuß des Gewehrs entfernt und durch den Lauf blickt, zeigt sich einem vor der Mündung dieser Riesenkäfig, dort drüben nur klein und winzig, nicht größer als ein 0,6-Geschoß. Es ist ein Totenkampf, der bereits fünf Monate dauert. Es ist nutzlos, auf die Einzelheiten dieser unmenschlichen Tragödie näher einzugehen. Eine Tragödie, die sich nur, und nur teilweise, vorstellen kann, wer die bezeichnenden Einzelheiten des Sowjetlebens kennt, wer - sei es auch nur als Zuschauer - die Existenz der Massen in der kommunistischen Gesellschaft miterlebt hat, wer sich in den Straßen, in den Trams, in den Theatern, in den Kinos, in Zügen, Museen, öffentlichen Gärten, in den »Rabotschnij-Clubs« der Fabriken, in den volkstümlichen »Stalowaije« unter diese namenlosen, graue, einförmige, schweigsame Menschenmengen der UdSSR gemischt hat; unter die Menschenmenge Leningrads, unter diese Ströme von Volk, die Tag und Nacht ziellos und schweigsam über den Asphalt des 25. Oktober-Prospekts zogen, des einstigen Newski Prospekt; die Tag und Nacht schweigend vor den Bahnhöfen, den Kasernen, den Fabriken, den Krankenhäu-

ern lagerten; die Tag und Nacht schweigend den Riesenplatz der Admiralität überfluteten; die Tag und Nacht schweigend die Straßen und Gassen um den Heuplatz füllten.

Unter allen Völkern Europas ist das russische dasjenige, das Mühsal und Hunger mit dem größten Gleichmut hinnimmt, dasjenige, das am leichtesten stirbt. Das ist kein Stoizismus; es ist etwas anderes, vielleicht etwas Tieferes. Etwas Geheimnisvolles. Was so viele berichten: fünf Millionen hungernder Menschen, schon Beute der Verzweiflung, zum Aufstand bereit, fünf Millionen fluchender Menschen in der eiskalten, dunklen Öde ihrer Häuser ohne Feuer, ohne Wasser, ohne Licht, ohne Brot, das ist nur ein Märchen, ein grausames Märchen. Die Wirklichkeit ist härter. Informanten, Gefangene, Deserteure beschreiben übereinstimmend die Belagerung Leningrads als eine lautlose, verbissene Agonie. Als einen langsamen Tod, einen grauen Tod. Sie sterben zu Tausenden, jeden Tag, aus Hunger, aus Erschöpfung, an Seuchen. Das Geheimnis des Widerstandes der Riesenstadt liegt weniger in den Waffen als im Mut ihrer Soldaten, in dieser unglaublichen Fähigkeit zu leiden. Hinter dem Schutzwall von Zement und Stahl kämpft Leningrad seinen Totenkampf unter dem unaufhörlichen Geheul der Lautsprecher, die an der Ecke jeder Straße Worte von Feuer, Worte von Stahl auf diese fünf Millionen schweigsamer, starrköpfiger Sterbender hinabschleudern.

22 Die Arbeiter-Akropolis

Vor Leningrad, April

Um zu dem vorgeschobenen Posten zu gelangen, der vor Alexandrowka liegt, ist ein langes Stück eingesehenes Gelände zu durchqueren, etwa einen Kilometer weit, das von vorn und seitlich dem Beschuß der sowjetischen Scharfschützen ausgesetzt ist. Der Vorposten liegt an der Spitze eines tief in die russischen Linien vorgetriebenen Keils. Zu Anfang begeht man eine Art Pfad, der nichts als ein schmales Eisgesims ist, besser ein Band aus Eis, das über den tiefen Pulverschnee gelegt ist. Wer fehltritt, rechts oder links von diesem Eisband, versinkt bis über die Hüfte im Schnee. Solchen Unfall sollte man sich besser nicht wünschen: die sowjetischen Scharfschützen liegen seitwärts des vorgetriebenen Keils, zwei- oder dreihundert Meter entfernt, mit ihren Zielfernrohrgewehren auf der Lauer und warten nur auf den günstigen Augenblick, um dir, im günstigsten der Fälle, eine Kugel am Ohr vorbeipfeifen zu lassen.

Glücklicherweise ist die Luft etwas neblig, und wir erreichen ohne Zwischenfall den Laufgraben, wo wir in einer in den Schnee gegrabenen Höhle einen Unterstand antreffen, den man im vorigen Krieg als Verbindungsposten bezeichnet hätte. In solchen Schneegrotten lassen die Soldaten auf dem Wege zum Vorpo-

sten ihre Skier stehen und setzen ihren Weg im Graben zu Fuß fort, um sie auf dem Rückweg wieder anzuschlappen und den eingesehenen Abschnitt bis zur Hauptkampflinie rasch zurückzulegen.

Als wir den Posten erreichten, der mit einem »Korpraali« und zwei Soldaten besetzt war, fanden wir dort zwei Meldegänger, die von dem vorgeschobenen Posten zurückgekommen waren und gerade aus dem großen Bündel der gegen die Wand gelehnte Skier die ihren herausuchten. Wir machen einen Augenblick halt, um auszuruhen (man mußte den gefährlichen Abschnitt rasch zurücklegen, denn ein Windstoß konnte den Nebel hinwegfegen und uns plötzlich erkennbar machen), dann gehen wir im Laufgraben weiter. Es ist ein enger Schlauch, mäßig tief, wir müssen gebückt gehen, um nicht den Kopf ins Freie zu heben. Endlich erreichen wir den Vorposten: ein Loch, an der Basis einer der Granitschwellen, von denen ich in der Beschreibung des Schlachtfeldes vor Leningrad sprach. Wir klettern auf einer Wendeltreppe hinauf und schauen über den Schneewall: dort vor uns liegt, ein wenig tiefer, die feindliche Linie, und drüben, weit im Hintergrund, die Stadt. So klar, in der plötzlich hellen Luft, daß sie jetzt von hier aus wie ein Gipsmodell in einer Ausstellung anzusehen ist. Von dieser überhöhten Stellung aus unterscheidet man in dem riesigen kompakten Block aus Gebäuden deutlich die leichten grünlichen Schatten, die den Verlauf der Straßen und Plätze anzeigen. Der große dunkle Fleck dort links, jenseits des Inselepark-Stadtteils und der bläulichen Ader der Newa, ist der Platz der Admiralität, der Platz, an dem sich das Winterpalais und das Museum der Eremitage befinden. Die gerade Furche, die die Stadt schräg durchschneidet, von Nordost nach Südwest, von einer Newabiegung zur andern, ist der Prospekt des 25. Oktober, der einstige Newski Prospekt. Die tiefliegende Wolke, am entgegengesetzten Ende Leningrads, hängt über der Zone der Putilow-Werke, eines der größten Stahlwerke der Welt, dem eindrucksvollsten Koloß der sowjetischen Stahlindustrie. Eine Rauchwolke, von einem Brand. Wenn ich, den Prospekt des 25. Oktober zurück, an einem bestimmten Punkt nach links schwenke, sehe ich eine Art Bleistiftstrich, einen großen sepiafarbenen Bogen, und ich erkenne die Fontanka, den Kanal, der eines der vornehmsten Wohnviertel des alten Petersburg durchzieht.

Ich suche in dieser Gipsplanimetrie aufmerksam nach der klassizistischen Fassade des Smolny-Instituts, des aristokratischen Mädchenpensionats, das während der »zehn Tage« im Oktober 1917 das Hauptquartier der bolschewistischen Erhebung war; das Revolutionskomitee hatte dort seinen Sitz. Doch, das wird es sein. Wie nahe es von hier aus erscheint! Wie sehr lassen die Ereignisse dieses schrecklichen Belagerungswinters in ihrer Analogie an die Ereignisse vom Oktober 1917 denken.

Denn die Verteidigung Leningrads, der Hauptstadt der kommunistischen Revolution, ist denselben Elementen anvertraut, die die Hauptträger des Oktoberauf-

stands waren. Die Abwehrtaktik der militärischen und politischen Führung Leningrads ist in vieler Hinsicht und in ihren Grundzügen die gleiche wie die Taktik des Revolutionskomitees von 1917 gegen die Kosaken der »Dikaja Divisia«, der »wilden Division«, und später gegen die »Weißen« des Generals Judenitsch. Der Nerv der Verteidigung Leningrads sind, heute wie damals, die Arbeiter der Stahlindustrie und die Matrosen der baltischen Flotte.

Vergangenen Sommer fand ich an einer Wand im Versammlungssaal des Sowjethauses in Soroca am Dnjestr, neben den üblichen Landkarten der UdSSR, den üblichen Farbdrucken der Agrar- und Industriepropaganda, neben den üblichen Plakaten der Ossoaviachim (der Propaganda-Organisation zum Schutz gegen Giftgas- und Luftkrieg), neben den unvermeidlichen Bildern Lenins, Stalins, Woroschilows und Budjennis eine Lagekarte der Oktober-Erhebung, also den Plan von Leningrad, auf dem das gesamte Dispositiv des Aufstandes (Verteilung der Befehlsstellen, der Sturmabteilungen, der Arbeiterbrigaden usw.) mit Rotstift in allen Einzelheiten eingezeichnet war.

Hellrote Pfeile bezeichneten die Angriffsrichtungen; in dunkelroten Kreisen waren schwarz die Zeitpunkte der Besetzung der feindlichen Widerstandszentren eingetragen, und drei scharlachrote Fähnchen verschiedener Form und Größe zeigten das Quartier der drei Stäbe der Revolutionstruppen an: der Sturmbrigade der Putilow-Werke und der Kampfgruppen der Kronstädter Matrosen und des Kreuzers Aurora, auf dem sich das Revolutionskommando der Ostseeflotte befand. (Der Kreuzer Aurora war die Newa hinaufgefahren und mitten im Fluß, gegenüber der Peter- und Pauls-Festung, vor Anker gegangen, um im entscheidenden Moment den Arbeiter- und Matroseneinheiten zu Hilfe zu kommen und das Feuer gegen das Winterpalais, die Admiralität und die verschiedenen Widerstandsnester der Kerenskitruppen zu eröffnen.) Neben dem Smolny-Institut, dem Revolutionshauptquartier, war eine große rote Fahne gedruckt, mit der weißen Inschrift eines einzigen Wortes: »Lenin«. Diese Karte des Oktober-Aufstandes könnte auch heute noch gut dazu dienen, die Hauptpunkte der Verteidigung Leningrads zu erklären. Es ist wahrscheinlich, sogar sicher, daß die rein taktische Anordnung, der Standort der Befehlsstellen usw. anders ist als damals und daß das sowjetische Hauptquartier nicht im Smolny-Institut liegt. Doch würde es mich nicht wundern, wenn dort die politische Befehlszentrale läge. Aus allen Nachrichten und Meldungen, die dem finnischen Generalstab aus der belagerten Stadt zugehen, ergibt sich unzweifelhaft, daß die Verteidigung Leningrads weit mehr politischen als militärischen Charakter hat. Gerade die außergewöhnliche Bedeutung Leningrads als Hauptstadt der Oktober-Revolution und Hochburg des extremistischen Kommunismus gibt der Verteidigung dieser Stadt zwangsläufig ihren besonderen politischen und sozialen Charakter. Ich hatte bereits Gelegenheit, auf den beklagenswerten körperlichen Zustand der Sowjetsoldaten der letzten Musterungen hinzuweisen. Und ich habe erstaunt festgestellt, daß die Verteidigung

Leningrads (die politisch gesehen für die Gesamtökonomie des Krieges entscheidend ist) nicht physisch und militärisch besonders ausgelesenen Truppen übertragen ist, sondern frisch aufgestellten Infanterie-Einheiten, die größtenteils aus ganz jungen, kaum ausgebildeten und deshalb wenig leistungsfähigen, wenn auch sehr gut ausgerüsteten, Mannschaften bestehen. Wir wissen aus Feststellungen an den Fronten am Ilmensee, bei Smolensk und am Don, also den Fronten, die in diesen letzten Wochen die Hauptlast der russischen Gegenoffensive tragen, daß die besten Einheiten der Roten Armee auf diese wichtigsten Frontabschnitte aufgeteilt sind. Was aber steht hier vor Leningrad, im Rücken dieser eilig zusammengerafften Einheiten aus technisch unergiebigem, wenn auch tapferen und standhaften Bauern und Kindern? Es sind, heute wie 1917, die Matrosen der Ostseeflotte und die Arbeiter der Leningrader Stahlwerke. Wenn ich mit einem unmittelbaren Bild die politische und militärische Lage Leningrads kennzeichnen sollte, brauchte ich nur an jenes Plakat zu erinnern, das immer als besonders typisch für die Ikonographie der kommunistischen Revolution zu gelten haben wird. Vor dem Hintergrund qualmender Fabrikschornsteine ist ein Kronstädter Matrose und ein Arbeiter der Putilow-Werke dargestellt, beide mit Gewehr und in Kampfstellung. Der Matrose in seinem weiß-blau gestreiften Trikot, die beiden langen Mützenbänder auf die Schulter herabhängend, den Namen »Aurora« auf dem Stirnband, er selbst halb rückwärts gerichtet um unsichtbaren Arbeitermassen Mut zuzurufen, das Gewehr in der Linken, mit der Rechten auf einen Feind weisend; daneben der Arbeiter, leicht zur Seite gewendet, das Gewehr mit beiden Fäusten umklammert, hartes Gesicht, enge finstere Stirn. Dieses Plakat ist heute wie im Oktober 1917 das Emblem für den Widerstand Leningrads. Nichts vermöchte besser als diese kräftig ausdrucksvolle Darstellung eine klare Idee von den Kräften, vor allem den politischen und sozialen Kräften, zu vermitteln, in denen die Verteidigung der Stadt ihren Schwerpunkt hat.

Man darf bei der Beurteilung der Situation eine Grundtatsache nicht aus dem Blick verlieren: Leningrad ist seit fünf Monaten praktisch vom übrigen Rußland abgeschnitten, ohne irgendwelche Möglichkeit, Verstärkungen und Nachschub an Lebensmitteln und Munition zu erhalten, abgesehen von der Piste über die Eisfläche des Ladoga, des größten Binnensees Europas. Diese Unmöglichkeit, Verstärkung zu erhalten, zusammen mit dem Charakter als Arbeiterstadt und ihrer besonderen politischen Bedeutung, veranlaßte das sowjetische Oberkommando, für die Verteidigung die typisch kommunistische Taktik der Sturmbrigaden der Arbeiter und Matrosen anzuwenden.

Die riesige Arbeitermasse, einige Hunderttausend waffenfähige Männer, die nicht rechtzeitig in die Industriegebiete des östlichen Rußland evakuiert werden konnte, ist zu besonderen Sturmformationen zusammengefaßt worden, in denen sich die gleichen Elemente wieder finden wie bei der von Trotzki entworfenen und aufgebauten Organisation des Oktoberaufstandes von 1917: die Abteilungen der

Techniker, die Abteilungen der Mechaniker für Panzer- und Artillerieregimenter, und die Abteilungen der Matrosen der Ostseeflotte. Diese Sturmbrigaden, zu denen die Abteilungen aus Spezialisten für den Minenkrieg hinzukommen, sind an den verwundbarsten Stellen nicht nur der militärischen Front sondern auch der politischen Front eingesetzt. Die zusammengewürfelten Infanterie-Einheiten, die in der vordersten Linie die Last des zermürenden Stellungskrieges zu tragen haben, stützen sich auf dieses typisch kommunistische Gerüst, das vor allem eine politische Aufgabe erfüllt und mit einer Taktik kämpft, die mit der Taktik des Stellungskrieg nichts zu tun hat: sie kämpfen mit der typischen Taktik des Aufstandes, mit der Taktik des Bürgerkrieges. Diese Belagerung bezeichnet, gewissermaßen, die Rückkehr des Leningrader Proletariats (im marxistischen Sinne das fortgeschrittenste, das intransigenteste der ganzen Sowjetunion) zur Taktik und besonders zum Geist des Kommunismus. Die Abteilungen bewaffneter Arbeiter, ohne rechte militärische Ausbildung aber technisch höchst leistungsfähig und von brutalem Fanatismus beseelt, bewahren die Merkmale der Sturmbrigaden von Spezi, Udarniki und Stakanowzi, wie immer man sie nennen will, die in fünfzehn Jahren der integralen Industrialisierung und der Fünfjahrespläne, der Piatiletki, entstanden sind. Sie sind zusammen mit den Matrosen der Ostseeflotte zweifellos die zuverlässigsten und tauglichsten Elemente der Kommunistischen Partei. Was aber ist die schwache Stelle dieser militärischen Arbeiterorganisation, die nicht nur unmittelbar die Zivilbevölkerung Leningrads unter Kontrolle hat, sondern auch die Militärbehörden, und die alle lebenswichtigen Zentren und Ganglien in Händen hält?

Die schwachen Stellen sind der Ursprung, die politische Struktur und der politische Fanatismus im Zusammenhang mit den Eigenarten eines Belagerungskrieges. Man bedenke vor allem, daß die empfindlichen Verluste, weniger durch die Kämpfe selbst als vielmehr durch Hunger, Entbehrungen und Seuchen - allein am Flecktyphus gehen in Leningrad täglich etwa zweitausend Menschen zugrunde - die Reihen dieser Fabrikbelegschaften lichten. Die Partei verliert so bei der passiven Verteidigung der Stadt ihre besten Elemente, ihre technisch und politisch fortgeschrittensten und zuverlässigsten Angehörigen. Sie verliert ihre Arbeiter-Aristokratie. Der politische Riesenkörper verliert sein Knochengerüst. Um diese tägliche Dezimierung der besten Elemente auf ein Mindestmaß zu beschränken, versucht das sowjetische Oberkommando die Arbeiterbrigaden soweit wie möglich zu schonen. Bisher wurden, soweit man sieht, die Arbeiter-Sturmbrigaden lediglich an der Front von Oranienbaum, im Abschnitt Schlüsselburg und im Abschnitt Tzarskoje Selo eingesetzt. Auf dem Schlachtfeld haben die Arbeiterbataillone wiederum Mut und unbestreitbare technische Leistungsfähigkeit bewiesen; doch sie zeigen sich nun von fünf Monaten Untätigkeit und innerer Polemik angeschlagen. Untätigkeit bedeutet bekanntlich für jede Truppe die schwere Gefahr der Zersetzung: diese Gefahr ist um so größer, wenn es sich um militärische Formationen politischen Charakters handelt. In diesen letzten Wochen hat der

Auflösungsprozeß in seiner typischen Ausdrucksform des Tendenzkampfes in den Arbeitermassen Leningrads zwangsläufig bereits erhebliche Fortschritte gemacht. Es liegen direkte Nachrichten über ernste Unzufriedenheit vor, über harte Richtigungskämpfe, über eine wachsende Tendenz, die rein militärischen Probleme den rein politischen unterzuordnen. Die Parteilinke, die übergroße Mehrheit des Leningrader Proletariats, verschärft tagtäglich ihre kritische Haltung gegen die politischen und militärischen Stellen Moskaus, denen sie vorwirft, in der Kriegsführung nicht angewandt zu haben, was die Extremisten die »kommunistische Strategie« nennen.

Was in militärischer Hinsicht diese »kommunistische Strategie« sein kann, ist nicht ganz klar; doch sicher ist, daß sich dieser Ausdruck nicht so sehr auf die militärische als auf die rein politische Führung des Krieges bezieht. Es ist eine Kritik, die ihren Ursprung zweifellos in einer internen Frage, in einer Parteifrage hat: in den üblichen internen Fragen, die aus einer der vielen unvermeidlichen Verwässerungen und Abweichungen der marxistischen Ideologie und einer der vielen Interpretationen des Leninismus entstanden sind und den traditionell unruhigen und widerspenstigen kommunistischen Extremismus Leningrads zum ernsthaftesten Element der Unruhe in der gesamten Partei gemacht haben. Bekannt ist, wie grimmig Lenin 1920 unter den Arbeitern Leningrads und den Kronstädter Matrosen aufräumte, also unter der »alten Garde der Revolution«, die beschuldigt wurde, die Einheit der Partei zu gefährden und das Schicksal der Diktatur des Proletariats aufs Spiel zu setzen. Die Erinnerung an diese Bluttaten ist in den Arbeitermassen der Hauptstadt der Oktoberrevolution und unter den Matrosen der Ostseeflotte noch immer lebendig, und sie ist sicherlich nicht dazu angetan, in einem eventuellen politischen Zwist mit Moskau eine entgegenkommende Haltung Leningrads und Kronstadts zu fördern. Der Hunger, die Untätigkeit, das tägliche schreckliche Schauspiel der Leiden, die die Belagerung der Zivilbevölkerung, also den Familien, den Frauen, den Kindern dieser Arbeiter auferlegt, begünstigen zweifellos das Entwerfen von Plänen der Verzweiflung und treiben die Arbeitermassen auf die Suche nach einer Lösung, einem Ausweg auf dem politischen Gelände des Tendenzkampfes und der Gewaltanwendung im Innern. Die seelische Verfassung des Leningrader Proletariats ist äußerst verwundbar und gefährlich; und sie bereitet den politischen und militärischen Moskauer Befehlsstellen schwere Sorgen, da sie wegen der Belagerung nicht an eine Verbesserung der Kriegs- und Versorgungslage der Stadt denken können. Moskau ist sich vollkommen klar darüber, daß ein solcher Stand der Dinge auf die Dauer die militärische Schlagkraft der Arbeiterbrigaden schwächen muß. Bevor ich den vorgeschobenen Gefechtsstand verlasse, blicke ich noch einmal hinüber und betrachte die belagerte Stadt. Ein leichter Nebelschleier steigt von der Eisfläche des Finnischen Meerbusens zwischen Kronstadt und dem Newadelta auf. Nach und nach bekommt Leningrad im gleichmäßigen Weiß der Landschaft einen düsteren Anblick. Es ist wie eine unwirkliche Erscheinung, eine Luftspiegelung in weißer Schneewü-

ste. Dort drüben, über der Industriezone und den Putilow-Werken steigt unter dem unaufhörlichen Hämmern der schweren deutschen Artillerie eine dichte Rauchwolke empor. Wir kehren um, kriechen den Laufgraben entlang, machen einen Augenblick beim Beobachtungsposten halt, dann begeben wir uns auschreitend auf das schmale Eisband hinaus und suchen den Nebel auszunutzen, um den Zielfernrohren der sowjetischen Scharfschützen zu entgehen. Es ist spät und es wird schon dunkel, als wir die Kampflinie erreichen. Oberst Junqvist, der mit seinem Bataillon den Abschnitt Alexandrowka besetzt hält, bittet uns einen Augenblick in den Korsu seines Stabes zu einer Tasse Tee. Als wir den Korsu wieder verlassen und uns von Oberst Junqvist und seinen Offizieren verabschieden, fesselt mich wiederum ein Anblick, der mir bereits vertraut ist, mich aber jedesmal aufs neue verwundert: aus einer Sauna stürzen zwei völlig nackte, schweißglänzende Männer heraus und wälzen sich im Schnee. Der Leser weiß sicherlich, was eine Sauna ist. Sie ist das typisch finnische Dampfbad, das die Finnen noch nicht einmal an der vordersten Front entbehren wollen. In der kleinen Baracke, aus der diese Unterstand-Sauna besteht, brennt ein Ofen, eine Art oben offener und mit einem starken Eisengitter versehener Backofen. Auf dieses Gitter sind ein paar große Steine gepackt, die über den Flammen glühend werden und auf die von Zeit zu Zeit einige Eimer Wasser geschüttet werden, um den Dampf zu erzeugen. Wenn die Badenden bei etwa sechzig Grad ausgiebig geschwitzt haben, laufen sie ins Freie, bei einer Temperatur von zwanzig oder dreißig Grad unter Null, und wälzen sich im Schnee.

In eben diesem Augenblick heult über uns drohend eine Granate hinweg und läßt uns nicht einmal Zeit, uns zu Boden zu werfen. Sie explodiert einige zwanzig Meter vor uns und überschüttet uns mit einem Hagel von Splintern aus Eis, Schneeschollen und gefrorener Erde. Hauptmann Leppo neben mir wird von einer dieser harten Eisschollen am Arm getroffen. Ich spüre einen heftigen Faustschlag in der Seite, der mir den Atem benimmt. Ein Splitter aus Eis, zum Glück nicht aus Eisen. Nichts Schlimmes? Nein, nichts Schlimmes. Wir lachen laut, auch die beiden nackt im Schnee sitzenden Soldaten lachen fröhlich. Sie sind nackt wie Regenwürmer, bedeckt von Schweiß. Es ist sicherlich nur ein Zufall, daß ich kalten Schweiß auf mir spüre.

23 Die rote Fahne der »Aurora«

Vor Kronstadt, April

Dort vor mir liegt Kronstadt, die Insel Kronstadt, Zufluchtsort und Gefängnis der Sowjetflotte in der Ostsee. Vom Ufer bei Terijoki her hebt sich die Insel flach, grau und blau wie der Umriß eines Schiffes von der vereisten Fläche des Finnischen Meerbusens ab. Der Morgen ist klar, von ungewöhnlich durchsichtigem

leichtem Licht überschwemmt. Die Tage werden bereits länger. Es ist der erste zaghafte Vorbote des Frühlings; doch die Kälte widersteht, das Thermometer zeigte heut früh, als wir den Abschnitt Alexandrowka verließen, fünfundzwanzig Grad unter Null. (Und in Italien sind die Felder grün, stehen die Bäume in Blüte.)

Von den Stellungen bei Alexandrowka und Bielowostrow nach Terijoki sind es nur wenige Kilometer. Aber die äußeren Formen des Krieges (die vielfache Erscheinungsform dieser Belagerung Leningrads) verändern sich auf dieser kurzen Strecke derart, daß mir scheint, als habe ich eine Entfernung von hundert und aberhundert Kilometern zurückgelegt. Die Front von Terijoki - gegenüber Kronstadt - ist zweifellos die eigenartigste und pittoreskteste aller Fronten, die ich in diesem seltsamen Krieg zu sehen bekam. Abgesehen vom politischen Charakter - Kronstadt ist zwar nur ein Abschnitt der Front vor Leningrad; doch politisch gesehen ist es das Herz, die Akropolis sozusagen, der roten Hochburg Leningrad - ganz abgesehen also von ihrer großen politischen Bedeutung ist die Front von Kronstadt zweifellos die interessanteste und in mancher Hinsicht auch militärisch die schwierigste des ganzen Riesenwalls von Murmansk bis Sewastopol. Denn diese Front zwingt nicht nur zu mehr oder weniger neuen Lösungen alter Probleme, wie an anderen Abschnitten der Ostfront, sondern zur Lösung völlig neuer Probleme, die sich bisher den Meistern des Kriegshandwerks noch nie gestellt hatten. Die Front von Terijoki folgt dem Meeresufer, einer Flachküste von ziemlich gleichbleibendem Verlauf. Die finnischen Stellungen erstrecken sich längs der Küste; davor, etwa hundert Meter vor den Läufen der Maschinengewehre, liegen auf der Eisfläche der Küstengewässer die Stacheldrahtverhaue, von Zeit zu Zeit durch Breschen unterbrochen, den Durchlässen für die Patrouillen. Längs des Ufers, unmittelbar rückwärts der Stellungen, verläuft die Straße: eine breite Fahrstraße zwischen niedrigen Häusern und Villen, Holzbauten, die freundlich und heiter in der nackten, verletzlichen Dürre der Schnee- und Waldlandschaft stehen. Birken, Tannen und Fichten reichen bis ans Meer hinab, bald dicht, bald aufgelockert, hier undurchdringlich wie in der Tiefe der Wälder Kareliens, dort fast so licht wie ein Stadtgarten, mit Holzbänken und Musikpavillons, mit gewundenen Waldwegen zwischen moosbedeckten Stämmen hindurch. Zur Zeit der Zaren war Terijoki eine der heitersten und elegantesten Sommerfrischen am ganzen Finnischen Meerbusen, es war der herrschaftliche Strand der Hauptstadt. Man darf sich nicht einen mondänen Luxusstrand vorstellen, sondern eher einen ruhigen, friedlichen, unter den Bäumen weitverstreuten Ort, an einem Meer, das so blaß und lau ist wie ein großer See. Es war die Zeit - oh, eine nunmehr in der Erinnerung verblaßte Zeit, ein vergilbter Öldruck an der weißen Wand der Erinnerung - es war die glückliche Zeit, in der die Familien der Petersburger Gesellschaft nach Terijoki kamen, um dort die heißen Sommermonate zu verbringen, im duftigen Schatten der Birken; abends saß im blassen Schimmer der »weißen Nächte« auf den Holzveranden mit ihren geschnitzten, grün, rot, blau bemalten Säulchen die Familie schwatzend vor ihren Teegläsern. Es war der sanfte, etwas

feminine Redefluß der Russen von einst, dies Sprechen und Widersprechen und immer auf das gleiche, an seiner schwierigsten Stelle zurückkommende Reden über Dinge, die nicht existieren oder kaum existieren, die Anmut des Wiederholens und des ziellosen Redens, der Adel im Vergessen der Dinge, von denen man redet, der Personen, der Zeit und des Ortes - und in der Ferne dort drüben sahen sie in der hellen Nachtluft die grün, rot, gelb leuchtenden Signale der vor Kronstadt ankernden Kriegsschiffe.

Heute ist diese glückliche Zeit für immer dahin. Die Straßen Terijokis sind voller Soldaten, Kanonen blitzen da und dort zwischen den Bäumen, und hinter dem Schutthaufen der niedergebrannten Kirche schlafen die toten Finnen gelassen unter dem kahlen lutherischen Kreuz. Gruppenweise sitzen Maschinengewehrschützen auf den Munitionskisten längs des Straßenrandes, neben den Dreifüßen ihrer MGs; Schlitten, gezogen von schönen Finnenpferden mit ihren langen, weichen, blonden Mähnen, mit ihren zart weiblichen Augen, gleiten vorüber.

Dieser Friede, diese heitere Ruhe, mitten in der Kampfzone, in einem dem Beschuß der schweren sowjetischen Schiffsartillerie ausgesetzten Dorf am Ufer eines mit leuchtender Eiskruste bedeckten Meeres gehört zum Eigenartigsten und Ruhigsten, was ich in diesem harten Kriege bisher gesehen habe. Vielleicht ist es an diesem hellen kalten Morgen bereits die erste Vorahnung des Frühlings, der sich in der anderen Färbung des Lichtes, in der schon weniger schneidenden Kälte, in dem schon weniger weißen, schon weniger blauen Widerschein von Schnee und Eis ankündigt: vielleicht ist es dieser Geruch nach verbranntem Holz, Fichtenholzduft, Birkenholzduft, der Duft der grünen Ruten, mit denen sich in der Sauna die Badenden geißeln - vielleicht ist es dieser warme Rauchdunst, ich weiß es nicht: doch der Krieg ist mir heute nicht gegenwärtig als lebendige, grausame Wirklichkeit, sondern nur als Erinnerung, wie eine Landschaft, die ich in der weiten Ferne meines Bewußtseins wiederfinde. Und jetzt wird dieser Friede, diese heitere Ruhe - ich meine diese Erinnerung, diese Landschaft - unversehens durch die harte Stimme der Kanone zerrissen. Es ist die 38,1 eines Kronstädter Schiffes. Eine gewaltige Stimme, eine langsame, lange, geduldige Stimme, die sich wie ein Regenbogen zwischen Kronstadt und Terijoki spannt. Das 38,1-Geschoß explodiert rückwärts von uns im Walde: die Luft zerspringt in tausend winzige Glassplitter, die Wellen der Explosion gleiten über die Landschaft hin, die wie eine vom Wind bewegte Leinwandzenerie wankt. »Sie fangen wieder an«, sagt Oberleutnant Svardström lächelnd.

Seit einigen Tagen ist etwas neu, in Kronstadt. Die schweren deutschen Batterien auf der gegenüberliegenden Seite des Golfs hämmern pausenlos auf die russischen Kolonnen ein, die über die Eisfläche des Meeres zwischen Leningrad und Kronstadt hin- und herziehen. Es ist eine seltsame Bewegung, ein geordnetes, methodisches Kommen und Gehen zu bestimmter Stunde, fast wie beim Exerzie-

ren. Was zum Teufel bringen die Russen nach Kronstadt? Und was zum Teufel schaffen sie fort? Die Luftaufklärung an dieser Stelle ist eindeutig: es sind Kolonnen von Lastwagen und Infanterie, die zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht ununterbrochen zwischen Leningrad und Kronstadt hin- und herziehen. Die Nächte beginnen kurz zu werden, und immer heller. Die ursprüngliche Annahme, daß das russische Oberkommando angesichts des bevorstehenden Frühlings bemüht ist, die Verteidigung der Flottenbasis zu verstärken und Lebensmittel und Munition auf die Insel zu schaffen, kann nicht richtig sein. An Lebensmitteln und Munition fehlt es auch in der einstigen Hauptstadt. Die ersten, die ihrer bedürften, wären die Verteidiger Leningrads selbst. Andererseits hat die Ostseeflotte ihre eigenen, noch immer sehr großen Reserven. Und es wäre eher folgerichtig, daß Kronstadt Munition und Lebensmittel nach Leningrad schickt. Doch wird die Belagerung Kronstadts sicherlich länger dauern als die Leningrads; es ist nicht wahrscheinlich, daß die Flottenbasis sich ihrer Reserven begibt, und gerade zu Beginn des Frühjahrs. Handelt es sich vielleicht um Verstärkungen an Menschen? Auch diese zweite Hypothese kann nicht zutreffen. Kronstadt benötigt keine Menschen. Es hat eher zuviel. Das ist schnell berechnet: sämtliche Besatzungen der Ostseeflotte, dazu alle Artillerie-Abteilungen der Küstenbatterien rings um die Insel, die Ingenieureinheiten der Flotte und die Garnisonen der künstlichen kleinen Inseln aus Zement und Stahl, deren wichtigste Totleben heißt, die Sperranlagen rings um Kronstadt, dazu die Werksmannschaften des Arsenal, mehrere Zehntausend an Zahl. Die Hypothese, die auf Grund übereinstimmender Nachrichten wohl die richtige ist, ergibt sich, wenn man den politischen Charakter Kronstadts in Rechnung stellt. Wie ich schon mehrfach behauptete (schon im vergangenen Jahr, seit den ersten Tagen dieses Krieges gegen Rußland), darf man gerade den politischen Maßstab nie außer acht lassen, will man nicht bei der Beurteilung Sowjetrußlands, seines Geistes, seiner Widerstandsfähigkeit, seiner Reaktionsmöglichkeiten, seines fanatischen Willens schwere Fehler begehen. Und besonders bei der Beurteilung der hauptsächlichen, entscheidenden Faktoren der Verteidigung Leningrads. Man verzeihe mir, wenn ich immer wieder und wohl noch oft wiederhole, daß der Schlüssel der politischen Situation der Sowjetunion Leningrad ist, die Hochburg des Extremismus und der kommunistischen Intransigenz. Wer sich diese Begriffe vor Augen hält, wird viele Dinge und viele Geschehnisse begreifen können, deren Wichtigkeit und Bedeutung ihm sonst entgehen würden. Die wahrscheinlichste Hypothese also ist, daß die Russen einen großen Teil der Besatzungen der Ostseeflotte nach Leningrad verlegen, um daraus neue Sturmbrigaden zu bilden, die die Truppen in der vordersten Linie verstärken und gleichzeitig die Kontrollaktionen und die revolutionäre Intransigenz der politischen Führung innerhalb der Arbeitermassen und gegenüber den militärischen Stellen stützen sollen. Ein großer Teil der Schiffsbesatzungen ist, rein von der Marine her gesehen, überzählig, weil die Flotte - die heute im Eis gefangensitzt und morgen, wenn es getaut hat, Gefangene der den Finnischen

Meerbusen abriegelnden Minenfelder sein wird - nicht zur Schlacht auslaufen kann und weil deshalb die Verteidigung Kronstadts eher die einer Seefestung als eines Flottenverbandes ist.

Die Bewegung der Lastwagen- und Infanteriekolonnen, die seit drei oder vier Tagen zwischen Leningrad und Kronstadt hin- und herziehen, wäre demnach nichts weiter als ein sowjetisches Manöver, um den Feind über die wahre Richtung dieser »Einbahn«-Bewegungen zu täuschen, also das Einschleusen eines Teils der Schiffsmannschaften der Ostseeflotte nach Leningrad zu tarnen. Immer ist es der politische Charakter Kronstadts, seine Funktion und damit seine Bestimmung als »Akropolis« der Hauptstadt der Oktoberrevolution, was letztlich über die Führung des Krieges zur Verteidigung Leningrads, über den taktischen Einsatz von Truppen und der Sturmbrigaden der Arbeiter und Matrosen entscheidet. Es wird nicht lange dauern, bis die politische Funktion der Kronstadter Schiffsbesatzungen und der Leningrader Arbeiter ihre ausschlaggebende Bedeutung auch gegenüber Moskau erweisen wird. Inzwischen ist es von Nutzen, Kronstadt aus der Nähe zu beobachten und von dieser vorgeschobenen Stellung aus sich die einzelnen Elemente dieser gigantischen Belagerung in all ihrer Vielfalt und Eigenart zu vergegenwärtigen. Von dem Platz, an dem ich mich befinde - oben auf einem der etwa fünfzehn Meter hohen Türme aus kreuzweise geschichteten Balken, wie sie die Russen da und dort errichteten, um in den heiklen Grenzzonen und in der Nähe der Städte Straßen und Wälder einzusehen -, umfaßt der Blick das gewaltige Panorama beider Küsten des Golfs. Die helle Sonne beleuchtet schräg - denn sie steht in diesen Gegenden niemals steil am Himmel - die endlose Fläche des Eismeers, von der ein bläulicher Glanz ausgeht, fast als wäre sie statt von oben von der Tiefe her beleuchtet. Fern am anderen Ufer des Golfs, in Richtung des Brückenkopfs bei Oranienbaum, den die Russen unglaublich zäh gegen die deutsche Zange verteidigen, erkennt man den Widerschein von Bränden vor dem Hintergrund einer pechschwarzen scharf geränderten Wolke. Auch Leningrad brennt dort drüben, zu meiner Linken. Die schwere deutsche Artillerie hämmert pausenlos auf die Industriezone Uritzkiy ein, in der die Putilow-Werke liegen.

Dort, mitten im Golf, liegt Kronstadt vor mir, in leichten, verschleiernden Nebel gehüllt, ähnlich dem silbrigen Dunst einer »weißen Nacht«. Man erkennt von hier ganz klar die roten, gelben, grünen, blauen Signallampen der Schiffe und der künstlichen kleinen Inseln, die im Kranz um die Hauptinsel Kronstadt liegen. Es ist eine unwirkliche Erscheinung, dies Aufflammen und Verlöschen von Irrlichtern an halbem Himmel, im silbrigen Dunst des leichten Frühnebels. Die gleitenden Lichter sind wie Schmetterlingsflügel, die einen Sonnenstrahl durchquerend aufleuchten und sofort verlöschen, um etwas weiter in einem anderen Sonnenstrahl abermals aufzuleuchten. Es ist wie eine klare Sommernacht, dieser Dunst, eine klare Vollmondnacht, hell vom flüchtigen Aufglühen der Leuchtkäfer. Zwei hohe graue Rauchsäulen erheben sich wie riesenhohe Bäume an beiden Enden der In-

sel Kronstadt. Von Zeit zu Zeit zerspaltet ein rötlicher Blitz die Eiskruste zwischen dem Festland und der Ostspitze der Insel. Es sind die schweren deutschen Batterien, die die langen Kolonnen zwischen Kronstadt und Leningrad beschießen. Hauptmann Leppo reicht mir das Glas. Deutlich durch den blauen Widerschein des Eismees hindurch steht vor mir der Wald der Schlotte und Stahltürme der im Hafen von Kronstadt vor Anker liegenden Schiffe. Es ist ein eindrucksvolles Schauspiel, diese ganze Flotte, die mächtigste der Sowjetunion, die dort im Eis gefangensitzt wie in einem Zementblock. Sie kann sich nicht bewegen, kann nicht kämpfen. »Sie hat die Beine verloren«, sagen die finnischen Soldaten. Eine ganze Flotte, lebend eingemauert. An einem hohen Turm regt sich etwas Dunkles.

»Was ist das?« frage ich Hauptmann Leppo, »eine Flagge?« »Radio Moskau hat gemeldet, das sei die Flagge des berühmten Kreuzers „Aurora“«, erklärt mir Hauptmann Leppo, »sie ist am Turm des Admiralstabs in Kronstadt gehißt.« Es ist keine Marineflagge, es ist eine rote Fahne. Die Fahne, die die Matrosen der »Aurora« im Oktober 1917 auf dem Zarenschloß aufzogen. Die rote Farbe der Fahne ist von hier aus nicht zu erkennen. Es ist etwas Dunkles, etwas Düsteres. Es ist gut in diesem Augenblick, wenn man die politische Situation des kommunistischen Extremismus von Leningrad und Kronstadt gegenüber Moskau verstehen will, sich daran zu erinnern, daß einmal, in den entscheidenden Stunden des Oktober 1917, die rote Fahne der »Aurora« sogar Lenin Angst gemacht hat.

24 Schiffe im Gefängnis

Vor Kronstadt, April

Eine seltsame Schlacht, die hier seit Monaten um die Insel Kronstadt gekämpft wird. Eine einzigartige Schlacht, zwischen einer in den Zementblock des Eismees lebend eingemauerten, bewegungs- und manövrierunfähigen Flotte und den kriegstüchtigen Landheeren, die sie von allen Seiten belagern. Eine Seeschlacht zu Lande, möchte ich sagen. Denn das Einmalige an dieser paradoxen Situation ist der Umstand, daß die russische Ostseeflotte von ihren Gegnern nicht durch die blaue Fläche der Meereswellen getrennt ist, sondern durch einen unermeßlichen, spiegelglatten und eiskalten Marmorboden, auf dem sich die finnische Infanterie auf ihren Skiern sozusagen zur Enterung der russischen Panzerschiffe heranschiebt.

Man stelle sich bildlich eine bewegungslose, gelähmte Flotte vor, hineingepreßt ins Eis, das sie von allen Seiten würgt. Man stelle sich dazu eine Attacke von Skijägern auf diese gefesselten Schiffe vor: so wird man ein einigermaßen klares (wenn auch von der sehr viel tragischeren, paradoxeren Wirklichkeit noch weit

entferntes) Bild von dieser Schlacht der Menschen gegen Panzerschiffe, von diesem Kampf der mit Gewehren und Handgranaten bewaffneten Infanterie gegen die schweren Geschütze der Schiffsartillerie gewinnen. In mondlosen, vom blauen Widerschein des Eises erhellten Nächten - denn das Eis hat seine eigene Leuchtkraft, ein schimmerndes Licht, das aus den tiefen Gründen des Meeres her-aufdringt - gleiten die Skiläufer durch die offengelassenen Lücken im Drahtverhau hinauf aufs freie Meer. Neulich abends erlebte ich den Aufbruch einer dieser Angriffskolonnen. Der Ausdruck »Kolonne« ist natürlich unzutreffend, denn gleich jenseits des Stacheldrahts öffnet sich die Abteilung wie ein Fächer, teilt sich in Gruppen zu je zwei oder drei Mann, die sich dann über die endlose Fläche der versteinerten Wellen weit auseinander ziehen. Nichts ist eindrucksvoller und bewegender als solch ein Aufbruch von Skijägern hinaus auf die offene See. Tiefstes Schweigen herrschte längs der Eiskante des Meeres. Der Aufbruch dieses Stoßtrupps, die einer der stärksten Flottenbasen der Welt entgezogen, erinnerte mich seltsam an den Aufbruch einer Fischerbootflottille. Frauen, Alte, Kinder winken schweigend an der Mole, die Boote setzen sich unter dem Druck der Ruder vom Ufer ab. Dann öffnen sich die Segel, sie fangen den Wind ein, die Boote entfernen sich, gleiten über die Meeresfläche davon. Es war genau wie der Aufbruch von Segelbooten; und in der kalten, nach Eis und Birke duftenden Luft (mit dem kühlen, mageren Geruch des Eises und dem lauen und tiefen Duft der Birken) spürte ich den Geruch von Algen, Seewasser und Fischschuppen.

Nach etwa einer Stunde hörten wir die ersten fernen Gewehrschüsse. Sie kamen aus dunklem und doch transparentem Horizont. Rote und grüne Raketen stiegen über der endlosen Eisfläche hoch wie Fontänenstrahlen. Die finnischen Stoßtrupps hatten mit den russischen Fühlung genommen. Diese bestehen nicht - wie an der Front in Ostkarelien oder am Aunus zwischen Ladoga- und Onegasee - aus sibirischen Skijägern, sondern aus Matrosen der Ostseeflotte. Seltsamkeiten dieses Krieges. Von ihren im Eis gefangenen Panzerschiffen steigen die Matrosen herab, mit Skiern ausgerüstet, um auf dem Meer zu kämpfen. Sie wagen sich manchmal bis unter die finnische Küste, bis vor Terijoki. Erbitterte Gefechte entbrennen immer wieder um die Insel Hogland, westlich von Kronstadt, die die Finnen dieser Tage den Sowjetmatrosen entrissen haben. Es ist ein Krieg der Stoßtrupps: ein Kampf, wiederhole ich, der Menschen gegen Panzerschiffe, der Skijäger mit ihren Gewehren gegen die Stahltürme der 38,1-Kanonen.

Die finnischen Skijäger fliegen über das Eis, sie ziehen die kleinen Schlitten mit den schweren Maschinengewehren und Munitionskisten hinter sich her. Auf eben diesen kleinen Schlitten werden die Verwundeten und Gefallenen zu den Linien zurückgebracht.

Etwas haben Sowjetmatrosen und finnische Sissit gemeinsam: sie lassen ihre Toten nicht zurück. Seeleute - und auch die finnischen Skijäger sind größtenteils

Seeleute, Fischer von der Finnischen Bucht und vom Botnischen Meerbusen - wachen eifersüchtig über ihre Toten. Es gibt ein Lied der finnischen Fischer von der Küste bei Turku, worin das Meer, unter seiner Eiskruste gefangen, brüllt und flucht, mit dem Kopf gegen das harte, durchsichtig blaue Dach stößt, indessen eine Gruppe von Fischern einen toten Kameraden über die Eisfläche trägt. Man darf jedoch nicht glauben, daß sich die Belagerung Kronstadts in solchen Episoden des Patrouillenkrieges erschöpft. Der Kampf um Kronstadt ist eine der vielen Episoden der Belagerung von Leningrad; von den anderen Aspekten dieses gnadenlosen Belagerungskampfes will ich sprechen, wenn ich zur Front am Ladoga und am Aunus hinüberfahre, hinter Leningrad. Es ist ein Riesenring, der die Hauptstadt der kommunistischen Revolution umschließt. Um ihn ganz abzufahren, um ihn in allen Teilen und Einzelheiten kennenzulernen, muß man sich in jedem Abschnitt aufhalten, in jedem Vorsprung, bei jeder vorgeschobenen Stellung und Hunderte und aber Hunderte von Kilometern abfahren. Es ist zum Beispiel nicht möglich, von der Karelischen Landenge, wo ich mich jetzt befinde, zur Landenge am Aunus über den Ladoga zu gelangen: man muß zurück nach Helsinki, nordwärts ins Innere Finnlands fahren, dann nach Südosten, eine Gesamtstrecke von mehr als tausend Kilometern. Das mag für heute genügen, um eine Vorstellung von den Schwierigkeiten zu geben, die eine Belagerung von derartigen Ausmaßen bietet, rings um eine riesige Stadt, auf einem Gelände, das vom Eis im Winter, von Seen und Wasserläufen in der schönen Jahreszeit unwegsam gemacht wird.

Schon mehrmals versuchte ich, den Verlauf der Belagerungsfront zu zeichnen, die äußere Gestalt dieses gewaltigen, umschlossenen Blachfelds. Es ist eine Art weitgedehntes Viereck, das von der Aunus-Landenge, zwischen Ladoga und Onega, bis zur Karelischen Landenge und von Schlüsselburg bis Peterhof reicht. Der Verteidigungskomplex Leningrads ist eines der gewaltigsten Dinge, die man sich denken kann: es ist ein System von Feldbefestigungen und ständigen Festungsanlagen - von denen manche bis auf Peter den Großen zurückgehen -, ergänzt und verstärkt durch mächtige Anlagen der Kriegstechnik, mit einer doppelten Linie von Betonbunkern und Stahlkuppeln, mit allen modernen Erfindungen und dem neuesten Gerät des Festungsbaus ausgerüstet, nach einem Entwurf, der in gewisser Hinsicht, in seiner Topographie, an Vauban erinnern könnte, aber von den Erfahrungen in Madrid ausgeht, was die Kunst betrifft - in der die Kommunisten Meister sind -, eine moderne Stadt in eine Festung zu verwandeln. Madrid war eine Erfahrung, die für Belagerungen noch heute aktuellen Wert besitzt. Einen Kommentar für sich würde die unbestreitbare Tatsache verdienen, daß die Kommunisten im Spanischen Bürgerkrieg und auch in diesem Rußlandfeldzug bewiesen haben, daß sie im höchsten Grade die Technik beherrschen, eine Stadt auch gegen ein modern und übermächtig bewaffnetes und gepanzertes Heer zu verteidigen; es wäre sogar eine hochinteressante Untersuchung. Denn einen Grund muß es geben dafür; und es kann nicht nur ein militärischer Grund sein.

Das Verteidigungssystem Leningrads wäre nicht vollständig ohne Kronstadt. Die Flottenbasis Kronstadt ist alles in allem die gleiche, die Peter der Große mit Hilfe französischer Kriegingenieure anlegte, nach dem Vorbild der großen Flottenbasen in Frankreich und der englischen, die er bei seiner berühmten Reise nach England selbst besichtigt hatte. Aber das technisch Neue der schon von Natur aus mächtigen Festung Kronstadt sind die beiden Inseln, Totleben und Krasnoarmeiski, und die sieben künstlichen Inseln aus Beton und Stahl, die im Kranz um die Insel Kronstadt gelagert sind. Diese sieben künstlichen Inseln steigen aus der Tiefe des Meeres auf wie ragende Türme, wie schlanke Dolomitspitzen, die aus dem Wasser nur die Stirn hervorstrecken, und von fern wie Wasserschildkröten aussehen. Dieses Bild wird nicht nur durch ihren Anblick hervorgerufen, denn das ist eben der von Schildkröten, sondern durch die Tatsache, daß die Insel Kronstadt die Form des Kopfes einer enormen Meeresschildkröte hat, um die herum Totleben, Krasnoarmeiski und die anderen sieben kleinen Zementschildkröten schwimmen. Das gesamte Verteidigungssystem Leningrads läßt sich tatsächlich in Form einer in den Finnischen Golf vorgestreckten Riesenschildkröte darstellen. Kronstadt ist der Kopf, ein eben übers Wasser erhobener Kopf, mit dem übrigen Körper durch einen langen Hals verbunden, den Kanal, der es den Schiffen der Flotte ermöglicht, in den Leningrader Hafen zu gelangen, selbst bei Ebbe.

Flach und grau inmitten des Kranzes seiner befestigten Klippen zeigt sich mir im Fernglas die Insel Kronstadt wie eine glatte Masse, ohne Einschnitte, ohne Höhlungen, ohne Anhaltspunkte fürs Auge; doch nach und nach enthüllen sich mir die gelben Flecken der Befestigungen, die weißen leeren Flächen der beiden Flugplätze, die an den beiden äußersten Enden der Insel liegen, der dunkle Block der Stadt, eingeschlossen in den stählernen Ring der alten und neuen Festungsanlagen. Die grüne Kuppel der Kathedrale, die Blechdächer der Militärschuppen und der Flugzeughangars, die mächtigen Glaswände des Arsenal, die Panzertürme der die Inselufer entlang in die Erde gegrabenen großen Bunker, die Benzinreservoirs leuchten von Zeit zu Zeit hell auf im Sonnenschein. Das hohe Stahltrapez der Rundfunkstation zeichnet ein dünnes Spinnwebgewebe in den blassen Himmel. Und dort, hinter der langen Linie niedriger Dächer, dort liegen die gefangenen Schiffe, die Schiffe der Ostseeflotte, des stärksten Verbandes der Sowjetunion.

Eine ganze, aus siebzig großen und kleinen Einheiten und rund sechzig Unterseebooten bestehende und auf so engem Raum versammelte Flotte sollte, auf den ersten Blick hin, für Sturzflugangriffe und für das Feuer der schweren Geschütze auf beiden Ufern des Finnischen Meerbusens ein leichtes Ziel bieten. Und doch hat die Erfahrung des vergangenen Herbstes zusammen mit der Erfahrung dieses Winters gezeigt, daß gerade der Umstand, auf engem Raum gezwängt zu sein, für eine Flotte die beste Verteidigung darstellen kann. Es ist ein gefährliches Experi-

ment, dem sich die Sowjet-Admiralität nicht zu entziehen vermochte. Man bedenke aber, was die Kronstädter Flotte ist: eine gewaltige Festung aus Stahl, ein mächtiger Komplex von Panzertürmen und Panzerdecks, gespickt mit Flugabwehrgeschützen und Maschinengewehren. Man berechnet auf Tausende und aber Tausende die von den Einheiten der Flotte, von den Befestigungen der Insel, von Totleben und Krasnoarmeiski und den sieben Betonklippen aus himmelwärts gerichteten Geschützrohre. Die Flugzeuge können eine so übermächtige Feuerkonzentration nicht angreifen, ohne sich der Gefahr sicherer Vernichtung auszusetzen. Dazu kommt, daß die russische Winteroffensive sich zwar strategisch als ergebnislos erwiesen aber gleichwohl das deutsche Oberkommando gezwungen hat, die Aufstellung ihrer schweren Artillerie zurückzuverlegen, und damit die Beschießung der Festung Kronstadt durch die schweren Geschütze behindert.

So sehr mich auch meine Aufgabe verpflichtet, den rein militärischen Faktor der Gesamtsituation nicht zu übersehen, so möchte ich doch nicht, daß die militärischen Aspekte dieser Belagerung den Leser verleiten, die außerordentliche Bedeutung dieser Belagerung unter dem politischen und sozialen Gesichtspunkt aus dem Blick zu verlieren. Denn jedes gegenwärtige russische Problem bedeutet nicht nur ein militärisches, sondern auch ein politisches und ein soziales Problem. Ich möchte sogar sagen, daß das militärische Problem der Belagerung Leningrads nur einer der Aspekte des politischen und sozialen Problems ist.

Der besondere Charakter des Kampfes, der seit Monaten um die Hauptstadt der Oktoberrevolution gekämpft wird, ist den finnischen Soldaten keineswegs fremd, denn sie gehören ohne Zweifel zu den sozial fortgeschrittensten ganz Europas, sie sind diejenigen, die am ehesten die sozialen Elemente in den verschiedensten Aspekten der Probleme zu erfassen vermögen. Sooft ich mich mit einem von ihnen unterhalte, überraschen mich die Aufgeschlossenheit, der Spürsinn dieses finnischen Volkes, sein vollendetes Empfinden für Gerechtigkeit; und mehr noch sein vollkommen christliches Verständnis für die sozialen Bedingungen, für die Sünde auch als ein soziales Faktum. Noch wurde von niemandem - soweit ich weiß - ersichtlich gemacht, daß an der Leningrader Front zwei Mentalitäten zusammenprallen, die zu den intransigentesten und extremsten Europas gehören: wenn Leningrad die feste Burg der leninistischen Intransigenz, des kommunistischen Extremismus ist, so ist Finnland in mancher Hinsicht die feste Burg jenes Luthertums, das mehr als Sache des Gewissens und nicht so sehr als historisches Geschehnis, das heißt mehr als innerliches und nicht so sehr als äußeres Faktum empfunden wird, und das deshalb die sozialen Probleme als die Basis seiner Lebensanschauung nimmt.

Erst heute morgen habe ich mich mit einem finnischen Soldaten unterhalten, die eben von einem Stoßtruppunternehmen zurückgekehrt waren. Er lächelte. Von der Küste bei Terijoki bis zur Insel Totleben sind es nur sieben Kilometer; eine

Kleinigkeit für diese unermüdlichen Skiläufer, die imstande sind, in vierundzwanzig Stunden einige hundert Kilometer zurückzulegen. Wir saßen in einer Lottola, einer Raststätte der »Lotta-Svärd«, unter den Bäumen eines unmittelbar vor Terijoki gelegenen Waldes. Die Lottola war voller Soldaten: schweigend saßen sie an den Tischen, vor sich Gläser, gefüllt mit einem rosaroten Getränk, einer Art heißen Syrups von angenehmem Geschmack. Die Lotta in grauer Uniform gingen zwischen den Tischen umher und trugen die Tablett voll Gläser. Ein Soldat neben uns besserte einen Reiß am Ärmel seiner Jacke aus. Viele schrieben, viele andere lasen. Dann kam ein Kanonier mit einer Ziehharmonika herein und begann ein volkstümliches Lied zu spielen, etwas wie eine Liebesklage, in einsamer männlicher Trauer. Die Soldaten stimmten nach und nach in die Melodie des Instruments ein; es war ein gedämpfter Chor, und die tiefen Stimmen, als achteten sie die Stille dieser Stunde und dieses Ortes, machten die traurige Musik sanfter und bewegender. Dann und wann klirrten die Fensterscheiben. Es waren die schweren Kaliber der Schiffsartillerie von Kronstadt, die Granaten explodierten unweit vom Dorfe im Wald. Der beizende Rauch der Explosionen drang stoßweise in den Raum herein, sooft die Tür aufging. Es war eine einfache, klare Szene, ein »Intérieur« voll Stimmung und Gelassenheit. Wir befanden uns zwanzig Schritte von der vordersten Linie (man brauchte nur die Straße zu überqueren, um über die Brüstungen der Schützengräben zu stolpern), unter dem Feuer der schweren Geschütze der Ostseeflotte.

Der Soldat sprach ruhig zu mir, lächelnd, in seinem naiven und von unverständlichen finnischen Worten durchsetzten Deutsch. Er erzählte mir, daß die künstlichen Inseln, von nahem gesehen, tatsächlich Seeschildkröten ähnlich seien: beim leisesten Geräusch heben sie den Kopf über die Eiskruste, blicken mit den gleißenden Augen der Reflektoren um sich und fegen die Eisfläche mit wütenden Feuerstößen frei. Er sagte mir, daß die russischen Matrosen tapfer sind, aber zu sehr auf die Technik ausgerichtet. (Er wollte sagen, durch ihre technische Spezialisierung behindert. Dieser finnische Soldat war ein Arbeiter, seine Aufmerksamkeit galt Fakten technischer Art wie eben der Behinderung, die einem Arbeiter aus seiner Spezialisierung erwächst, wenn er zu einer Arbeit gezwungen wird, die nicht die seine ist.) Sie bewegen sich auf dem Eis, auf dieser endlosen Eisfläche, als ob sie sich an Deck eines Panzerkreuzers befänden. Es ist, als seien sie besorgt, die Bewegungen der Geschütze, der Apparate und der Waffen an Bord nicht zu behindern. Sie sind zu sehr mit ihrem Schiff verbunden, als daß sie einen Stoßtruppkrieg auf der Meeresfläche führen könnten, der ein freier Krieg ist, ein Krieg nicht nur der äußersten Beweglichkeit, der äußersten Manövrierfreiheit, sondern gleichzeitig auch ein »Mannschafts« -Krieg. (Er meinte natürlich Mannschaft im Sinne des Arbeiters, als Werkgruppe, nicht im militärischen Sinne.) Der Soldat, mit dem ich sprach, war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren; er arbeitete vor dem Krieg in einer Zellulosefabrik in Hämeenlinna im Innern Finnlands. Ich bemerkte in seinen Worten, in seinen Gesten, in seinem ruhigen und

ernsten Gesichtsausdruck, in seinem aufrechten und geraden Blick diesen allen Finnen, gleich welcher Klasse, gemeinsamen Zug: den Zug einer eindeutigen Tradition von Selbstverwaltung, sozialer Organisation und technischem Fortschritt. Aus seinen Worten klang gegenüber den Arbeitern und Soldaten der UdSSR eine Art bitterer Anklage. Als mache er den Gegnern einen Vorwurf daraus, sich als Kommunisten zu bekennen, sich auf Marx und Lenin zu berufen und dabei das absolute Unverständnis zu bekunden für den vielfältigen Nutzen, den das finnische Volk aus seiner sozialen Organisation gewonnen hat. »Finnland«, sagte er, »ist kein Volk von Kapitalisten; es ist ein Volk von Arbeitern.« Wie immer, wie für jeden finnischen Arbeiter, war dies Problem für ihn ein Problem des Gewissens, des sozialen Gewissens. Und ich spürte zum erstenmal, als ich mit diesem Soldaten in der Lottola von Terijoki sprach, was hinter diesem finnischen Krieg gegen die Sowjetunion steht: das Bewußtsein zu kämpfen, nicht nur, um das Staatsgebiet zu verteidigen, sondern auch für ihre sozialen Errungenschaften, ihre Würde und Freiheit als Arbeiter.

Später gingen wir ins Freie hinaus, wir gingen am Ufer des Meeres entlang. Ein paar hundert Meter außerhalb der Stacheldrahtsperrn hatte vorgestern nacht ein Patrouillengefecht stattgefunden. Wir gingen bis zu diesem Gefechtsplatz, tasteten uns vorsichtig zwischen den Holzpflocken hindurch, die die Minenfelder abgrenzen. Das Eis war besät mit Waffen, Mützen, Mänteln und Pelzhandschuhen, zersplitterten Skis: mit all dem, was von einem Stoßtrupp aus zwanzig Krönstädter Matrosen übriggeblieben war, die sich vielleicht im Schneesturm verirrt hatten, vielleicht gehofft hatten, die finnischen Vorposten zu überraschen. Ich hob die Mütze eines russischen Matrosen auf, an der noch die beiden dunkelblauen Nackenbänder herabhingen. Das Band mit dem Namen des Schiffes war abgenommen, wahrscheinlich von dem Matrosen selbst, bevor er mit der Patrouille aufbrach. Wie triste, diese armseligen Überreste auf der zu Eis erstarrten Meeresfläche. Wie die Reste vom Schiffbruch einer Eismeerexpedition, die nach vielen Jahren das geronnene Meer auf die Packeisfläche zurückstößt: unerwartete, tragische Zeugnisse. Als wir zurückgehen, beginnt es zu schneien. Die Landschaft verhüllt sich. Im sanften Widerschein des Schnees sehe ich die Gegenstände, die Sprünge im Eis, die kleinsten Einzelheiten wie von einer Linse vergrößert, in außerordentlicher Schärfe. Der einsame Schuh, der zersplitterte Ski, die Zündholzschachtel mit Hammer und Sichel auf dem Etikett, die Spur eines Lappenstiefels, der Klumpen von blutschwarzen Binden im Geflecht des Drahtverhaus, und am Ufer neben seiner Waffe, der MG-Schütze, der ruhig, mit halbgeschlossenen Augen, verkniffenem, gefuchtem Mund seine Zigarette raucht. Auf der Straße gleiten Gruppen von Skijägern, Sissit, an uns vorüber und grüßen uns lächelnd. Die Stimme der schweren Geschütze von Kronstadt klingt dumpf über das Meer herüber, der Rhythmus der Explosionen wird nach und nach lebhafter, die Einschläge da und dort im Wald von Terijoki kommen näher. Die Luft zittert, als sprächen die

Feuerschlünde der Kanonen von Kronstadt geheime, geheimnisvolle Worte voll von einer scheuen, zaghaften, verschämten Gewalt.

25 Arbeiterblut

Bielostrow, im April

Von Terijoki war ich spät abends nach Alexandrowka zurückgekehrt, und ich schlief im Korsu des Abschnittskommandos, als das dumpfe Dröhnen eines heftigen Bombardements schwerer Geschütze sich über Leningrad erhob. Es war zwei Uhr nachts. Ich sprang von meinem Lager und lief ins Freie. Das Wetter war wieder klar. Der Vorglanz des Mondes vergoldete die riesige Fläche der Wälder Kareliens, lag über dem leuchtenden Weiß des Schnees. Der Himmel über den südwestlichen Vororten der Stadt war ein einziger Feuerschein. Die Kanonade lag heftig auf dem Stadtteil Uritzki, auf dem Gebiet der Putilow-Stahlwerke, der Kirow-Werke, der Metallwerke 25. Oktober, der Woroschilow-Hochöfen. Von den Gräben vor Alexandrowka aus ist das Ufer von Terijoki, gegenüber Kronstadt drüben zu unserer Rechten (es sind nur wenige Kilometer Luftlinie von hier bis Terijoki), nicht sichtbar, es liegt dem Blick verborgen durch den leichten Anstieg des Geländes, auf dem der Ort Alexandrowka steht. Doch der Himmel zeigte sich auch in Richtung Kronstadt kupferrot, von langen senkrechten schwarzen Streifen durchschnitten, sicherlich Rauchsäulen.

Die weitreichende Artillerie der Flotte von Kronstadt (in dem mächtigen Chor unterschied man deutlich die Stimmen der schweren Geschütze der beiden großen sowjetischen Panzerkreuzer »Marat« und »Oktoberrevolution«) antwortete auf das Feuer der deutschen Mörser mit heftigem Gegenfeuer, das von Minute zu Minute wütender und dichter wurde. Die Kuppel der Kirche von Alexandrowka hob sich in harten und scharfen Konturen vor dem glühend roten Himmel ab. Es war ein eindrucksvolles Schauspiel, von wilder, nackter und gewalttätiger Schönheit, zu dem in seltsamem Kontrast das tiefe Schweigen stand, das über den finnischen Gräben brütete. Die Soldaten bewegten sich um mich her ohne Geräusch, sie sprachen leise miteinander. Man hörte nur das leichte Gleiten der Skier über den Schnee, das Schnaufen der Pferde der Batterien vom Pferch im Walde her, das trockene Knacken der Verschlüsse der Geschütze, die die Kanoniere für den Fall eines Sperrfeuers bei einem möglichen feindlichen Angriff zurechtmachten. Aber auch die sowjetischen Stellungen, wenige hundert Meter vor uns, lagen in tiefstem Schweigen. Nicht eine Stimme, nicht ein Gewehrschuß. Nicht einmal die ununterscheidbaren Geräusche, das Miteinander kurzer, metallischer Töne (der Stoß des Schafts von Gewehren gegen Kochgeschirre, gegen die Brustwehren der Gräben, gegen Munitionskisten), die die Unruhe, die ungewisse, ängstliche Erwartung der letzten Vorbereitungen anzeigen. Zweifellos hoben in diesem Augen-

blick auch die russischen Infanteristen den Blick über die niedrige rückwärtige Wand der Gräben, gegen die Stadt hinüber, um das Schauspiel des Bombardements zu betrachten. Wolken roter Funken stiegen dann und wann über den Uritzkiyvierteln auf, gleich riesigen Leuchtkäferschwärmen: gewaltige Rauchbäume wuchsen plötzlich in die Höhe und fielen sofort in sich selbst zusammen, wie gewaltige Geysire.

Das Bombardement einer Stadt ist wegen seiner schreckensvollen Wirkungen auch nicht entfernt dem einer Grabenstellung vergleichbar. Wenn auch die Häuser aus toter, träger Materie bestehen mögen, so ist es doch, als ob das Bombardement ihnen ein heftiges Leben einhauchte, als ob es ihnen übermächtige Lebenskraft verliehe. Das Dröhnen der Explosionen zwischen den Mauern der Häuser und Paläste, zwischen den Kulissen der Gebäude, auf den verödeten Straßen und Plätzen, klingt wie ein heiseres, unaufhörliches, schreckenerregendes Heulen. Es ist, als heulten die Häuser selbst vor Schreck, aufspringend, sich in den Flammen krümmend, im Strudel oder Explosionen niederbrechend. Unter den charakteristischen Aussprüchen des Castruccio Castracane, Signore von Lucca, die Machiavelli auf den letzten Seiten seiner »Vita di Castruccio« berichtet, gibt es ein Bild, das dann Pirandello sich zu eigen gemacht hat. Es ist das Bild der »Häuser, die aus ihren eigenen Türen entfliehen möchten, wenn sie spüren, das Erdbeben kommt«. Vor meinem noch schlaftrunkenen Geist, vom Horror dieses Anblicks durchdrungen, stand das Bild der Häuser und Fabriken des Uritzkiyviertels, die schreckenerfüllt durch die eigenen Türen davonlaufen (die halbnackten Häuser, mit fliegendem Haar im Wirbel von Rauch und Funken, mit weit aufgerissenen Augen, die Hände gegen die Schläfen gepreßt, die Münder aufgerissen, so stürzten sie schreiend aus ihren eigenen Türen hinaus, in berstende Explosionen hinein, im purpurnen Widerschein der Feuerbrände), es überlagerte sich mit dem nicht weniger eindrucksvollen Bild der regungslos in den Gräben dort drüben vor uns verharrenden Soldaten, die den Blick rückwärts wandten auf die im Todeskampf liegende Stadt.

Für uns, die wir nicht in den gegnerischen Käfig der Belagerung eingeschlossen sind, für diejenigen, die wie wir der Tragödie von ferne beiwohnen, kann der Toteskampf Leningrads nun nichts anderes mehr sein als ein schreckliches Schauspiel. Ein Schauspiel, und nichts sonst. Die Tragödie dieser Stadt ist so gewaltig, von so übermenschlichen Proportionen, daß es unmöglich ist, an ihr in anderer Weise teilzuhaben als mit den Augen. Es gibt kein christliches Empfinden, kein Erbarmen, kein Mitleid, das so groß ist, so tief, daß es eine derartige Tragödie umfassen und mitempfinden kann. Sie ist von der Natur mancher Szenen bei Aischylos und bei Shakespeare: der Geist des Zuschauers ist wie überwältigt von soviel horrender Gewalt, steht wie vor einem nicht menschlichen Schauspiel, außerhalb der Natur und des Menschenwesens, außerhalb sogar der Geschichte menschlicher Gegebenheiten. Und es ist etwas Außerordentliches, wie die Kom-

munisten eine solche Tragödie mit ansehen können, sie erleben können als ein menschliches Vorkommnis, als eine menschliche Tatsache, als ein Element ihrer Lehre, ihrer Logik, ihres Lebens. Denn aus den Erklärungen aller Gefangenen und aller Überläufer (einschließlich einige zwanzig spanische Kommunisten, die nach dem Zusammenbruch Rotspaniens nach Rußland geflüchtet waren und vor einigen Tagen hier an der Front gefangengenommen wurden) ergibt sich eine eindeutige, unbestreitbare Tatsache: die Tragödie Leningrads ist für die kommunistische Mentalität lediglich eine natürliche und logische Episode im Klassenkampf, den die Hauptakteure mit hartem Willen und ohne auch nur einen Schatten von Grauen miterleben. Für das vom Kommunismus geschaffene Exemplar Mensch habe ich schon immer großes Interesse gehabt. Was mich in Rußland am meisten erstaunt hat, sind nicht nur die sozialen und technischen Leistungen, die äußeren Umrisse der kollektiven Gesellschaft, sondern mehr noch ihre inneren, innerlichen Elemente, mehr noch das Exemplar Mensch, die »Maschine Mensch«, geschaffen in zwanzig Jahren marxistischer Disziplin, Stachanowismus, leninistischer Intransigenz. Mich erstaunte die moralische Gewalt der Kommunisten, ihre Abstraktheit, ihre Gleichgültigkeit gegenüber Schmerz und Tod.

Ich spreche, das ist selbstverständlich, von den reinen Kommunisten, den wahren Kommunisten, nicht von jener unübersehbaren Klasse von Funktionären der Partei und der Gewerkschaftsorganisationen, von den Beamten des Staates und der industriellen und landwirtschaftlichen Trusts, die in Rußland unter neuem Namen und neuen Formen die Schwächen, den Egoismus und die schäbigen Kompromisse des früheren Kleinbürgertums verewigen, die also, mit einem Wort, die charakteristische Oblomowtschina des russischen Kleinbürgertums verewigen.

»Die Aufgabe meines Lebens ist es, Oblomow zu bekämpfen«, so schrieb Lenin. Oblomow ist der Held des berühmten Romans von Gontscharow, der die Faulheit, die Trägheit, den Fatalismus des russischen Bürgertums verkörpert, all das also, weshalb das Wort »Oblomowtschina« zum Sprichwort geworden ist. Die Kommunisten, die Leningrad verteidigen, sind aus einem ganz anderen Stoff geschaffen als es die unzähligen Oblomows in Partei und Staat sind. Es sind die Extremisten, die Fanatiker, die »Harten«. Man hat in Europa nur eine sehr ungefähre Idee davon, wessen der unerbittliche Fanatismus der »harten« Kommunisten fähig ist.

Die Arbeiter und Matrosen der Sturmbrigaden verbluten seit einigen Tagen in den wütenden Angriffen gegen die Front der deutschen Einschließung, von Schlüsselburg bis Petershof. Das Bombardement, das den Himmel über der Stadt glühend rot macht, ist nichts als das deutsche Sperrfeuer im Rücken der angreifenden Arbeiterabteilungen. Der Kampf ist äußerst hart, die russischen Verluste sind fürchterlich. Die Sturmbrigaden versuchen, den Belagerungsring zu durchbrechen, oder sie hoffen wenigstens die deutsche Bereitstellung zu stören, die Frühjahrsoffensive hinauszuzögern. Das Gros der angreifenden Infanterie besteht aus

Einheiten des regulären Heeres, der Roten Armee; aber der Kern der Sturmabteilungen ist aus Arbeitern und Matrosen gebildet worden. Es ist ein Massaker von spezialisierten Arbeitern, von Stachanowzi, von Technikern: die Blüte der sowjetischen Industriearbeiterschaft.

Wenn man die Anstrengungen, das Studium, die Opfer, die Mühen, die Jahre und Jahre technischer Auslese bedenkt, die erforderlich sind, um aus einem einfachen Bauern, einem Hilfsarbeiter, einem Landarbeiter, irgendeinem Fabrikarbeiter einen qualifizierten, einen spezialisierten Arbeiter, einen »Techniker« im eigentlichen, im modernen Sinn des Wortes zu machen, dann erstarrt man bei dem Gedanken an diese Hekatombe von Arbeitern, der besten Arbeiter der Sowjetunion. Die Hauptstadt der Revolution, der sowjetische »Berg«, die internationale »Commune« ist Leningrad, nicht Moskau. Und eben hier, in Leningrad (mehr als an jedem anderen Abschnitt der endlosen russischen Front), kämpfen und sterben die Arbeiter für die Verteidigung der Revolution.

26 So wandern die Toten durch die öden Häuser

Kuokkala, gegenüber Kronstadt, im April

Letztes Jahr während des jugoslawischen Feldzugs verbrachte ich Ostern bei den Türken auf der Insel Ada Kaleh in der Donau, um den Durchbruch durch das Eisernerne Tor mitzerleben. Die deutschen Angriffstruppen hatten den Fluß überschritten und sich durch Überraschung in Besitz des serbischen Ufers gesetzt; ich war auf der Insel geblieben und wartete auf ein Boot, das mich zum rumänischen Ufer übersetzen sollte. Es war ein mäßig warmer und klarer Sonntag. Ich streifte bedrückt unter diesen braven Türken umher, im Fettdunst der Rahat-lokum in den Schaufenstern der hundert kleinen Konditoreibuden und im köstlichen Aroma jenes blonden Tabaks, der in den östlichen Ländern Sultansbart genannt wird. Es gab nichts zu essen in Ada Kaleh in jenen Kriegstagen, und ich mußte mich mit zwei Schachteln Rahat-lokum und einigen kleinen Tassen Kaffee begnügen. Dieses Jahr verbrachte ich ein glückliches Ostern in den Gräben von Terijoki, Kellomäki und Kuokkala, an der Front von Kronstadt, mit den finnischen Soldaten. Und zum erstenmal, seit ich mich an der Front der Belagerung Leningrads befand, war der Himmel klar und rein, wolkenlos, ohne den leistesten Anflug von Nebel. Ich hatte die Nacht in der vom Abschnittskommando Kellomäki besetzten Villa verbracht, die vor der Revolution Besitz einer vornehmen Petersburger Familie war. Ein Haus, das nicht aus Birke und Polarkiefer gebaut war wie die meisten Villen an diesem elegantesten Strand der Zarenresidenz, sondern aus Stein und aus Ziegeln. Das Innere ist in jenem amüsanten schlechten Geschmack eingerichtet, luxuriös, bizarr, frivol, wie er für die russischen Häuser der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts kennzeichnend ist. Ein Geschmack, der

sich nicht, wie der italienische, französische oder deutsche, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts grundlegend gewandelt hat, sondern unverändert blieb, an der Schwelle unseres Jahrhunderts haltmachte und sich nur gerade eben vor der Anmut und der Koketterie des beginnenden Jugendstils verneigt. Die Wände aus falschem Marmor, die Stucksäulen mit ihren vergoldeten Kapitälern, die großen riesenhohen Öfen aus weißen Kacheln, mit klassizistischen Flachreliefs (Minerven mit goldenem Helm, doppelköpfige Adler, seltsame Monogramme verflochten zwischen Adelskronen, grünblau emaillierte Wappen, nackte Engel, solche wie ich sie in russisch bezpartijnje nenne, »parteilos«), hatten mir den erholsamsten Schlaf gewährt, den ich seit Ende Februar gefunden hatte.

Ich war todmüde nach einem mühsamen Tag an der Front von Alexandrowka, wohin ich meinen Freund Graf Foxa begleitet hatte, den spanischen Gesandten in Helsinki, der herübergekommen war, um einige von den Finnen gefangene Rotspanier zu verhören. Man hatte uns ein Notlager bereitet auf dem grünen Teppich eines riesigen Billards mit enormen gedrechselten Füßen, die wie die Kuppeln von Vassili Blajenni am Roten Platz in Moskau aussahen; zur Seite des Gesandten Spaniens liegend dachte ich an diese Minerven, diese Adler, diese Wappen, die vergoldeten Kapitälern und an das glückliche und tragische Leben des zaristischen Adels.

Die Villa des Abschnittskommandos Kellomäki liegt von der vordersten Linie knapp zweihundert Meter entfernt: die ganze Nacht über hatten die Maschinengewehre den Chor der Frösche des Aristophanes gesungen; sowjetische Spähtruppen hatten da und dort vergeblich an den finnischen Stellungen genagt; die Kanonen der Insel Toteleben hatten in Abständen die Straße von Kuokkala beschossen: doch weder das Knattern der Maschinengewehre noch das Bersten der mittleren Kaliber vermochten uns aus dem Schlaf zu reißen. Gegen sieben Uhr morgens hatte uns der freudige Ruf »hyvää Pääsiäistä«, fröhliche Ostern, geweckt, den die finnischen Offiziere der Befehlsstelle einander zuriefen. Major L. (den alle hier mit seinem Spitznamen Vippa nennen) war gekommen, uns die Glückwünsche zu überbringen und hatte zwei große Becher voll Cognac mitgebracht. Uns drehte sich der Kopf, als wir uns mit Hauptmann Leppo, Leutnant Svardström und Leutnant Kurjensaari auf den Weg nach Kuokkala machten, um »dem alten Repin fröhliche Ostern zu wünschen«. Graf Foxa ist ein Dichter von feinstem modernem Geschmack, ein Mann von Kultur; er wußte genau, was ich mit dem Satz »dem alten Repin fröhliche Ostern wünschen« sagen wollte.

So schritten wir längs des Meeres aus, am Rand der Gräben. Vor den im Schnee ausgehobenen Korschut rasierten sich die Soldaten, mit nacktem Oberkörper, vor ihren an Baumstämmen aufgehängten oder auf die Lafetten der Panzerabwehrgeschütze gestellten kleinen Spiegeln. Als wir vorübergingen, blickten sie mit eingeseiften Wangen zu uns her und sagten freundlich »hyvää Pääsiäistä!« Scha-

ren von Hunden mit zerzaustem grauen Fell, die Hunde der Sissit und der Kano- niere, liefen über das Eis längs der Drahtverhaue und bellten; schon drangen aus den Kaminen der Lottalat korinthische Säulen hellen Rauchs und verkündeten den Soldaten, daß der Tee bereit war. Es war Ostern, ein Ostern voll Sonne, ein glücklicher Tag. Und freudige Stimmung war in allen, die Sonne glitzerte auf dem Eispanzer, der das Meer bedeckte, auf den kupfernen Hülsen der Pak-Geschosse, auf den Läufen der Maschinengewehre. Ein fernes Brummen kam vom blanken blauen Himmel herab, die weißen Flocken der Fliegerabwehr zeichneten die Route von drei sowjetischen Maschinen mit silberhellen Tragflächen im Funkeln der Sonne. Jedes Gefühl von Gefahr, ja das Gefühl des Krieges, zerschmolz in der frischen Wärme dieser Frühlingssonne.

Nach eineinhalb Stunden Weges erreichten wir Kuokkala, den Lieblingsstrand der russischen Künstler der Generation Turgenjews, Tschaikowskijs, Tschechows, Andrejews. Man hatte mir gesagt, daß in Kuokkala, im Park seiner Villa, Repin begraben liegt, der größte russische Maler. Hauptmann Leppo, der Repin noch gekannt hatte, hatte mir versprochen, mich hinzuführen, um dem guten alten Ilja Efimowitsch »frohe Ostern zu wünschen«. Von Zeit zu Zeit ist es gut, ein Fenster in der glatten und kompakten Mauer des Krieges zu öffnen; und von dorthier die geheime Landschaft zu betrachten, die jeder von uns in sich trägt, eine reine und klare Welt. Auch wenn das Fenster auf ein Grab hinausführt, sich auf die Welt der Toten öffnet. In diesem harten, unerbittlichen sozialen Krieg schien mir eine Stunde mit Repin, mit dem großen Alten in seinem Grab, unter dem Feuer der Kanonen von Kronstadt, eine Pflicht zu sein, nicht nur gegenüber Repin, sondern mir selbst gegenüber.

Wenige Schritte abseits vom Meeresufer liegt mitten in einem dichten Park schwarzer Tannen, kupferfarbener Kiefern und weißer Birken Repins Villa: ein Holzbau, in jener seltsamen russischen Architektur der ersten Jahre dieses Jahr- hundert, die schon die Bühnenbilder von Bakst für Diaghilews Ballette ankün- digt; ein großes Haus, mit vorspringenden und zurücktretenden Teilen, mit Buch- ten und Kanten, mit breiten hufeisenförmigen Fenstern, mit aus dem Block der Gebäude gehöhlten Terrassen und oben auf dem Dach, anstelle der üblichen Kuppel, einer hohen Pyramide von Baumstämmen. Eine »orthodoxe« Architektur, möchte ich sagen, in dem Sinn, den die Russen dem Wort »pravaslavnaja« ge- ben. Es ist das Haus eines seltsamen und bizarren Geistes, das Haus eines Künstlers: doch eines russischen Künstlers, der eng mit seiner Zeit und mit dem Geschick seiner Generation verbunden ist. Auf der Fassade haben die Bolschewiki während der kurzen Besetzung Kuokkalas 1940-41 eine hölzerne Gedenktafel eingelassen, mit der eingebrannten Grabschrift: »In diesem Hause lebte Ilja Efimowitsch Repin, großer russischer Maler, geboren 1844, gestorben 1930«.

Wir treten ein. Und schon im Vestibül empfängt uns eine seltsame Landschaft, die ihre geheimen Perspektiven entfaltet, die Anmut ihrer launischen und liebenswürdigen Interieurs, ihrer geschnitzten Holzrahmen um Fenster und Türen, des großen weißen Kachelofens. Vom Vestibül gehen wir in ein von breiten Fenstern erhelltes Zimmer, wo uns feierlich und trist, unter einem Messingleuchter mit bemalter Porzellanlocke, ein Tisch mit riesigen, in Form von kralligen Löwenpfoten geschnitzten Füßen empfängt. An den Fenstern hängen noch die Vorhänge aus verblichenem und zerschlissem Leinen, am Boden liegen die staubigen Reste von zerfaserten und farblosen persischen Teppichen. In einer Ecke des Zimmers schläft ein Sessel mit runden Beinen, die in zierliche Menschenfüße auslaufen, sie erinnern an die Beine einer Frau. Merkwürdig ist der Eindruck, den diese bizarren Möbel auf mich machen, die schon so nahe den surrealistischen Möbeln Salvador Dalis sind, so nahe den Skulpturen Giacomettis, den plastischen Maschinen Archipenkos, den Tischen und Stühlen mit Frauenbeinen, den Lehnen mit geschnitzten Mädchenbrüsten, den Sesseln gleich sitzenden Mädchen, die die Interieurs Hugos für Cocteau's »Orpheus«, die Landschaften der surrealistischen Maler, die Photographien von Max Ernst bevölkern und nicht möblieren. Was der Surrealismus vom Geschmack des Fin de siècle - Europa der letzten Regierungsjahre der Königin Victoria übernommen hat, vom Geschmack des präziösen bürgerlichen Zeitalters der Fallières, D'Annunzio, Jean Lorrain, ist eine Erbschaft, die nicht einmal Salvador Dali verleugnen kann; es ist von eigenartigem Reiz, hier im Hause Repins, unter dem Donner der Kanonen von Kronstadt, in diesem Vorort Leningrads, die Vorfahren, die unmittelbaren Vorfahren der ausgeprägtest magischen und freudianischen surrealistischen Möbel zu entdecken. Ilja Efimowitsch Repin ist zweifellos bis heute der größte russische Maler. Im Vergleich zur Malerei des Westens hat die Kunst Repins sicherlich einen mehr kulturgeschichtlichen als künstlerischen Wert: doch ist es immerhin die Kunst der Zeitgenossen Tolstois, Dostojewskis, Mussorgskis, und sie besitzt den geheimen Sinn dieser Zeit, den Untergrund einer bitteren und grausamen Tristesse (auch in ihren am meisten pariserischen Tönen, in ihren Goya-Akzenten aus zweiter Hand, in ihrer mondänen Eleganz).

Ich entsinne mich, daß ich in Moskau und Leningrad vor seinen Bildern überrascht und nahezu bedrückt von seiner völligen Vertrautheit mit seiner Zeit, mit dem Schicksal seiner Generation, mit dem Geschick seines Volkes gestanden hatte. Mir war, als begriffe ich, daß in ihm die russische Tragödie im voraus beschlossen lag. Daß er in seiner Malerei, vielleicht mit zu großer Leichtigkeit, die vielschichtigsten und dramatischsten Probleme seiner Zeit und der Zukunft gelöst hatte. Eine Art Keyserling der Malerei sozusagen, eine Art Berdjajew.

Es mag sein, daß seine Größe, der reinste Klang seiner Natur und seiner Kunst, gerade in dieser seiner augenscheinlichen moralischen Leichtigkeit besteht. Und doch war die kommunistische Revolution vom Oktober 1917 und der Zusammen-

bruch des Zarenreiches und das große Elend seines Volkes auch für ihn wie für so viele andere, wie sogar für Leonid Andrejew, eine schmerzliche Überraschung, ein plötzliches Erwachen; es scheint, als habe bis dahin Repin nichts vom Geschick seiner Generation begriffen. Er floh aus Petersburg, kam hierher nach Kuokkala auf finnischem Boden, knapp zwei bis drei Kilometer von der neuen russischen Grenze entfernt, wohin sich zwei Monate früher Lenin geflüchtet hatte, um Kerenskis Polizei zu entgehen. Repin wollte nicht mehr zu seinem Volk zurück, wußte aber auch nicht, sich von ihm zu lösen. Hier ist er gestorben, hier in seinem hölzernen Haus; und jetzt schläft er im Schatten der Bäume seines Parks, unter dem Feuer der russischen Batterien der Insel Totleben. Wir betreten einen großen Saal, wir stehen vor einem hohen blinden Spiegel. Nichts ist eindrucksvoller als dieser tote heile Spiegel in dem großen eisigen Raum. Auf der beschlagenen und vor Alter runzligen Glasfläche sind von Repins eigener Hand einige zarte blasse Blumen in rosa, gelben, grünen, violetten Tönen gemalt. Diese Blumengespenster - natürlich denke ich an das »Gespenst der Rose« - haben in dieser Stunde, an diesem Ort, unter diesen Umständen eine außerordentliche Kraft magischer Beschwörung. Wer sich neben den Spiegel auf den breiten Diwan ohne Rückenlehne und ohne Armstützen setzt, der unter dem Spiegel neben der Treppe steht, erblickt in dem blind gewordenen Glas schräg hinter den bleichen, gespensterhaften Schatten der Blumen das Bild des Zimmers, seine rautenförmigen Perspektiven, die von der Decke hängende Petroleumlampe, den großen Kachelofen mit den grünen und blauen Emailleplatten, den von Repin ersonnenen und angefertigten Sakuski-Tisch (ein runder Tisch, mit einem Rad in der Mitte, das sich beim leisesten Anstoß zu drehen beginnt), die Möbel mit den kapriziösen Blumenvoluten, die verblichenen und zerfaserten Tapeten und draußen vor den Fenstern die Bäume des Parks, die gelben Flecke der Sonne auf der gleißenden weißen Schneefläche, den blassen Himmel aus bläulichem Papier und hinten im Zimmer, an einer im Halbdunkel liegenden Wand, wird er langsam, wie aus dem blauen Staub einer uralten Nacht heraus, den Kopf des Äsop erblicken, den Velasquez malte und der sich im Prado-Museum in Madrid befindet. Dann steigen wir über eine hölzerne Treppe in den oberen Stock hinauf und betreten Repins Atelier: in dem klaren kalten Zenitlicht, das von den Deckenfenstern herabtropft, zeigen sich mir, an der Mauer hängend, zwei Totenmasken aus Gips; in der einen erkenne ich die Maske Peters des Großen, seine Ochsenaugen, seinen arroganten Schnurrbart, seine schweren Lippen, seine vulgäre Nase, die harte eigensinnige Stirn. Wen die andere Maske darstellt, weiß ich nicht; ich würde mich wohl täuschen, wenn ich sagte, es sei die Maske Gogols. Hinter einem massigen Kachelofen, eingeklemmt zwischen dem Ofen und der Wand und halb versteckt, eine Gipsbüste. Es ist das Bildnis einer jungen Frau, von Paul Trubetzkoi. In den Puffärmeln, in der steilen Frisur, in der Geste der gegen die Wange gelehnten Hand, in der Bewegung der Schultern, in der freundlichen, kaum gerunzelten Stirn liegt die ganze Grazie des frühen Mailänder Trubetzkoi. Diese magische weibliche Prä-

senz in dem verödeten Haus hier am Steilhang des Krieges, wie auf einem Fensterbrett schwebend, berührt mich eigenartig. Es ist eine geheime Präsenz, das Bildnis einer Frau mit mysteriösem und unaussprechbarem Namen.

Ich bleibe einige Minuten allein im Atelier des Malers. In dem klaren und kalten Licht gehe ich mit langsamen Schritten auf und nieder, als hätte ich die Augen verbunden. Der Krieg klopft mit weichen Fingern an die Fensterscheiben, Es ist ein dumpfes Rollen, das Echo eines fernen Dröhnens. Gelassene Ordnung, präzise Harmonie lebt noch zwischen diesen kahlen Wänden; es ist das Bild, das der Geist eines großen Künstlers reflektiert, unverlöschliche Spur auf den Gegenständen, in der Landschaft der menschlichen Dinge. Von Zeit zu Zeit geben ein Klang, eine Stimme, ein Knirschen dieser toten Stille den Akzent des Lebendigen. Nach einiger Zeit verwirrt mich diese seltsame Stille, und bedrückt mich. Es ist ein Schweigen im Hinterhalt, fast drohend. Ich lehne die Stirn gegen eine Fensterscheibe, blicke hinüber zum Ufer von Kronstadt, das hoch und weiß wie die Klippen von Dover daliegt, die große grüne Kuppel der Kathedrale, die Öltanks, der Rauch, der über dem Arsenal aufsteigt. Dort ist Totleben, ganz nahe, etwas links von mir, mit den steilen, von den Scharten der Kasematten durchlöchernten Flanken. Dann und wann verdrängt ein kurzes Pfeifen, schneidend wie eine Rasierklinge, die Reflexe der Sonne auf dem Eispanzer des Meeres. Das Bersten der Explosion tief im Wald, hinter Kuokkala, gleitet weich, wie eine Welle, über die Stämme der Bäume. Auf der Straße gleiten Schlittenzüge und Trupps von Skijägern vorüber. Ein Stück Stuck löst sich vom Gesims des weißen Kachelofens. Es fällt mit einem dumpfen Laut auf den Holzfußboden. Repins Haus stirbt, Stück für Stück, nach und nach. Ich verlasse das Atelier fast fluchtartig, gehe auf die Terrasse, auf der Repin schlief. Sie ist das Schlafzimmer des Malers: eine offene Veranda, umgeben von einer Balustrade mit kleinen geschnitzten Holzsäulen. Repin hat in seinem ganzen Leben, in den sechsundachtzig Jahren seiner Existenz, nie in einem Zimmer geschlafen. Auch auf Reisen, in Paris, in Berlin, in Wien zog er sein Bett auf den Balkon. Im tiefsten russischen Winter, mit dreißig, vierzig Grad unter Null, streckte sich Repin im Freien auf seiner Lagerstatt aus: kein eigentliches Bett, sondern eine Art Diwan ohne Lehne. Er schlief sozusagen hingestreckt am Rande des Horizonts. Er hatte einen Horror vor dem Geschlossenen, Angst vor dem Gefängnis. Ein typisch russischer Horror. Das russische Volk ist wie ein Vogel, der seinen eigenen Käfig verschlungen hat. Sein typischer Drang zum Ausbrechen, sein Horror vor dem Geschlossenen ist nichts als die Umkehrung seiner Liebe zum Gefängnis: der Drang, das Gefängnis, das es in sich trägt, zu erbrechen, nicht der Drang, aus ihm auszubrechen. Dieser Gegensatz ist es, aus dem die russische Seele gebildet ist, die »schirokaja natura« der Russen.

Die Stimme Graf Foxas ruft mich aus dem Park. »Gehen wir, Repins Grab zu besuchen«, ruft er mir zu. Wir wandern zwischen den Bäumen und brechen bis zum Knie in den Schnee ein. Das Grab muß dort drüben sein, überragt von einem

großen kahlen Kreuz. Wir wandern vergebens umher, suchen im Gewirr des Parks. Schließlich in einer Lichtung, dort hinten, glaube ich, etwas wie einen Hügel zu entdecken. Das wird das Grab sein. Das Kreuz ist nicht mehr da. Die Bolschewisten haben das Kreuz fortgenommen und auf dem Erdhügel, nach ihrer Sitte, eine hölzerne Stele errichtet, auf der eingegraben Repins Name steht, sein Geburtsjahr: 1844, sein Todesjahr: 1930. Es ist, als sei er seit hundert Jahren tot. So fern ist diese Welt, so weit zurück liegt diese Zeit. Er war ein Zeitgenosse der großen russischen Geister des neunzehnten Jahrhunderts, er überlebte Tolstoi, Dostojewski, Turgenjew, Mussorgski. Er überlebte auch den Tod Repins, er überlebte sich selbst. Er starb im Exil, aber mehr im Exil von seiner Zeit, seiner Welt, als von seinem Volk. Sein wirkliches Grab ist nicht hier, zwischen den Bäumen des Parks, unter der von den Bolschewiki errichteten hölzernen Stele: Repin ist in dem Spiegel begraben, in jenem magischen, vor Alter erblindeten und runzligen Spiegel, unter den bleichen, gespensterhaften Schatten der Blumen, die er in jungen Jahren malte, unter den Geistern dieser jungen Blumen.

Wir neigen den Kopf vor diesem schneebedeckten Hügel, und ich sage zu Repin laut den Ostergruß der Russen: »Christös waskres«, Christus ist auferstanden. De Foxa antwortet leise: »Vaistinu waskres«, er ist wirklich auferstanden. Kanonendonner hallt von jenseits der Bäume, ein Maschinengewehr schnattert leise hinter den letzten Häusern von Kuokkala. Und doch gibt es keinen menschlichen Laut, der die Stille dieses Grabes brechen kann.

Wir gehen zurück, und ich betrete nochmals das verlassene Haus. Ich steige die Mäander der Treppen hinauf, öffne zehn, zwanzig Türen, verweile in dem kahlen Labyrinth von Zimmern und Korridoren. Der ganze Wahnsinn, die ganze Unge-
wißheit, die ganze Unruhe des russischen Geistes ist in diesem Haus, das wie eine »Boîte à Surprises« gebaut ist. Mir ist immer, jeden Augenblick, sooft ich eine Tür aufstoße, als werde irgendeine geheime Feder die Musik einer Spieluhr in Gang setzen. Es ist ein Haus, das anscheinend eigens für magische Beschwörungen, für unsichtbare Präsenzen, für die Gespenster der Dinge erbaut wurde.

Ich setze mich einen Augenblick auf den Diwan unter dem Spiegel: und zwischen Mauer und Diwan sehe ich auf dem Boden ein Häufchen kleiner Rollen aus einem schwarzen glänzenden Stoff. Es sind alte Photonegative. Ich wickle eine nach der anderen die kleinen staubigen Rollen auseinander. Und da steht Repin vor mir, lebendig, ich sehe ihn aus dem kurzen schwarzglänzenden Spiegel des Filmstreifens heraustreten. Hoch, mager, elegant. Da ist er in Petersburg, in Paris, in Kuokkala. Da ist er vor dem Trocadero. Da ist er in einem Park von LeNotre, neben einer griechischen Marmoramphore. Da ist er im Schlitten auf einer Straße in Kuokkala. Da auf der Schwelle seines Hauses. Und die graziöse Frauengestalt neben ihm ist sicher die teure Gefährtin seines Lebens, seines Exils. Diese Bilder einer toten Zeit, diese gespensterhaften Bilder verwirren mich tief, flößen mir eine Art

liebvoller Angst ein. Es ist, wie wenn Repin wirklich hier vor mir auferstehe. Seine bisher unsichtbare Gegenwart wird lebendig und konkret für meinen Blick, bekommt menschliche Form. Ich schließe die Augen, und höre im Hause Gehen. Es ist ein leichter, sanfter, fast luftiger Schritt, ein die Dinge Berühren wie um sie zu streicheln. So wandern die Toten durch die verlassenen Häuser.

27 Engel, Menschen und Tiere in den Wäldern am Ladoga

Im Wald von Raikkola, hinter Leningrad, April

Seit ich mich an diesen südlichen Gestaden des Ladogasees befinde, in der äußersten Nordostecke der Karelischen Landenge und damit am äußersten linken Flügel der Belagerungsfront, habe ich den Eindruck, daß wir hier sind, um den Verteidigern Leningrads in den Rücken zu fallen. Denn die äußerste Spitze der langen Stellungslinien, die von der gewaltigen Wasserfläche des Ladoga, des größten europäischen Sees (die Russen nennen ihn das »Kaspische Meer Europas«), bis Alexandrowka und Terijoki gegenüber Kronstadt herabreichen, ist sehr viel weiter als die übrige Front nach Osten vorgeschoben: man kann sagen, daß sie die belagerte Stadt von rückwärts umfaßt.

Die Gräben von Bielostrow, Alexandrowka und Terijoki liegen gegenüber den westlichen Leningrader Vorstädten, also dem sogenannten Stadtteil der Inseln, der russisch Ostrowo heißt, dem Stadtteil Kyrow, der Spitze des Stadtteils Petrowski (der zum ältesten Kern der Gründung Peters des Großen gehört), den Stadtteilen der Dekabristen und Wassiliostrowski, schließlich dem Hafen von Leningrad, an der Mündung der Bolschaja Neva, die der größte und südlichste der drei Arme des großen Stromes ist. Hier aber, in den Gräben am Ladoga und im Wald von Raikkola, befinden wir uns gegenüber der Vorstadt Wiborgski, und dem ausgedehnten Gebiet des »schwankenden Bodens«, das vom östlichen Vorort Krasnogwardejski, also der roten Garden, von Piscarewka und von Ribalskaja an den Ufern der Bolschaja Octa, von Pargolowo und von Schuwalowo an sich unmerklich in den Wäldern und Sümpfen verliert, die auf dieser Seite die Stadt umgeben.

Während in den Industrievorstädten im Südwesten mit den größten Stahlwerken des ganzen Leningrader Bezirks, die zu den wichtigsten der Sowjetunion gehören, die Arbeitermassen leben, sind die nördlichen Vororte von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, wohl der ärmsten der Stadt, vorwiegend Tagelöhner, Kleingärtner, Fischer, Handwerker. Ich kenne diese nördlichen Vororte, da ich wiederholt dorthin kam, als ich die ersten Kapitel meiner »Technik des Staatsstreichs« schrieb und mir Notizen für mein Lenin-Buch machte.

Das kleine Haus im Vorort Wiborgski, in dem sich Lenin einige Tage im Oktober 1917, am Vorabend des kommunistischen Aufstandes, versteckt hielt (Lenin war kurz zuvor aus Finnland, aus Kuokkala und Rasliw, zurückgekommen, wo er zusammen mit Sinowiew nach der Verhaftung Trotzki's und der anderen Führer des fehlgeschlagenen Aufstandsversuchs vom Juli die Sommermonate in einer Hütte im Wald nahe dem Ufer des kleinen Sees von Rasliw verbracht hatte), ist ein bescheidener Bau aus Holz und grauen Ziegeln, ein kleines Arbeiterhaus, umgeben von einem mit Unkraut überwucherten schmalen Garten. Ein paar Räume, armselig, öd und kahl. Ich entsinne mich, daß eben in diesem Haus ich zum erstenmal an der Wand in einem rohen hölzernen Rahmen eine eindrucksvolle Photographie Lenins als Metallarbeiter verkleidet sah (die dann in meinem Buch »Bonhomme Lenin« reproduziert wurde): Lenin ohne Schnurrbart und Backenbart, eine lederne Schirmmütze in die Stirn gedrückt, im Hemd ohne Kragen und in gestopfter Joppe. In dieser seltsamen Verkleidung, die im Smolny-Institut am Abend des 25. Oktober 1917, dem Abend des Aufstandes, Trotzki zum Lachen brachte und Dan und Skobelew erleichen ließ, gelang es Lenin, sich Kerenskis Polizei, die ihn suchte, zu entziehen und ungestört in seinem Unterschlupf in der Vorstadt Wiborgski zu bleiben, wo er seine berühmten »Punkte« über die bevorstehende Revolution niederschrieb. An all dies dachte ich vor zwei Tagen, als ich von der Front bei Terijoki, also von der Küste des Finnischen Meerbusens, quer durch die Karelische Landenge zur Front von Raikkola an den Ufern des Ladoga fuhr. Ich durchquerte den endlosen Wald der Zone von Tappari, die vom Fluß Vuoksen über die Gehölze von Raikkola hinabreicht bis zu den sumpfigen Forsten bei Lumisuo. Es ist eine wilde und unwegsame Gegend, von unsagbarer Feierlichkeit, Trostlosigkeit und Strenge. Es schneite, und die Bäume seitlich der Straße waren wie die beiden hohen Mauern eines Korridors in einem Gefängnis. Scharen von Raben flogen krächzend niedrig über die Wipfel der Tannen und arktischen Kiefern, deren Stämme von kupferfarbenen Schuppen bedeckt sind. Riesige Blöcke roten Granits, der berühmte Granit Kareliens, blitzten da und dort im Dickicht des Waldes: es war wirklich, als gingen Blitze von ihnen aus, vom weißen und schwarzen Grund des Schnees und des Waldes. Zum erstenmal in meinem Leben und sehr viel stärker als in den Dschungeln des Dschimma in Äthiopien empfand ich den ganzen Schrecken des Waldes. Wie anders ist diese Ladoga-Front im Vergleich zur Front von Alexandrowka und Terijoki! In den Gräben von Alexandrowka und Terijoki spürt man bereits die Vororte der Weltstadt: Häuser, Villen, Straßen, die Zäune, die die Gärten der Villen umgeben, Telegraphenmasten, hellblau lackierte Briefkästen, Ladenschilder, ja die Luft selbst sind imprägniert vom Geruch des Rauchs, von Gas, Kohle, Asphalt, sie haben bereits die Farbe der Stadt, vermitteln bereits die typische Atmosphäre der Peripherie einer Weltstadt. Es ist ein menschlicher Geruch, den man in Kuokkala spürt, in Alexandrowka, in Bielostrow.

Hier an der Front am Ladoga ist alles anders. Die Präsenz Leningrads spürt man nicht, man ahnt sie höchstens: dem Blick verborgen durch die unendlichen Wälder Kareliens, die bis an die Vororte im Nordwesten der riesigen Stadt heranreichen. Und doch ist es eine lebendige Gegenwart: eine stumme Gegenwart im Hinterhalt zwischen der hohen kompakten Mauer des Waldes. Fast ist es, als spüre man den keuchenden Atem der im Todeskampf liegenden Stadt. Doch der Protagonist dieser Front ist der Wald: er beherrscht, verschlingt, zerpreßt alles und jedes, übermächtig und wild; und hier ist der Geruch des Menschen überwältigt von dem starken, beizenden und doch milden, mageren und eisigen Geruch des Laubes, des unentwirrbaren Geflechts der Äste, der Kolonnaden von schwarzen, weißen und roten Stämmen. Schon in der Nähe des Vuoksen hatte der harte und heftige Atem des unendlichen Waldes von Raikkola, der mir unter den niedrighängenden Wolken entgegenkam (indes der Sturm am Horizont Schneewirbel in die Höhe zog), mich mit Schrecken erfüllt. Es war ein düsterer Gruß, eine drohende Ankündigung. Ich fühlte mich wie verloren, von Entmutigung ergriffen, deren Grund ich mir anfangs nicht zu erklären vermochte. Und plötzlich waren da, um mich aus meiner Verwirrung zurückzuholen, drei Sowjetflugzeuge, die ein Loch in das niedrige Dach der dichten grauen Wolken bohrten und zu meiner Rechten auftauchten, fast schon hinter mir, in Richtung des Dorfes Sakkola. Ihr metallisches Brummen, die unheimlichen silbrigen Reflexe ihrer Aluminiumflügel gaben mir unversehens den Sinn für die Wirklichkeit zurück, Maß und Gewicht meiner menschlichen Grenzen, wie ein unerwartetes und gewaltsames Zeugnis des Menschseins. Gegen die feindliche Kraft der Natur, gegen Gewalt und Grausamkeit, die der Wald weit stärker als Meer und Hochgebirge in beklemmender Intensität ausspricht, haben Menschen, auch wenn sie einander Feind sind, keine andere Hilfe, keine andere Beruhigung, keine andere Gewißheit als das Bewußtsein gemeinsamen Menschseins. Eine schmerzhaft Illusion bisweilen. Und es war wirklich ein Hinterhalt, eine Täuschung meiner Verlorenheit: denn als ich einige Stunden später den unendlichen Wald betrat, mußte ich mir klarmachen, daß nichts die Menschen so sehr einander zu Feinden macht, nichts so sehr den einen gegen den anderen aufbringt und sie gegeneinander schleudert, nichts sie so hart und unerbittlich macht wie diese übermenschliche Gewalt des Waldes. Der Mensch findet im Wald seine Urinstinkte wieder. Seine tiefsten raubtierhaften Regungen drängen an die Oberfläche, zerbrechen das feine Netz der Nerven, scheinen außerhalb des Lacks der Formen, der Sitten, der Vorurteile, in ihrer prachtvollen und trostlosen Jungfräulichkeit. Das unvermittelte Auftauchen der russischen Flugzeuge (das weiche, hohe Brummen in der harten Landschaft, diese Stimme in der Wüste) ließ mich instinktiv mit dem Herzen und mit den Augen um mich her nach irgendeinem Zeichen des Menschen suchen, nach all jenen menschlichen Zeichen, jenen Bildern des menschlichen Lebens, die meiner innerlichen Verlorenheit eine Grenze, ein Ziel zu setzen vermöchten. Das erste menschliche Bild, das mir aus dem eiskalten, nackten Urgrund dieser essentiellen

Landschaft entgegenkam, war eine ungewöhnliche Erscheinung. Zwei Dämonen auf der Lauer, fast zwei »schwarze Engel«, die vom dunkelblauen Fensterbrett des göttlichen Zorns herabgestürzt waren, zwei elende und erbarmungswürdige Luzifers. Die Reste zweier russischer Fallschirmjäger, die zwischen den Ästen der Tannen dort hingen, in geringer Entfernung voneinander. Ein Trupp finnischer Soldaten kam mit Leitern und Werkzeugen, um sie dort oben abzuhaken und dann zu begraben. Die beiden armseligen Körper waren wie zwei an den Bäumen hängende Säcke. Die Erscheinung hatte jedoch nichts Makabres an sich. Den Körper ahnte man mehr als daß man ihn sah, zwischen den klaffenden Rissen der schweren Fliegeruniform, einer gepolsterten, im Kreuzstich genähten Kombination, etwas wie eine dichte Decke, nach der menschlichen Gestalt zugeschnitten. Aus den Rissen dieser gepolsterten Decke, die an den Anzug von Cricket-Spielern erinnert, schaute nicht etwa die tabakbraune Sowjetuniform hervor, sondern die an mehreren Stellen zerfetzte stahlgraue Uniform der Finnen. In diesen unförmigen Säcken die willenlosen Körper, mit pendelnden Armen, hintenüberhängendem Kopf. Ein kaltes, eisiges Antlitz, von jener fahlen Farbe, die die Gesichter Erfrorener bekommen. Dort oben hingen sie: das Blei der finnischen Sissit, die Tag und Nacht die Wälder auf der Jagd nach Fallschirmspringern durchstreifen, hatte sie noch halb in der Luft, während sie vom Himmel herabsanken, ausgelöscht. Beinahe jeden Tag setzen russische Flugzeuge hinter den feindlichen Linien Trupps von Fallschirmjägern ab, meistens in finnischer Uniform um den Gegner zu täuschen. Es war nichts Abstoßendes, wiederhole ich, an dieser Erscheinung; es war wie eine jener Szenen, die unsere Primitiven malten, auf denen das Gefühl des heiligen Schreckens die Darstellungen von »schwarzen Engeln«, von Dämonen begleitet. Und es war wirklich ein heiliger Schrecken was ich empfand; wie wenn vor meinem Blick das Zeugnis vom Zorne Gottes erschien, der letzte Akt einer Tragödie in einem übermenschlichen, überirdischen Reich, der Epilog einer Sünde des Stolzes, eines Verrats, eines Aufstands »schwarzer Engel«. Ich glaube nicht, daß William Blake in seinen Visionen der Hölle jemals etwas so grandios Schreckliches, so rein Biblisches erblickt hat; auch nicht als er seine zwischen den Ästen eines Baumes hockenden Engel zeichnete, wie auf jener Skizze für die Hochzeit des Himmels und der Hölle, die sich in der Tate-Gallery in London befindet.

Einem der beiden elenden Körper war ein Schuh abgefallen, der zu Füßen des Baumes im Schnee lag. Es war etwas außerordentlich Lebendiges, Wirkliches, dieser einsame Schuh zu Füßen des Baumes, dieser leere Schuh, aus hartem, gefrorenem Leder, dieser triste, verirrte, erschrockene Schuh, der nicht mehr gehen konnte, der nicht entfliehen konnte. Ein Schuh - möchte ich wie Poe sagen -, der »nach oben schaut«, mit einem ängstlichen Ausdruck, mit etwas Animalischem. Wie ein Hund, der seinen Herrn anschaut, um Hilfe oder Rettung zu erflehen.

Ich ging zu den beiden Bäumen hinüber. Die »gefallenen Engel« hingen zu hoch über der Erde, als daß ich sie berühren konnte. Einer der beiden hielt in seiner Faust etwas Glänzendes. Eine große Pistole, eine Nagan, die berühmte Pistole der Sowjets. Ringsum auf dem Schnee lagen einige Patronenhülsen verstreut. Er war schießend vom Himmel herabgefahren: er stieß wilde Schreie aus, wie mir die Soldaten erzählten. An der Spitze der beiden Tannen umhüllten die weißen Fallschirmstreifen die mächtigen Äste wie zwei riesige tote Flügel. Ein Eichhörnchen sprang über den Schnee, wenige Schritte vor mir, und schaute mich aus seinen kleinen glänzenden Augen an. Die Raben strichen krächzend über die Wipfel der Tannen, dann und wann hörte man einen dumpfen Laut. Es war hartes Schweigen um uns, kalt und durchsichtig wie ein Kristallblock. Die Soldaten hatten inzwischen an die beiden Bäume Leitern angelegt und stiegen hinauf. Eine düstere und erbarmungsvolle Kreuzabnahme. Je weiter ich auf meinem Weg zum Ufer des Vuoksen vorankomme, desto häufiger und deutlicher werden menschliche Zeichen in der riesigen, undurchdringlichen Gewalt des Waldes. Es sind die Zeichen der Schlacht, die seit Monaten und Monaten in diesen tiefen Wäldern erbittert gewütet hat: Waffen, zerbrochene Gewehre, russische Tatarenmützen, silbergraue finnische Lammfellmützen, Geschoßhülsen, Ladestreifen, Rollen von Stacheldraht, alles Zeichen des Menschen, die glänzenden, jammervollen Zeichen des Menschen. Bis ich schließlich den Fluß erreiche. Der Wald macht hier eine Art Pause, zeigt eine Art Reue: fügsam läßt er sich öffnen vom Fluß, der eine breite Niederung durchströmt, mit flachen Ufern. Aber dort drüben, auf dem anderen Ufer, beginnt der Wald aufs neue, härter, dichter, gewaltsamer. Das Knattern der Maschinengewehre meldet sich von ferne, das »ta-pum« der Gewehre, der dumpfe Hall der Explosionen zwischen den Bäumen. Und im Hintergrund dieser Landschaft von Klängen und Farben, in einem Spalt des Waldes, blitzt etwas Blaues, etwas Leuchtendes, wie das Zittern einer unwirklichen Meeresküste: der Ladoga, die endlos sich dehrende vereiste Fläche des Ladoga.

Obwohl Leningrad nur wenige Kilometer von hier liegt, scheint der Krieg in diesen Wäldern seinen politischen und sozialen Charakter einzubüßen. Er erscheint mir wie befreit von der Gewalt der »Arbeitermoral« der Sowjets; doch bedrückt von einer noch härteren Gewalt, der Gewalt des ursprünglichen Raubtiercharakters der Natur und des Menschen. Er bekommt einen konkreteren, einfacheren (und deshalb furchtbareren) Charakter ohne ideologischen oder moralischen Überbau. Es ist der Krieg in seiner absolutesten Form. Ganz Instinkt, ganz Physis, ganz Raubtier. Die sowjetischen Abteilungen, die diesen Frontabschnitt verteidigen, sind keine Arbeitersturmbriaden wie an der Front von Alexandrowka oder Bielowostrow. Es sind Abteilungen aus Nordrußland, Sibirier aus der Taiga, Soldaten aus dem Ural, Menschen, die in den Wäldern geboren und groß geworden sind. Und die Finnen, die ihnen gegenüberstehen, sind ebenfalls Menschen, die in den Wäldern geboren und groß geworden sind. Waldhüter, Bauern, Hirten. Menschen, die einen wie die anderen, im einfachsten und schlichtesten Sinn des Wortes.

Doch ohne die Tapferkeit der russischen Soldaten herabsetzen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß im Waldkrieg die Russen den Finnen eindeutig unterlegen sind. Nicht an Mut, nicht an Opfersinn, nicht einmal in den elementaren menschlichen Eigenschaften. Wohl aber durch ihren geringeren individuellen Spürsinn, durch ihre geringere technische Leistungsfähigkeit.

Im Krieg in den Wäldern, wo außer dem Instinkt äußerste Entschlußkraft und Initiativkraft notwendig sind, hat der Finne immer die Oberhand über die langsameren, unsicheren, trägeren und, was am meisten zählt, zahlenmäßig überlegenen Gegner, denn eben dies, daß sie zahlenmäßig stärker sind, ist im Wald eine schwere Behinderung. Die russischen Spähtrupps bestehen aus dreißig, fünfzig, manchmal hundert Mann. Die finnischen sind kleine sehr bewegliche, äußerst schnelle Zehnergruppen. Die finnischen Sissit auf ihren Skiern stoßen von allen Seiten her auf den Gegner herab, schließen ihn ein, vernichten ihn mit dem präzisen Feuer ihrer Maschinenpistole. Die Russen, ohne Skier, ohne Rackets, marschieren zu Fuß, bis zum Bauch in den Schnee einbrechend. Sie schlagen sich verzweifelt, aber sie unterliegen. Meiner Meinung nach rührt diese Überlegenheit des Finnen nicht nur von einem schärferen Sinn für den Wald, von einem stärkeren Instinkt, von einer empfindlicheren, fast tierhaften Spürkraft her, sondern aus dem Umstand, daß jeder Finne - Waldhüter, Bauer, Fischer, Rentierhirt - gegenüber dem Gegner durch den hohen Grad technischer Entwicklung unterstützt wird, der in Finnland erreicht ist, wo die herrschende Moral eine »Arbeitermoral« ist, die sozial fortgeschrittener ist als die russische, individueller, differenzierter, deutlich stärker von Technik und Technisierung bestimmt.

Man muß außerdem bedenken, daß trotz der wichtigen Industrialisierung der Landwirtschaft, ja des ganzen sowjetischen Lebens, trotz Piatiletka und Stachanowismus in den Kolchosen, in den Bergwerken, in den Sägereien, in den »Fischereitrusts« usw. unbestreitbar ist, daß die Auswirkungen dieser Industrialisierung noch nicht in die äußersten Nordgebiete des europäischen und asiatischen Rußland vorgedrungen sind, also in jene Gebiete, aus denen die russischen Truppen an diesem Frontabschnitt stammen.

In diesem Sinn darf man sagen, daß der Finne ganz allgemein, wie auch der Schwede oder Norweger, Waldhüter, Bauer, Hirt, Fischer und zugleich Arbeiter ist. Seine Moral ist eine »Arbeitermoral«, keine Bauernmoral: er hat schnelle Entschlußkraft und Initiativkraft, individuelles Empfinden und so weiter. Gaben, die Arbeiter unbestreitbar in höherem Maße besitzen als Bauern; das gilt für alle Länder der Welt. Die finnische Überlegenheit über den Russen liegt nicht nur im Instinkt, sie liegt in der Moral. Es ist selbstverständlich, daß ich unter Moral nicht verstehe, was sich auf Sitten oder den Sinn für Gut und Böse bezieht, sondern das, was Moral in sozialer und technischer Beziehung bedeutet, nicht in rein menschlicher Beziehung.

Der Mensch, das sagte ich schon, zeigt sich hier in seiner absolutesten Form, in der Essenz seines Wesens. Der Mensch im Walde ist Ur-Mensch: seine Kraft liegt ganz in seiner Rückkehr zum Instinkt, in seiner Hingabe an die dunkle Kraft dieser unerforschten Wildnis, die tief im Inneren des Menschengeschlechts rauscht. Schon seine außerordentliche Lebenskraft würde uns überzeugen, daß die Einfachheit des natürlichen Menschen in ihm eines ist mit einem fast unnatürlichen Abstand zur Körperwelt. Er ist wie ein Steinblock, wie ein Baumstamm; er ist unempfindlich gegen schwere Arbeit, gegen Entbehrungen, gegen Wunden, gegen leiblichen Schmerz. Er nimmt den Tod hin mit einer Leichtigkeit, die überrascht, die fast entsetzt.

Oberst Merikallio, der den Abschnitt Raikkola befehligt, erzählt mir von seinen Männern mit jenem liebevollen Verständnis, das aus dem gemeinsamen Leben und aus der gemeinsamen Unkompliziertheit entsteht, mit der alle, Soldaten und Offiziere, den Krieg im Walde und den Tod im Walde auf sich nehmen. Oberst Merikallio ist ein Mann von zweiundvierzig Jahren, mit jugendlichem Gesicht, mit tiefliegenden, hellen Augen: er spricht, lacht, bewegt sich mit trockener, unschuldiger Eleganz. Er ist ein Mann aus dem Norden, er stammt aus Oulu in Ostbottnien. Wir sitzen in seinem Korsu mitten im Wald, in der Nähe eines zerstörten Dorfes. Von außen herein dringen die ruhigen Stimmen der Soldaten, das Gleiten der Skier über den Schnee, der trockene Klang eines Beils gegen einen Baumstamm, das Knirschen eines Schlittens.

Die Sonne sinkt bereits, der blaue Widerschein des Ladoga verlischt nach und nach am Himmel, der glänzend ist wie ein Eisgewölbe. Wir stehen unter der Tür des Korsu. Hundert Schritt vor uns liegen die Ställe. Man hört das leise Wiehern der Pferde, die auf ihren Zellulosebrei warten. Mangels Frischfutter fressen die finnischen Pferde Zellulose. An einem rohen Tisch sind vier Lotta dabei, mit ihren haarscharfen Puukkos einige große Fische auszunehmen, die die Sissit in den ins Eis des Sees gehackten Löchern gefangen haben. Der kräftige Geruch des Fisches dringt mit dem leichten Wehen des Windes vom Walde her zu uns herüber. Eine Gruppe Soldaten steht vor einer niedrigen Baracke. Es ist das Krankenrevier. »Was gibt's?« fragt Oberst Merikallio einen Kanonier. »Wahrscheinlich ein Verwundeter«, antwortet der Kanonier. Wir gehen zum Revier hinüber. Eine Lotta-Krankenpflegerin, ein blondes Mädchen mit schönem, schüchternem Lächeln, reicht einem Soldaten ein Glas Cognac. »Sehen Sie diesen Mann«, sagt Oberst Merikallio zu mir und drückt mir den Arm.

Es ist ein groß gewachsener, kräftiger, brauner, sehr bleicher Junge. Er steht mit bloßem Kopf da, hat einen roten Fleck mitten auf der Stirn. Ein kleiner roter Fleck etwas oberhalb des Schnittpunktes der Augenbrauen. Der Soldat nimmt das Glas mit ruhiger Hand, führt es an die Lippen, leert es in einem Zuge. Er lächelt. Als er sich umwendet, um der Lotta das Glas zurückzugeben, sehen wir seinen Hin-

terkopf. Er hat ein Loch mitten auf dem Nacken, aus dem langsam ein Streifen Blut herabrinnt. Es ist die Austrittsöffnung eines Durchschusses. Das Geschoß hat den Schädel durchschlagen, irgendwie ohne ein Lebenszentrum zu verletzen. Der Verwundete spricht, lacht, er ist zu Fuß vom vorgeschobenen Posten bis zum Verbandsplatz gekommen, quer durch den Wald. Jemand reicht ihm eine Zigarette. Der Verwundete nimmt sie, er tut mehrere Züge, ich habe fast Angst zu sehen, wie der Rauch aus dem Loch mitten auf der Stirn herausquillt. Nur widerstrebend erzähle ich einen solchen Vorgang: der Leser ist mißtrauisch, voll Argwohn gegen solche außergewöhnlichen Dinge. Aber dies ist ein wahres Vorkommnis. Und ich kann nichts anderes tun, als hier hinzuzufügen: der Verwundete heißt Linnala Putteli Johannes Pentti. Der Familienname ist Pentti. Dort steht er vor der Tür der Verbandsbaracke, er lacht und spricht als wäre nichts geschehen. Er sagt: »Ich spürte einen starken Schlag mitten vor die Stirn, wie einen Stein. Plötzlich saß ich am Boden.« Alle um ihn her lachen. Er ist bleich wie eine Marmorstatue. Das ist nicht bloß ein Mensch: es ist ein Stein, eine Pflanze, ein Baum. »So sind sie alle«, sagt der Oberst lächelnd, »sie gehören zum Wald, sie sind wirklich wie ein Stück Wald.« Wir gehen den schmalen Pfad weiter durch das Dickicht der Bäume. Die Feldgeschütze sind im Wald verteilt, sie stehen unter Schutzdächern aus unbehauenen Zweigen. Der Wald rings umher ist voller Klänge, schwacher Stimmen, kaum wahrnehmbarem Knacken und Knirschen. Oberst Merikallio erzählt mir, daß die finnischen Stoßtrupps die Verbindung untereinander mit Hilfe von Lauten, die der Natur abgelauscht sind: Vogelschreie, das Geräusch von Eichhörnchen im Laub, oft der Ruf des Kuckucks, des heiligen Vogels Kareliens. Die Sissit halten beim Gehen einen trockenen Ast in der Hand, von dem sie immer mit den Fingern ein Stück abbrechen und dabei das Geräusch künstlich regulieren und modulieren. Die Sissit des benachbarten Trupps entziffern das Knacken des zerbrochenen Astes, sie antworten, sie sprechen miteinander mit Hilfe dieser Stimme der Natur. Um einem fernen Spähtrupp eine Gefahr zu melden, klettert ein Sissi den Stamm einer Birke hinauf und bewegt sanft den Wipfel, als wäre es ein Eichhörnchen. Der Wipfel einer anderen Birke antwortete von ferne.

Geschützdonner von den Ufern des Ladoga. Das Krachen der Explosionen verbreitet sich von Stamm zu Stamm, wie ein Schlagen von Flügeln, ein Zittern von Zweigen, ein Beben von Laub. Und hoch über diesem lebendigen Schweigen, das das einsame »ta-pum«, das ferne Rollen der Geschütze mit einer lässigen Selbstverständlichkeit unterstreichen, erhebt sich eindringlich, monoton und glockenrein der Ruf des Kuckucks, ein Rufen, das nach und nach etwas Menschliches bekommt. Kuckuck, Kuckuck, immer wieder dies Kuckuck. Oberst Merikallio beginnt das »Reppurin laulu« zu summen, das Lied der karelischen Waldhüter:

*Stell' mie mierolaisna lauloin
kun ees oll' mieron piha
Karjalan maill Kuldakäköset kukkuu.*

Ein kalter Schauer läuft mir durchs Gebein. Es ist keine Angst, es ist etwas Tieferes, etwas Geheimnisvolleres: Das Entsetzen im Walde, vor der undurchdringlichen Kraft und Gewalt des Waldes.

28 Zum »toten Mann« im endlosen Wald

Im Wald bei Lumisuo, hinter Leningrad, April

Vor einigen Jahren saß ich in einem Orchesterfauteuil im Bolschoi-Theater in Moskau, der einstigen Kaiserlichen Oper und größtem Theater der Sowjetunion, und sah die Aufführung eines berühmten Balletts, »Krasnij mak«, »Roter Mohn«, das damals die Arbeitermassen der russischen Kapitale in Begeisterung versetzte. Die Handlung des Balletts spielt während der ersten kommunistischen Revolution in China, jener die von Tschiang Kai-schek und dem Sowjetkommissar Karakhan, dem roten Diktator Chinas, geführt wurde. Ich saß neben dem Schriftsteller Bulgakow, dem Verfasser des Schauspiels »Der Alltag der Familie Turbin«. An einer bestimmten Stelle strömt eine Masse rotgekleideter Tänzer auf die Bühne, die die chinesischen Kommunisten symbolisieren, und eine große Schar von Tänzern in gelben Gewändern, die die gegenrevolutionären Kräfte darstellen. Die Schlacht zwischen den beiden Blumenheeren, dem Heer der roten Mohnblumen und dem Heer der Lotosblumen, steigert sich zu äußerster Heftigkeit, sie gehorcht einer choreographischen Architektur, die reich ist an Voluten, Bogen, Spiralen, und außerordentliche, überraschende Wirkungen hervorbringt. Die raffinierte Kunst der Ballettschule des einstigen Kaiserlichen Theaters, die von der Sowjetregierung wiedereingerichtet worden war, die gigantische Choreographie - schätzungsweise waren auf dem Höhepunkt der Schlacht an die zwölfhundert Tänzer beteiligt -, diese ganze zauberhafte, absurde und doch kindliche symbolische Phantasie, das blitzschnelle, leichte Gleiten der Füße, die Tausende bald sich öffnender und bald sich schließender Arme, die abrupten Wendungen und Drehungen der über tausend Tänzer schufen in dem Riesenraum des Theaters, in dem das zahllose, zumeist aus Arbeitern bestehende Publikum in gedrängtem Schweigen saß, eine einzigartige, von beklommener Erwartung gesättigte Atmosphäre.

Die Zuschauer Masse saß da, mit starr auf die Szene gerichteten Augen, die Hände um die Armstützen der Sessel geklammert, die Körper gespannt nach vorn gebeugt, in fiebernder Erwartung. Der langsame, schwere Duft des Mohns schien

den Saal zu füllen, auf die Menschenmenge herabzutropfen, sie in die laue, dicke Woge einer seltsamen Opiumschrägigkeit einzuhüllen. Geblendet durch den Kontrast von Rot und Gelb sahen die Augen in einem riesigen Lichtrad Blütenblätter, Stempel, Blattkronen wirbeln, Blumen und Blumen, Blumen aus Fleisch. Und aus dieser Opiumschrägigkeit entstand eine Art Bangen, ein echtes und wirkliches ängstliches Erwarten.

Dann plötzlich zerplatzte die Musik in lautem Aufschrei und schwieg, der Wirbel der Mohn- und Lotosblumen kam mit einem Ruck zum Stehen, und unter dem bebenden Flügel der Blütenblätter, vom keuchenden Atem der Tänzer bewegt, erschienen Hunderte und aber Hunderte menschlicher Gesichter, noch zuckend unter der Anstrengungen des Tanzes. Es war wie eine Befreiung. Die Zuschauer-masse verharrte einige Augenblicke lang wie niedergestreckt in tiefem Schweigen. Eine junge Arbeiterin, die vor mir saß, rief mit einem Seufzer der Erleichterung: »Ah, ja dumala, shto eto prawda byli zvety«, oh, ich dachte, es wären wirklich lauter Blumen! Dann folgte rasender Beifall, ohne Ende, ein Sturm frenetischer Schreie.

An dies Erlebnis dachte ich gestern, als ich mit einer Gruppe von Offizieren und Soldaten unterwegs war zu den vordersten Stellungen im Wald von Lumisuo. Denn unvermittelt machte der Sissi an der Spitze halt, verharrte lauschend, wir alle blieben stehen und lauschten, mit gespanntem Ohr, den Blick ins Waldesdickicht geböhrt.

Der Wald um uns her hatte sich nach und nach belebt, sich mit seltsamen Geräuschen, eigenartigen, geheimnisvollen Klängen erfüllt. Es war, als ob die Bäume sich bewegten, auf Zehenspitzen über den Schnee liefen. Man bemerkte ringsum ein Rascheln, ein Knistern, ein ganz leichtes Säuseln, etwas wie Atem, wie wenn nicht einer sondern hundert, nicht tausend sondern hunderttausend Zweige und Äste mit einem trockenen kaum wahrnehmbaren Knacken da und dort im Dickicht des Waldes brächen. Es war das gleiche geheimnisvolle Geräusch, das eine Menschenmenge machen würde, die schweigend einen großen Wald durchstreift. Wir waren stehen geblieben und hielten den Atem an. Und plötzlich tauchte zu unserer Rechten, zwischen den Baumstämmen, ein Spähtrupp finnischer Aufklärer, Sissit, auf. Behutsam glitten sie über den Schnee, die weißen Tarnblusen verschwanden und erschienen wieder zwischen den Tannen gleich durchsichtigen Schatten. Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und rief: »Ah, ich dachte wahrhaftig, daß die Bäume marschieren!« Wir lachten; der Seufzer, das Lachen lösten meine Beklommenheit. Denn die Reglosigkeit und das Schweigen des Waldes haben tausend Stimmen, enthüllen das dicke Gewebe einer fortgesetzten, aus tausend plötzlichen Einzelbewegungen bestehenden Gesamtbewegung. Der Wald ist ein lebendiges Tier, ein riesiges auf der Lauer liegendes Raubtier. Und die Angst, die der Wald jedem, der nicht mit seinem Wesen vertraut ist, einflößt,

entstammt eben diesem instinktiven Hinüberwechseln vom bloß Vorgestellten ins Wirkliche, diesem »Glauben« und diesem »Fühlen«, daß die Bäume wirklich sich fortbewegen, daß sie Mäuler, Augen und Arme haben, um zu heulen, zu spähen und zuzupacken.

Kurz darauf erreichten wir einen kleinen Lagerplatz. Zwei Zelte erhoben sich seitwärts des Weges, neben einigen russischen Soldatengräbern. Das waren die Überreste eines Stoßtrupps von zwanzig Mann, die am Tage zuvor durch die finnischen Stellungen gesickert und bis hierher gelangt waren um zu sterben. Einfache, noch frische Gräber, über jedem eine kleine Latte in den Schnee gesteckt, und über die Latte ein sowjetischer Filzhelm gestülpt, ein tatarischer Dreispitz. Ins Holz eingeritzt die Namen der Gefallenen, und die Namen der finnischen Soldaten, die sie getötet hatten. Im Innern des Zeltes, das ich betrat, kauerten einige halbnackte Soldaten um den primitiven Ofen, wie er sich in jedem Korsu und in jedem dieser Teltat befindet. Heller Rauch und der angenehme Duft von Birkenholz erfüllte das Zelt. Es war heiß. Bei unserem Erscheinen sagten die Soldaten »hyvää päivää«, guten Tag, betrachteten uns eingehend, ohne weiter ein Wort zu sprechen. (Im Wald spricht niemand. Man hat nichts zu sprechen. Die Menschen im Wald sind Steine, Büsche, Tiere: nicht nur Menschen.) Sie musterten uns, betrachteten voll Neugier meine Uniform, meine Alpini-Mütze; doch ohne ein Wort zu sagen, als wären sie stumme Statuen aus Granit oder Holz. Sie waren eben erst auf Posten abgelöst worden. Müde und fast nackt hockten sie um den Ofen und trockneten sich. Hosen, Feldblusen, Tarnhemden hingen an einem quer durchs Zelt gespannten Eisendraht. Die Männer reichten das Zigarettenpäckchen, das ich einem von ihnen angeboten hatte, stumm von Hand zu Hand. Als ich aufstand um zu gehen, sagten sie wieder »hyvää päivää«, nichts weiter. Sie blieben um ihren Ofen hocken und rauchten; die kleinen grauen Augen leuchteten durch das Halbdunkel.

Die Offiziere, die mit mir sind, berichten mir, daß zwei sowjetische Spähtrupps in den Wald eingedrungen sind, hinter die Vorpostenlinie. Schweigend ziehen wir auf dem schmalen Pfad weiter, langsam und vorsichtig, ohne Geräusch zu machen, scharf umherspähend. Gewehr- und MG-Salven widerhallen da und dort in der Tiefe des Waldes, von langen und tiefen Tälern des Schweigens unterbrochen. Schwärme verirrter Gewehrgeschosse schwirren zischend über uns dahin, brechendes Gezweig fällt auf den Schnee herab. In den Tälern der Stille knistern tausend kaum wahrnehmbare knackende Geräusche um uns her, es ist wie das leichte unaufhörliche Rascheln einer unheimlichen Schlange im Gras. Der Wald wirkt auf das Auge verlassen und öde, völlig unberührt ist das Stickwerk der Schattenfiguren des Geästs und der Blätter auf dem Teppich aus Schnee.

Aus dem weißen Blattwerk eines Birkendickichts heraus taucht plötzlich und unvermittelt wie ein Blitz ein finnischer Skijäger auf, ein Sissi, gleitet an uns vor-

über über den Pfad, die »Konepistooli« (die wunderbare kleine finnische Maschinenpistole) schußbereit unter den Oberarm geklemmt. Helle Schatten von Sissit gleiten dort drüben, links von uns, lautlos zwischen den Bäumen dahin. Ich kann sie im Dämmer des Waldes, das immer dichter wird, deutlich unterscheiden. Düsteres Licht sickert durch das hohe Gezweig der Tannen, Fichten und Birken. Ein Kuckuck wiederholt eindringlich und monoton den wie reines Metall klingenden Ton seines Lockrufs. Wir sind in dem Gebiet, wo die Spähtrupps beider Gegner häufig aufeinanderstoßen. Es ist ein jungfräuliches Gebiet, kann man sagen, eine Art Zwischenfeld zwischen der vordersten finnischen Kampflinie und den unsichtbar im Wald verstreuten Widerstandsnestern.

Plötzlich klirrt ein gutturaler Laut von oben her. Es ist wie der heisere Liebesruf eines Vogels. Ich schaue empor und sehe hoch zwischen den Wipfeln der Bäume aus dem Waldesdämmern einen hölzernen Turm aufragen, eine Art fünfzehn Meter hohes Trapez aus gekreuzten Balken, das nach oben hin immer schmaler wird und in einer kleinen Plattform endet, mit einem spitzen Schutzdach darüber, wie eine Mongolenmütze. Wendeltreppenartig führen Stufen an mehreren Stellen zur Plattform hinauf. Es ist einer jener Wachtürme, die die Russen da und dort in den Wäldern hinter der vordersten Linie errichten. Jetzt ist er in finnischer Hand. Oben vom Turm aus überblickt der finnischen Wachtposten einen großen Abschnitt des Waldes, folgt mit den Blicken dem gewundenen Weg der Sissit-Spähtrupps, entdeckt die Fallen russischer Patrouillen, stets bereit, durchs Telefon oder mit Leuchtsignalen Warnung zu geben. Der kehlige Laut, den wir hörten, ist das Zeichen für uns, daß der Weg frei ist. Ein heiserer Laut, wie der Liebesruf eines Vogels, sagte ich. Denn im Wald muß man seine Stimme verstellen. Der Schrei eines Tieres, das Knacken eines Zweiges, der trockene Laut eines brechenden Astes sind bisweilen nichts als verstellte menschliche Stimmen. Wir erreichen indessen die vorderste Linie. Sie ist ein langer im Zickzack in dem gefrorenen Boden ausgehobener Graben. Ein tiefer Stellungsgraben, mit glatten leuchtenden Birken- und Fichtenästen überdeckt, von der schönen rotgelben Farbe der arktischen Fichte und der weißgelben Farbe der Birke. In Abständen erkennt man längs des Grabens den Schacht eines Korsu, eines Unterstands, eine MG-Stellung, ein Pakgeschütz, Minenwerfer. Alles vollendet angeordnet, sauber, glatt, mit letzter Sorgfalt gepflegt, worin sich nicht nur die Natur finnischer Disziplin ausdrückt, die vor allem auf der Liebe zu regelmäßiger Ordnung beruht, sondern die kühle, präzise Mentalität dieses Volkes, ich möchte fast sagen sein lutherischer Charakter, seine Liebe zum Schlichten, Klaren, Wesentlichen. Eine Ordnung jedoch, die wie ein Gerippe ist, phantasielos, streng und nüchtern.

Da und dort im Walde, rückwärts des Grabens, sind an mehrere Meter hohen Ständern die Skier der Sissit senkrecht aufgestellt, neben jedem Paar Skier hängen die Stöcke, die Raketts, die großen Handschuhe aus Rentier- oder Hundefell. (Sie sind schön, diese Hundefellhandschuhe, doch der lange weiche Pelz erregt

marternd die Phantasie. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den in Helsinki auf mich der Anblick eines Hundefells in einem Schaufenster machte, ein ganzes gegerbtes Fell samt Kopf.) Am Eingang jedes Unterstandes, jedes Korsu, neben den hinabführenden Stufen, stehen auf einem Gestell aus gebeiztem Holz mit kleinem Schutzdach gegen den Schnee die Gewehre, Karabiner und Konepistoolit der Soldaten, die in diesem Unterstand liegen. Die Waffen sind sorgfältig eingefettet, glänzend, die Holzteile sehen aus wie frisch gefirnißt, das Lederzeug ist mit einer feinen Schicht Vaseline eingerieben, damit es in der Kälte nicht hart wird. Diese vollendete Ordnung vermittelt ein Gefühl der Ruhe, des Vertrauens, der Sicherheit. Kein herumliegendes Stück Papier, nicht die Spur von irgendwelchem Abfall auf dem Schnee. Er sieht völlig frisch und unberührt aus, seitlich der schmalen Pfade und der Spuren der Skier. Wir gehen ein langes Stück den Graben entlang und beobachten das vorliegende Gelände. Zwischen uns und den sowjetischen Linien erstreckt sich die Kette der kleinen Vorposten, in etwa dreihundert Meter Entfernung, nicht mehr. Jeder dieser kleinen vorgeschobenen Posten, die auf finnisch »Vartiot« heißen, ist durch Fernsprecher mit der ersten Linie verbunden. Zwischen einem Posten und dem nächsten beträgt der Abstand etwa hundert Meter, soviel wie genügt, um im Falle eines Angriffs sich gegenseitig zu Hilfe zu kommen. Während wir das Vorgelände beobachten, setzt links von uns heftiges Maschinengewehrfeuer ein. »Das sind sie«, sagt einer der Offiziere, mit denen ich gehe. Seit einigen Tagen zeigen sich die Russen nervös und angriffslustig. Sie fürchten, daß die Finnen irgend etwas vorbereiten. Ihre Spähtrupps versuchen, in die gegnerischen Linien einzusickern, um einige Gefangene zu machen, sie lebend einzubringen und zum Sprechen zu veranlassen. Heute nacht hat ein starker russischer Stoßtrupp den kleinen Posten vor uns überfallen. Einer der beiden Männer wurde getötet, dem anderen gelang es trotz seiner Verwundung, durch den Fernsprecher Alarm zu geben. Die Russen hatten den Verwundeten gefesselt und wollten ihn durch den Schnee in ihre Linie schleifen, als eine Sissit-Gruppe ihrem Kameraden zu Hilfe kam und nach heftigem Kampf Mann gegen Mann mit dem finnischen Dolch den verwundeten Vorposten dem Feind zu entreißen und zurückzubringen vermochte. »Ein unbedeutender Zwischenfall«, meint der Offizier zu mir, »der Krieg im Wald besteht aus solchen kleinen gegenseitigen Höflichkeiten.« Er setzt hinzu, daß seit einigen Tagen die Russen nur immer wieder versuchen, sich anzuschleichen und die vorgeschobenen Posten zu überfallen. Aber die finnischen Soldaten um uns sind ruhig, wie wenn nichts wäre. Auf den Munitionskästen neben dem Dreifuß ihres Maschinengewehrs hockend lesen die MG-Schützen in aller Ruhe. Die finnische Lesewut ist erstaunlich. In der vorderen Linie besteht Alkoholverbot, Tabak gibt es wenig. Die Soldaten trinken Milch und lesen: Romane, Fachbücher über Technik, Elektrizität, Funkanlagen. Ich bleibe neben einem dieser MG-Schützen stehen und schaue in das Buch, das er gerade liest. Es ist eine naturwissenschaftliche Abhandlung über die Fauna im äquatorialen Asien. Die Farbtafeln zeigen Tiger, Elefanten, Schlan-

gen. Und um die Seiten des Buches, die bunten Tafeln mit ihren Raubtieren und gelben und roten Pflanzen unter der Sonnenglut zieht der Schnee einen harten weißen Rahmen, in gewalttätigem Kontrast zu jener Tier- und Pflanzenwelt am Äquator.

Auf einem rohgezimmerten kleinen Gestell, neben dem MG, sehe ich eine kleine Bibliothek aufgereiht: Kriminalromane, Bücher über Geschichte und Geographie, technische Handbücher. Daneben einige russische, die man in den Häusern und Schulen der Dörfer gefunden oder Gefangenen abgenommen hatte. Ah, sehen wir doch, was russische Soldaten lesen. Auch von diesen Büchern sind die meisten technische Abhandlungen. Dann ein Buch über Stalin, reich illustriert. Der Soldat reicht mir den Band mit einem ironischen Lächeln. Die Textseiten sind mit Abbildungen durchschossen, lauter Photographien von Stalin, Bilder Stalins in allen erdenklichen Posen. Unter einem ganzseitigen Photo steht geschrieben: »Stalin und Kirow im Kulturpark (Fiskultura) von Leningrad.« Beide Männer stehend nebeneinander. Kirow etwas größer als Stalin, hagerer, das Haar vom Wind zerzaust. Stalin lächelt und zeigt mit ausgestreckter Hand auf eine Fußballmannschaft. Hinter beiden sieht man Rennbahnen, Tennisplätze, Fußballplätze, Schießbaracken, die ganze weite Luna-Parklandschaft des Vergnügungsgeländes der roten Metropole. Kirow, der Vorsitzende des Leningrader Sowjets und vorgesehene Nachfolger Stalins als Diktator des Sowjetlandes, starb vor einigen Jahren als Opfer eines Attentats trotzistischer Elemente.

Auch vergangenes Jahr, in der Ukraine, sah ich viele solcher Bücher, viele Maueranschläge in den Sowjethäusern, den Volksgerichten, den Genossenschaften, den Kolchos-Bibliotheken, die Stalin und Kirow nebeneinanderstehend abbildeten, vor einem Hintergrund von Fabrikschloten, Traktoren, Dynamos und landwirtschaftlichen Maschinen. Kirow ist der Mann gewesen, dessen Verlust der Stalinsche Flügel der Kommunistischen Partei öffentlich aufs tiefste betrauerte. Die Vergeltungsmaßnahmen für seine Ermordung waren blutig und grausam. Die in Leningrad am Tag seiner Beisetzung erschossenen Arbeiter zählten nach Tausenden. Ein gigantisches Begräbnis, von vollendeter Theaterwirkung. Aber die Arbeitermassen Leningrads sind ihrem Extremismus, ihrer trotzistischen »Ketzerei« treu geblieben.

Der finnische Soldat zeigt mit dem Finger auf Stalin und lächelt. Bevor er den Band an seinen Platz neben den russischen technischen Büchern zurückstellt, durchblättert er die letzten Seiten mit ironischer Aufmerksamkeit. Sie sind voller Zeichnungen von Maschinen und entsprechenden Photos. Unter der Haut des Sowjetismus fließt eine erstaunliche Lymphe von »Amerikanismus«. Die Elemente dieses Amerikanismus sind in der russischen Weltanschauung und im täglichen Leben ganz augenfällig. Sichtbar, als Symbol, nicht nur in gewissen Erklärungen und betonten Formulierungen Lenins (die »amerikanische« Definition: Sowjet +

Elektrifizierung = Bolschewismus), sondern auch in manchen seiner bezeichnenden Eigenarten, besonders in den letzten Monaten seines Lebens, als er in seiner Villa außerhalb Moskaus schon mit dem Tode kämpfte. In den Tagen unmittelbar vor seinem Ende verbrachte Lenin, in seinem Liegestuhl ausgestreckt, Stunden und Stunden damit, mit dem Bleistift die Umrisse von Maschinen und Wolkenkratzern aufs Papier zu kritzeln. Im Lenin-Museum in Moskau gibt es eine ganze Wand, die mit solchen Zeichnungen von ihm bedeckt ist: Dynamos, Kräne, Stahlbrücken und Wolkenkratzer, Wolkenkratzer, Wolkenkratzer, eine ganze riesige Landschaft von mächtigen sehr komplizierten Wolkenkratzern. Es war eine Art Besessenheit. Es gibt übrigens über diese Verwandtschaft von »Amerikanismus« und »Sowjetismus« eine ganze, äußerst interessante, Literatur, die aus den Berichten der amerikanischen, englischen französischen, skandinavischen, tschechischen Techniker und Arbeiter besteht, die in russischen Industriewerken gearbeitet hatten. Es sind größtenteils einfache Niederschriften aufgrund einer manchmal harten, immer aber sehr interessanten Erfahrung eines drei-, vier- und fünfjährigen Aufenthalts in den Fabriken und Werften, Kolchosen und Bergwerken der Sowjetunion, und sie werden von ernsthaften, überparteiischen Verlegern veröffentlicht. Sie betonen alle übereinstimmend den »amerikanischen« Charakter der kommunistischen Moral, der kommunistischen Gesellschaft. Man wird vieles verstehen, auch in Beziehung auf die Politik der USA und der UdSSR, wenn man diese Analogie beachtet.

Wir verlassen den Graben und dringen durch den Wald in Richtung auf die vorgeschobenen Posten weiter vor. Rechts und links vom Weg erstreckt sich das Schachbrett der Minenfelder. Man muß sich vorsichtig bewegen, darf nicht das leiseste Geräusch machen. Dort, vor uns, lauschen die russischen Posten auf das Knarren unserer Schuhe. Mir ist, als knirsche der Schnee entsetzlich unter der Gummisohle meiner »Vibram«. An einer bestimmten Stelle müssen wir uns auseinanderziehen und in Deckung hinter den Bäumen vorgehen. So gelangen wir zum Vorposten. Es ist eine halbmondförmige Schanze aus Fichtenstämmen, mit Steinen und festgestampftem Schnee verstärkt. Stehend gegen den Schutzwall gelehnt, mit dem Kopf nur eben über dem Rand der notdürftigen Deckung, späht der finnische Posten aufmerksam in den Wald. Es ist der »tote Mann«, der Vartio, der vorgeschobene Posten, das, was wir einst im ersten Weltkrieg die »sentinella morta«, den toten Posten, nannten.

Er ist ein Soldat von gut dreißig Jahren, dunkelhäutig, klein von Gestalt, mager. Sein Gesicht ist von feinen auf Augen und Mund konzentrisch zulaufenden Hautfalten durchfurcht. Ein sehr altes Gesicht, es sieht verfallen aus; und der eisige Reflex des Schnees, das bläuliche Licht des Waldes läßt das Gesicht wie eine Maske aus zerknittertem Papier erscheinen. Die Augen starren, die Kiefer sind reglos fest zusammengepreßt. Dicke Tränen tropfen aus den Augen über das runzlige Gesicht hinab. Der Mann scheint zu weinen. Aber es ist die Kälte, die

Nervenanspannung, das Starren dieses scharfen eisigen Blicks, was ihm die Tränen aus den Augen preßt. Diese Art von lautlosem Weinen, von männlichem Weinen hat etwas Ungewöhnliches, Geheimnisvolles, Ergreifendes an sich. Ein weinender Mann, allein im Wald, zwei Schritt neben dem Tod. Es ist als atme er gar nicht. Als wir hinter ihm stehen, wendet er sich nicht einmal um. Es ist der »Vartio«, der »tote Mann«. Ein Kadaver; alles Leben hat sich in die Augen und die Ohren geflüchtet. Nicht der geringste Laut entgeht ihm, kein Geräusch, das meinen profanen Ohren gar nicht mehr wahrnehmbar wäre.

Was für mich Stille und Schweigen bedeutet, ist für den Vartio ein enges Geflecht von Stimmen, ein unendlicher Chor stummer Klänge. Der Vartio ist wie eine menschliche Antenne, die die Klangwellen des Waldes auffängt. Der Feind ist dort, vor ihm, in zweihundert Meter Entfernung. Zehn, zwanzig Augen spähen nach ihm zwischen den Baumstämmen hindurch. Das Profil seines Gesichts schwebt gleichmäßig vor zehn, zwanzig zielenden Gewehren. Der Vartio ist nicht mehr bloß ein Mensch. Er ist ein wildes Tier, seine tierischen Instinkte sind in den Pupillen, im Gehörgang, in den Nervenenden zusammengefaßt. Er regt kein Augenlid, unbeweglich ist der Kopf. Ein nervöses Flimmern zeigen nur die Nasenflügel. Ich habe den Eindruck, wenn eine Kugel ihn in die Schläfe träfe, dieses starre Auge würde nicht erlöschen, dieses Zittern der blutleeren Nasenflügel würde fortauern. Das Licht wird nach und nach dichter, es ist, als ob es sich hebe, wie leichter Rauch, und den Fuß der Bäume, das Buschwerk im Schatten lasse. Es ist ein graues Licht, mit zarten blauen Reflexen gestreift. Ein seltsames bläuliches Licht, flüssig, regungslos wie das eines Sees.

Der »tote Mann« wendet plötzlich den Kopf, er sieht mich an. Es ist ein blanker, eisiger Blick. Er dringt in meinen Körper ein wie eines jener nackten Schwerter, die sich Gaukler in die Kehle stoßen. Vielleicht ist es ein Lächeln, was über diese Lippen zieht, das in diesem tränendurchfurchten Antlitz steht. Doch es ist ein Augenblick, nur ein Blitz. Der Vartio wendet den Kopf zurück, erstarrt wieder in seiner reglosen Haltung einer Statue. Und langsam beginne auch ich jetzt die tausend stummen Tone dieses unendlichen Schweigens wahrzunehmen.

Es ist wie ein verhaltenes Atmen, ein Wispern, ein leises Rauschen. Ein Zweig knackt. Ein Birkenblatt fällt kreiselnd zu Boden. Ein schwerer Vogel fliegt zwischen dem Blattwerk. Ein Eichhörnchen klettert am Stamm einer Birke empor. Und mit einem Male »höre« ich den Blick der feindlichen Wachen, unsichtbar dort drüben, vor uns, zweihundert Meter weiter. Ich »höre«, daß sie mich anschauen. Ich halte den Atem an. Rechts von uns erhebt sich plötzlich ein langgezogener Schrei, zuckend, schmerzhaft, ein langer Schrei wie ein Gelächter. Es ist fast ein Gelächter, hart und böse. Wie der Schrei eines Eichhörnchens. Und sofort wird das Gelächter vom Feuerstoß eines Maschinengewehrs abgeschnitten; die Geschosse

ziehen pfeifend über unserm Kopf dahin. Jemand läuft auf dem Schnee, dort drüben. Man hört Zweige knacken, ein keuchendes Atmen. Dann Schweigen.

Der »tote Mann« hat sich nicht gerührt, er hat nicht mit der Wimper gezuckt. Wie ein Felsblock, wie ein Baumstamm an der Brustwehr des kleinen Unterstandes. Ein seltsamer Krieg, dieser Krieg im Walde. Seltsame Einzelheiten dieser riesenhaften Belagerung. Dort drüben, jenseits dieses Schutzschirms von Bäumen, jenseits der endlosen Fläche des Waldes von Lumisuo, ahnt man die gewaltige Stadt im Fieber ihrer Verzweiflung und ihres fanatischen Willens, die Vorstadtstraßen von Gräben und Laufgängen durchzogen, den Hafen voller gefesselter Schiffe, die Bahnhöfe vollgestopft mit Waggons und gelähmten Zügen, die Plätze voll einer schweigsamen Menschenmenge vor dem Krächzen der Lautsprecher. Und hier, in diesem Wald, eine Kette von »toten Männern«, die äußerste Vorhut eines kühlen, unempfindlichen, lautlosen Heeres. Während ich über dies sonderbare Geschehen, über die harten Kontraste dieser Belagerung Leningrads nachsinne, hört man unvermittelt zu unserer Linken rasches Hämmern von Gewehr- und MG-Feuer, dumpfes Plumpsen von Handgranaten. Der Vartio tritt von der Brustwehr zurück, hebt den Hörer des Fernsprechers, spricht leise einige Worte hinein, ganz langsam, legt den Hörer wieder auf und kehrt in seine frühere Stellung an der kleinen Mauer aus Stämmen und Steinen zurück. »Sie greifen den Vorposten links von uns an«, wispert mir Oberleutnant Svardström ins Ohr. Wir müssen zurück. Ehe ich den Vorposten verlasse, lege ich auf die Brustwehr, neben den Vartio, zwei Päckchen Zigaretten. Der »tote Mann« blickt nicht einmal hin, es ist, als habe er nicht gesehen. In den Falten seines Gesichts spiegelt sich müde und tief das bläuliche Licht des Waldes. Es scheint ein Gesicht aus blauem Papier zu sein. Und abermals das fließende Schweigen zwischen den Stämmen. Während wir einer hinter dem andern den schmalen Pfad zurückgehen, streift mich eine verirrte Kugel am Ohr, bohrt sich zischend in den Stamm eines Baumes. Ich sehe dieses Gesicht voller Runzeln vor mir, dieses von Tränen durchfurchte Gesicht, das Weinen des Vartio, der allein ist im endlosen Wald.

29 Eismasken

Rückwärts Leningrad, April. Am Ufer des Ladoga

Man erreicht den See durch dichtes Buschwerk hindurch, zwischen riesigen roten Granitblöcken, inmitten des von den Trichtern russischer Granaten zerwühlten Waldes. Unvermittelt öffnet sich vor uns die endlos blaue Fläche des Ladoga, das »Kaspischen Meers Europas«. Wie ein Silberspiegel, eingelassen in den harten Rahmen der Wälder. Die noch vereiste Fläche widerspiegelt den Himmel mit reinem heftigem Glanz. Das Eis ist blank heute morgen, getönt wie Glas, in der schönen grün-blauen Farbe von Glas aus Murano. Undeutlich am Horizont dehnt

sich das sowjetische Ufer, kaum daß es in dem durchscheinend silbrigem Dunst mit seinen Perlmutterreflexen erkennbar ist.

Hier ist der tote Punkt des Belagerungsringes. Hier fehlt ein Glied in der Kette. Von diesem Ufer bis zur vorgeschobenen deutschen Stellung bei Schlüsselburg erstreckt sich die riesige Eisfläche des Ladogasees. Als im vergangenen Herbst die finnischen Truppen von Tapperi herab diesen äußersten Punkt des Ladoga-Ufers erreichten, und die Deutschen, Leningrad umgehend, Schlüsselburg besetzten (an der Stelle, wo die Newa den See verläßt und der Stadt entgegenströmt), konnte der Belagerungsring als fest geschweißt und die alte Zarenhauptstadt als völlig eingeschlossen gelten. Einige Zeit hindurch vermochte tatsächlich keinerlei Hilfe die Blockade zu durchbrechen und in die Stadt zu gelangen. Doch dann kam der Winter. Der See bedeckte sich mit einem dicken Eispanzer. Und es trat das ein, was von der deutschen und finnischen Führung vorausgesehen worden war: um die belagerte Stadt zu erreichen, versuchten die sowjetischen Kommandostellen, die Eisbrücke des Ladoga auszunutzen. Bei all seiner Kühnheit konnte der von den Technikern der russischen Pioniertuppen ausgearbeitete Plan auf den ersten Blick hin keineswegs als undurchführbar erscheinen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als auf der vereisten Fläche des Sees eine doppelgleisige Eisenbahn von etwa fünfzig Kilometer Länge zu bauen. Die englische Propaganda stellte die Meldung als zuverlässig hin und sprach von der Eisenbahn über den Ladoga als von einer vollendeten Tatsache.

Doch die Schwierigkeiten erwiesen sich sehr schnell als gewaltig. Der erste Abschnitt der Eisenbahn, etwa zehn Kilometer, war fertig: der auf die Schienen gesetzte Probezug entgleiste.

Ogleich die Eisfläche des Sees keine großen Unebenheiten aufweist (anders als die Meeresfläche, wo man die Bewegung der Wellen in plötzlichen Vertiefungen, in kammartigen Eisbarrieren von der Höhe eines Meters und darüber wahrnimmt, wenn die Wellen vom plötzlichen Zugriff einer Kälte von vierzig Grad unter Null überrascht werden), so ist doch auch der Eispiegel des Ladoga gewellt, von tiefen Runzeln und hohen, harten und schneidend scharfen Glasschranken unterbrochen. Hinzu kommt ein thermisches Phänomen, dessentwegen die Eiskruste in ständiger Bewegung ist und fast täglich, je nach den Schwankungen des Thermometers, einen anderen Anblick darbietet. Diese Bewegungen haben auf die Struktur des Eises, dessen elastische Eigenschaften bekannt sind, höchst empfindliche Auswirkungen: derart, daß das Eisenbahnprojekt aufgegeben werden mußte und die Arbeiten, nachdem ein Drittel der Strecke gebaut war, abgebrochen wurden. Das zweite Projekt, über den See die aus den Straßen Leningrads herausgerissenen Trambahngleise zu legen (gestützt auf ein besonderes System von Schwellen auf Kammrädern und Waagebalken, die die Bewegungen des Eises auffangen und ausgleichen sollten), erwies sich aus verschiedenen

technischen Gründen, die hier nicht mit zwei Worten erklärt werden können, als undurchführbar. So wurde die Anlage einer doppelten Rollbahn für Lastwagen beschlossen. Die Frage der Versorgung der Zivilbevölkerung und des Heeres in Leningrad mit Lebensmitteln und Munition ist ein gewaltiges und in vieler Hinsicht kaum lösbares Problem. Es ist nicht leicht, über eine Rollbahn, die von Artillerie und Fliegern beschossen wird, eine Stadt von beinahe fünf Millionen Einwohnern zu versorgen. Die für eine derart gigantische Unternehmung erforderlichen Fahrzeuge fehlen in Leningrad: abgesehen von der Mobilisierung aller in der belagerten Stadt verfügbaren Fahrzeuge war es notwendig, am Ufer des Ladoga viele Hunderte von Lastwagen aus dem Gebiet um Moskau zusammenzuziehen und einen großen Teil der englischen und amerikanischen Fahrzeuge, die auf dem Wege über Murmansk her einzutreffen begannen, zu dem Brückenkopf zu leiten.

Es handelte sich nicht so sehr darum, einen sicheren und endgültigen Verbindungsweg zu schaffen, sondern die Wintermonate auszunutzen, um der belagerten Stadt Sauerstoff zuzuführen. Sechstausend Fahrzeuge - und so viele waren notwendig, um die Lastzüge nutzbringend einzusetzen - erfordern nicht weniger als zwölftausend Mann Fahrpersonal, ungerechnet die Mechaniker in den am sowjetischen Ufer des Ladogasees eingerichteten Reparaturwerkstätten. Trotz der enormen Schwierigkeiten wurde die Anlage der Rollbahn über den See zu Ende geführt und begann über diese gigantische Eisbrücke der Versorgungsstrom zu fließen. Untertags liegt für die Luftaufklärung die Fahrbahn verlassen und verödet: nur dann und wann ein vereinzelter Wagen, und an nebligen Tagen ein paar Lastwagenzüge in großen Abständen. Der regelmäßige Verkehr auf der »Eisbrücke« entwickelt sich nachts. Und die Nacht ist im tiefsten Winter ein harter Feind. Die Oberfläche des Sees wird ununterbrochen von heftigen Nordostwinden glattgefegt, die aus der Onega-Niederung herüberblasen. Es sind die Winde des Arktischen Meeres: regelrechte Schneestürme, Orkane von verheerender Gewalt. Über die endlose Eiskruste streifen gewaltige Luftwirbel, die winzige Eisschuppen hochreißen, hohe eisige Schneetrichter. In der Hölle des Sturmwindes rollen die russischen Lastwagenzüge auf die Pisten hinaus, die vom sowjetischen Ufer bei Kaboga und Lidnia her am gegenüberliegenden Ufer, in Morie, nordwestlich von Schlüsselburg, zusammenlaufen. Anfangs geschah es häufig, daß die Fahrzeuge von der Piste abkamen und die Straße verfehlten oder gezwungen waren, Stunden und Stunden mitten im See auf Hilfe zu warten. In manchen Fällen wurden die Fahrzeuge von den Besatzungen verlassen und während des Tages von der deutschen und finnischen Luftwaffe bombardiert. Vor einiger Zeit hörte im Morgengrauen ein Spähtrupp von finnischen Sissit, der zur Aufklärung auf den See hinausgeglitten war, unmittelbar vor sich im weißen Wirbel des Sturmes Motorengeräusch; es war der »Eisexpresß«, der von der Bahn abgekommen war und sich ahnungslos den finnischen Stellungen näherte. Die Sissit glitten vorsichtig auf dem Eis neben dem Lastzug her und geleiteten ihn über ein langes Stück Wegs, in der Absicht, ihn so nahe wie möglich zum finni-

schen Ufer gelangen zu lassen. Doch plötzlich beschrieb der »Zug« eine weite Kurve und machte kehrt. Er hatte den Irrtum bemerkt. Da griff der Stoßtrupp die Nachhutfahrzeuge an. Obgleich die Sissit nur Gewehre und einige Konepistooli hatten, gelang es ihnen, mehrere Fahrzeuge abzuspalten und in Brand zu setzen. Ein ungewöhnliches Unternehmen, das nach den Umständen, da man mitten in einem See kämpfte, und durch die Technik der Sissit an den Angriff einer Torpedobootflottille auf einen Geleitzug von Schiffen erinnert.

Seither werden die Lastzüge von leichten Panzern begleitet. Eine Kette von Lichtampeln ist längs der fünfzig Kilometer langen Strecke eingerichtet. Patrouillen sibirischer Jäger, die sozusagen die Aufgabe der Straßenpolizei wahrnehmen, streifen ständig längs der Rollbahn. Und der Verkehr über den Ladogasee vollzieht sich schlecht und recht mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Doch ist es schwierig, über die tatsächliche Hilfe dieser Eisbrücke für den Widerstand der belagerten Stadt eine Bilanz aufzumachen. Zweifellos ist die Bilanz aktiv. Doch nicht in dem Maße, daß sie der sowjetischen Führung erlaubt, für den bevorstehenden Wiederbeginn der Kämpfe im Frühjahr mit ausreichenden Lebensmittel- und Munitionsvorräten rechnen zu können. Ein klares Symptom der Lage ist: die Tätigkeit der russischen Artillerie hat in den letzten zwei Monaten Tag für Tag spürbar nachgelassen. Aus diesen Zahlen, die die finnischen Befehlsstellen an der Front auf dem karelischen Isthmus und besonders an den Frontabschnitten von Valkeasaari (Biellostrow) und Alexandrowka, den schwierigsten des ganzen Belagerungsringes, gesammelt haben, wird klar, daß im Januar die russische Artillerie täglich rund eintausendfünfhundert Geschosse kleinen und mittleren Kalibers auf je fünf Kilometer Frontlinie verschoß. Das ist ein ziemlich hoher Durchschnitt. Als ich zum erstenmal an die Front von Leningrad kam, also Ende Februar, war dieser Durchschnitt bereits auf sechshundert Geschosse pro Tag zurückgegangen. Vor zwei Wochen waren es noch zweihundertfünfzig. Man beachte außerdem, daß im Januar und Februar die russische Artillerie die gegnerischen Stoßtrupps angriff und versuchte, die Lautsprecher in den finnischen Stellungen mit ihrem Feuer leichter und mittelschwerer Geschütze zum Schweigen zu bringen, daß sie aber seit etwa zwei Monaten lediglich mit Maschinengewehrfeuer und einigen Granatwerfern versucht, die Stoßtrupps aufzureiben und die finnischen Lautsprecher stillzulegen. Diese Tatsachen allein könnten beweisen, daß die »Eisbrücke« nicht die Ergebnisse erbracht hat, die sich das sowjetische Oberkommando erhoffte. Die Mengen an Material, Lebensmitteln und Munition, die in die Stadt geschleust wurden, können sicherlich nicht derart sein, daß eine sehr aktive Verteidigung möglich wird.

Doch an einem nicht sehr fernen Tage wird die »Brücke« einstürzen. Das Tauwetter zeichnet bereits seltsame Schnörkel auf die Eiskruste, die vom hohen finnischen Ufer her aussieht wie einer jener mit Zeichnungen verzierten Renaissance-Panzer, auf denen rein dekorative geometrische Elemente mit menschlichen Figu-

ren, Panoplien, Früchtegirlanden und phantastischen Architekturperspektiven ineinander verwoben sind. Ein wunderschöner leuchtender Panzer, mit großen stumpfen Flecken, den Zonen, die die Frühjahrskrankheit des Eises vorankündigen, eine Art Krätze, das Flimmern von Luftbläschen, die sich bei den ersten milden Frühjahrs Temperaturen im Eise bilden und seinen bevorstehenden Tod verkünden. Der Verkehr über den See, zunächst durch die kürzer werdenden Nächte beschränkt - die Tage nehmen überraschend schnell zu: die Nächte sind schon jetzt nur mehr kurze Pausen milchigen Lichts, hellen Schattens -, ist gefährlich geworden durch die prekäre Haltbarkeit der Eisfläche. Leuchtsignale mitten in der Nacht werden immer häufiger: rote, grüne, weiße Raketen, die unvermittelt über der Eisfläche hochschießen, den Himmel erst blitzartig, dann immer langsamer durchziehen, bis der Lichtstrahl sich in der Luft verflüchtigt und mit dem perlmuttern Widerschein der nunmehr schon lichten Nacht verschwimmt.

Seit ich mich an dieser Front am Ladoga befinde, pflege ich meist den Morgen am Seeufer abzuwarten, an dem kleinen Strand, von wo aus die Skijägerpatrouillen zu ihren nächtlichen Aufklärungen aufbrechen. Hier lichten sie den Anker, in dieser flachen Bucht: sie ist sozusagen der Hafen der Sissitpatrouillen. Alles ist angelegt wie in einem Hafen: die Gestelle für Skier und Gewehre, die Kleiderhalter für die weißen Tarnhemden sehen aus wie zum Trocknen ausgelegte Fischernetze; die Stapel der Munitionskisten haben das Aussehen jener Warenstapel, die in Binnenhäfen auf die Fähre warten; die Schilder mit den kabbalistischen Zeichen der Dienststellen, die Pfeile, die die Minenfelder bezeichnen, die kahnförmigen Schlitten für den Transport von Verwundeten, Waffen und Munition (manche sind aus Tuch oder aus Gummi, eine Art auf Kufen gestellte Schlauchboote, andere sind regelrechte hölzerne Boote mit flachem Kiel, genau wie an Seen), all dies trägt dazu bei, Atmosphäre zu schaffen, die Illusion eines kleinen Hafens zu vermitteln. Alle paar Stunden vollzieht sich der »Stapellauf« einer Patrouille. Die Sissit reihen sich am Strand auf, gleiten ins Wasser, stoßen ab sozusagen und verschwinden schnell im bläulichen Schimmer des Eises. Weit dort drüben ist das sowjetische Ufer, gespickt mit Geschützen zum Schutz der Eisbrücke und des Stalin-Kanals, der gigantischen Verkehrsader, die von den Bolschewisten erbaut wurde, um das Weiße Meer mit der Newa zu verbinden, also mit dem Finnischen Meerbusen und der Ostsee. In den hellen Nächten unterscheidet man mit bloßem Auge das rote Aufblitzen der Leuchtfeuer, die den Landeplatz für die von der Brücke kommenden Lastwagengeleitzüge bezeichnen. Es ist ein rhythmisches Aufblitzen von Lichtern, ein regelmäßiges Zucken von Leuchtfeuern, gleich dem, das einem auf See von ferne die Annäherung an einen Hafen kundtut. Es war in der Dämmerung heute morgen, als ein Wachtposten einige Raketen in Richtung der »Brücke« meldete. Ich begab mich mit einigen Offizieren auf eine Landzunge, von der aus sich ein weiter Blick über den See auftut. Und wenige Augenblicke später konnte ich ganz deutlich in kurzen Abständen fünf, neun, zwölf grüne und rote Leuchtraketen unterscheiden, in einer Entfernung von etwa zehn Kilo-

metern. Es war ein Geleitzug, der die Durchfahrt versuchte. Doch irgendetwas mußte geschehen sein, denn nach etwa zehn Minuten wiederholten sich die Signale, diesmal in sehr kurzen Abständen. Die Geleitzüge beginnen selten zu werden. Es sind die letzten. Die »Brücke« knirscht schon, am Ufer entlang wird der Eisrand bereits trüb, bröckelt, überzieht sich mit weißen Narben, die Fläche wird weniger runzlig, der Schnee schmilzt hinweg und läßt die Kristallplatte unbedeckt, und durch dies Glas hindurch erkennt man den Seeboden (der Ladoga ist nicht sehr tief: fünf bis sechs Meter höchstens), ein Schlickboden, in lauter glatten Falten wie ein plissierter Rock. Es sind die Falten, die die Wellen in den Schlick gepreßt haben. An einigen Stellen, an denen die Wassertiefe gering ist, ist die Eiskruste so dick, daß sie den Grund berührt. Man sieht ganze Familien von Fischen, die im Kristall gefangensitzen, eingeschlossen in diese riesige Kühltruhe. Die Soldaten gehen mit Kreuzhacken angeln, zerschlagen das Eis mit Hammer und Meißel und holen die Fische heraus wie aus einem Gletscher.

Bei der ersten Schmelze enthüllt der See seine ungewöhnlichen Geheimnisse. Vorgestern ging ich in der Nähe einer kleinen, von dichten hellen Birken umschatteten Bucht spazieren. Ein Trupp Soldaten zertrümmerte mit Pickelschlägen, mit heftigen und behutsamen Bewegungen etwas wie einen großen grünen Kristallblock, in dem die erbarmungswürdigen Körper mehrerer finnischer Soldaten eingeschlossen waren. (Im Salzbergwerk Wielitzka in Polen sah ich im vergangenen Januar, in Salzkristallen gefangen, winzige Fische, Seepflanzen, Muscheln.) Und während ich gestern morgen am Ladoga-Ufer entlangwanderte, bei der Mündung eines aus dem Wald von Raikkola herabkommenden Baches, merkte ich plötzlich, daß ich gerade auf dem Eisgewölbe spazierte, das den Fluß bedeckte. Unter mir hörte ich das Wasser gurgeln, das erstickte Rauschen der Strömung. Ich blickte nieder und sah das Wasser unmittelbar unter meinen Füßen heftig dahinströmen. Mir war, als ginge ich auf einer Glasplatte. Ich schwebte nahezu im Leeren. Plötzlich faßte mich eine Art Schwindel. Eingepreßt ins Eis, modelliert im durchsichtigen Kristall, zeigte sich unter den Sohlen meiner Stiefel eine Reihe wunderschöner menschlicher Gesichter. Eine Reihe gläserner Masken. Wie eine byzantinische Ikone. Sie sahen mich an, blickten unverwandt auf mich. Die Lippen waren schmal und bleich, das Haar lang, die Nasen scharf, die Augen groß und wasserhell. (Es waren keine Menschenkörper, es waren keine Kadaver. Wenn dem so wäre, würde ich den Vorfall verschweigen.) Was mir in der Eisplatte erschien, war ein wundervolles Gemälde, voll dem Ausdruck sanften, ergreifenden Erbarmens. Es war wie der vergängliche, lebendige Schatten von Menschen, die im Geheimnis des Sees verschwunden waren. Der Krieg, der Tod haben bisweilen derartige geheimnisvolle zarte Erscheinungsformen von hohem, poetischem Atem. Der Krieg vermag mitunter seine realistischen Bilder in Schönheit zu verwandeln, als sei er plötzlich selbst von dem Erbarmen überwältigt, das der Mensch seinem Mitmenschen schuldet, das die Natur dem Menschen schuldet. Kein Zweifel, dies waren die Bilder von russischen Soldaten, die beim Versuch

des Flußübergangs gefallen waren. Die armen Körper, die den ganzen Winter hindurch im Eis gefesselt staken, waren von der ersten Frühjahrsströmung des aus der Eisschlinge befreiten Flusses hinweggespült worden. Aber ihre Gesichter waren in der Glasplatte eingedrückt geblieben, in reines, kaltes, blau-grünes Kristall modelliert. Sie sahen mich ruhig und klar an, fast schien mir, als folgten sie mir mit den Blicken. Ich stand über das Eis gebückt. Ich kniete nieder, ich tastete mit der Hand über diese transparenten Gesichter. Die schon warme Sonne drang durch die Gesichter hindurch, und die Sonnenreflexe wurden vom Wasser, das unten gurgelnd vorbeizog, zurückgeworfen, sie entzündeten etwas wie ein Lichtfeuer um die bleichen, durchsichtigen Stirnen. Am Nachmittag ging ich nochmals zu dem gläsernen Grab hinüber. Die Sonne hatte diese toten Bilder schon fast geschmolzen. Sie waren nur noch eine Erinnerung, ein Schatten von Gesichtern. So verschwindet der Mensch, ausgelöscht von der Sonne. Unsicher ist sein Leben. Heute morgen konnte ich mich vor dem Spiegel nicht rasieren. Nein, ich vermochte es nicht. Ich schloß die Augen, ich rasierte mich mit geschlossenen Augen.

30 Wie ein Fabrikhof nach fehlgeschlagenem Streik

Am Ladoga-See, hinter Leningrad, im Mai

Man kann das Geheimnis des sozialen Lebens Rußlands und der Sowjetmoral nicht verstehen, wenn man nicht die Grund-tatsache berücksichtigt, daß die übergroße Mehrheit des Sowjetvolks - ich meine die Jugend und die Erwachsenen bis zu vierzig, fünfundvierzig Jahren, also alle diejenigen, die das zaristische Regime nicht gekannt haben, weil sie entweder erst nach der Revolution geboren wurden oder im Oktober 1917 beinahe noch Kinder waren - keine Vorstellung von einem jenseitigen Leben hat, keine Erwartung und keine Mutmaßung vom Jenseits. Sie hofft und sie glaubt nicht an künftige Glorie. Sie erwartet nichts. Es ist ein Volk, das den Tod mit geschlossenen Augen erreicht und nicht hofft, diese jenseits der glatten weißen Mauer des Todes wieder öffnen zu können. Als ich mich vor einigen Jahren in Moskau befand, besuchte ich auch das Grab Lenins am Roten Platz. Mich begleitete ein Arbeiter, mit dem ich ins Gespräch gekommen war, als ich inmitten der Menge von Arbeitern und Bauern (fast lauter junge Leute, unter ihnen sehr viele Frauen) vor dem Eingang zum Mausoleum Schlange stand. Endlich konnte ich eintreten. In dem kleinen, von einem blendenden weißen und kühlen Licht mächtiger Scheinwerfer taghell erleuchteten Raum sah ich Lenin vor mir in seinem gläsernen Sarg. Schwarzer Anzug, roter Bart und rotes Haar (nur wenige Haare um den großen kahlen Schädel), wachsweißes Gesicht voll gelber Sommersprossen, die rechte Hand an die Hüfte gelehnt, die andere auf der Brust, mit geschlossener Faust, einer winzigen weißen, sommersprossigen Faust, so schlief Lenin auf der roten Fahne der Pariser Commune von 1871.

Sein runder Kopf mit der mächtigen Stirn ruhte auf einem Kissen. »Lenins Schädel ähnelt dem Schädel Balfours«, hat Wells geschrieben. Vier Posten mit aufgefanztem Bajonett hielten Wache an den vier Seiten des Raums, dessen Dimensionen viermal vier Meter nicht überschreiten. Eine rationale Kapelle mit exakter Linienführung, sie könnte gut von Gio Ponti entworfen sein. Eine Kapelle zur Aufbewahrung der Reliquien eines Heiligen, der Gebeine aus Kunstharz und Bakelit eines modernen Heiligen. Es ist verboten, vor dem gläsernen Sarg stehenzubleiben: die Menge defiliert langsam, einer nach dem anderen, vorüber, ohne haltzumachen. Ich betrachtete Lenins einbalsamierten Leichnam. Eine Mumie ist er nunmehr, von eindrucksvoller Präsenz in diesem engen Raum, in diesem gläsernen Sarg, unter dem weißen blendenden Licht der elektrischen Reflektoren.

Ich fragte den Arbeiter, der mit mir ging, mit etwas vorwurfsvollem Ton: »Weshalb habt ihr ihn einbalsamiert? Ihr habt eine Mumie aus ihm gemacht.«

»Wir glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele«, war die Antwort.

Diese Antwort war schrecklich, aber klar und ehrlich. Immerhin hätte sie etwas ausführlicher sein können. Denn die Sache ist nicht damit abgetan, daß man nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Der Respekt vor den Toten, der Kult der Toten kann zu einer hohen und ehrfurchtsvollen Gesinnung werden, auch ohne daß man an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Ich denke, es geht hier um die Vorstellung vom Tode in seiner nackten Essenz. Der Tod ist für die Kommunisten eine dichte, glatte, fensterlose Mauer. Er ist ein eisiger, verschlossener Schlaf. Eine leere Welt.

Daran dachte ich heute morgen, als ich einen sowjetischen Soldatenfriedhof betrat. Am Rand des Waldes von Raikkola, nahe dem Ladoga, reihen sich auf den Höhen - es sind keine eigentlichen Hügel, sondern sanfte, flache Erhebungen, lange Bodenwellen - die sowjetischen Friedhöfe: kahle Umfriedigungen, von einfachen Lattenzäunen oder Stacheldrahtzäunen umschlossen. Es sind die Konzentrationslager der Toten. Am Eingang jedes Friedhofs erhebt sich eine Art Triumphbogen, ein rot bemalter hölzerner Bogen mit Hammer und Sichel und einigen Worten in weißer Schrift. An diesen Friedhöfen kann man sehr viel besser als an den antireligiösen Museen und der Propagandaliteratur der Bezbojniki (der Gottlosen) sich die Vorstellung klarmachen, die die Kommunisten vom Tode haben. Es ist eine abstrakte Idee, die in ihren physischen, materiellen Formen zu einem kalten und nackten Dogmatismus erstarrt. Ich möchte sagen - und ich hoffe, daß die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick bei diesem Ausdruck verweilt - ich möchte sagen, daß »der Tod für einen Kommunisten eine stillstehende Maschine ist«. Eine stillstehende Maschine: das ist das Wort. Eine schöne moderne Maschine, aus leuchtendem Stahl, aus jenem fast blauen Stahl, mit ihren Rädern, ihren Zylindern, ihren Klappen, ihren Gestängen, ihren Kolben, leblos

jetzt und gelähmt. Der kommunistische Tod. Ein Thanatos aus Chromstahl. Eine Maschine, kein moralisches Faktum. Ein rein physischer, mechanischer Vorgang, kein Vorgang moralischer Natur. Und doch hat auch eine Maschine ihre metaphysische Seite, auch eine Maschine gehört zur Welt der Metaphysik. Die Kommunisten sind zu dieser höheren Auffassung des Todes als »metaphysische Maschine« noch nicht vorgedrungen. Alles in der kommunistischen Moral und Weltanschauung nimmt Bezug auf die Welt der Sinne, auf die Welt der Lebenden und der lebendigen Dinge. Ich möchte sagen, daß ein kommunistischer Friedhof in einem gewissen Sinne das perfekte, konkrete Abbild der abstrakten kommunistischen Moral ist, besonders in ihrem Verhältnis zur Welt der Sinne. Die Symbole, die die Sowjetgräber schmücken, die auf den Grabhügeln stehenden Stelen, verbildlichen mit unmittelbarer expressiver Kraft eines der grundlegenden Elemente der kommunistischen Moral, jener vom täglichen Zusammenleben mit den Maschinen, mit den »stählernen Lebewesen«, geschliffenen und ich möchte fast sagen »stilisierten« Arbeitermoral. Eines Tages wird sich sagen lassen, wieviel Anteil die Maschine, die Vertrautheit mit der Maschine, an der Herausbildung der moralischen Welt des Kommunismus hatte. Wieviel Verantwortung der Maschine und der Technik bei der Determination der kommunistischen Moral zukommt. Die Stelen stehen statt der Kreuze in strenger Symmetrie auf den Grabhügeln. Meist sind es metallene Stelen. Sehr selten sind sie aus Stein.

Bei Mainila, an der Front von Valkeassaari, sah ich einen sowjetischen Soldatenfriedhof, in dem die Stelen aus Stein sind, aus jenem schönen roten Granit Kareliens, aus dem zum großen Teil die ältesten Paläste und Monumente der Stadt Peters des Großen erbaut wurden. Auf den Granitstelen stehen die Namen der Begrabenen, die fast alle zu den Besatzungen einer sowjetischen Panzerformation gehörten: oben, am Kopf der Namenreihe - jeder Grabhügel deckt die Überreste vieler Soldaten - ist eine aufgehende Sonne eingemeißelt, gespickt mit Strahlen, ähnlich einem Zahnrad. In der Sonnenscheibe Hammer und Sichel. Mich wunderte die ungewohnte Tatsache, daß die Stelen aus Stein waren. Aber als ich die Reihen der Gräber entlanging, bemerkte ich, daß auf der Rückseite der Stelen noch weitere Namen standen, und diesmal waren es finnische Namen. Nur ein Name auf jeder Stele. Und über dem Namen war das Kreuz gemeißelt, das kahle lutherische Kreuz. Es waren also die Grabsteine vom Friedhof eines finnischen Dorfes, die die Russen von den sozusagen rechtmäßigen Gräbern entfernt hatten, um sich ihrer als Grabsteine für ihre eigenen Gefallenen zu bedienen. Ich muß hinzusetzen, daß dieser sowjetische Soldatenfriedhof gut angelegt ist, mit einer gewissen liebevollen Sorgfalt. Die Umzäunung ist nicht aus Stacheldraht, sondern ist ein niedriges Geländer aus Birkenholz; und vor dem Friedhof eine kurze Allee, beiderseits derselben aufeinandergeschichtete Granitblöcke, die untereinander durch die Ketten der zerstörten Panzer verbunden sind, deren Mannschaften die hier begrabenen Panzersoldaten waren. Doch ist das der einzige Friedhof mit Grabsteinen, den ich zu sehen bekam, alle anderen haben eiserne

Grabstelen. Diese symmetrisch im kahlen Boden aufgerichteten Eisenstelen sind nichts als Streifen aus schwerem Blech, oder Schilde für Stellungsgräben oder Panzerteile oder Teile von Karosserien von Autos und Lastwagen, oder kleine Gußeisensäulen, die wer weiß wo hergeholt wurden (wohl jene kleinen Brun-
nensäulen auf den Dorfplätzen), und manchmal sogar Straßenschilder oder ein-
fache blechbeschlagene Holzbretter. Die Namen der Beigesetzten sind in ungefü-
ger Schrift darauf geschrieben, meist gepinselt. Diese eigenartigen Grabstelen,
diese aufgehenden Sonnen wie Zahnräder, geben dem Friedhof den Anblick eines
Hofes in einem Metallwerk: jener Höfe, auf denen da und dort verstreut oder in
einer Ecke längs der Umfassungsmauer aufgehäuft rohe oder halb bearbeitete
Metallteile liegen, Teile verrosteter Maschinen, Getriebe, die auf Montage warten,
oder Stücke von alten verschrotteten Maschinen, die in die Gießerei versandt
werden sollen. Ich entsinne mich, wie ich vor einer Reihe von Jahren in Essen die
Krupp-Werke besuchte. Und jetzt, beim Zurückdenken, erscheint der riesige Fa-
brikhof bei Krupp erneut vor meinen Augen, wie ein enormer sowjetischer Fried-
hof, übersät mit stählernen Grabstelen, kleinen gußeisernen Säulen, Barren, ro-
stigen Zahnrädern, Kurbelwellen, Kesselteilen, Blechen, Zahnrädern wie aufg-
ehende Sonnen, gigantischen Kränen. Es war 1930, und die Krupp-Werke in Kri-
se. Der Hof schien verlassen. Der Helm eines Schupos ragte vor einem Gitter ne-
ben dem Eingang. Aus dem Innern eines kolossalen Hangars drang rhythmisches
Dröhnen von Metall, wie das Hämmern eines gewaltigen Tamtam. Vielleicht ein
Eisenhammer, vielleicht eine Presse.

Und jetzt wiederhallt dieses rhythmische Dröhnen, dieses kadenzierte Hämmern
auf das graue Stahlblech des Horizonts, dieses dunkle, tiefe Tamtam hier in die-
ser eisigen Stille nicht wie Kanonendonner, sondern wie das metallische Krachen
einer Ramme auf einen Barren Gußeisen. Fast möchte ich sagen, daß dieser
Friedhof eben erst von den Arbeitern verlassen wurde. Denn in merkwürdiger
Ideenverbindung ruft mir dieser Friedhof den Hof einer Fabrik nach einem fehlge-
schlagenen Streik in Erinnerung, wenn im düsteren Licht der Niederlage die Ge-
genstände, Maschinen, Arbeitsinstrumente, alles einen ungewohnten Anblick, ja
eine ungewohnte Form, fast eine schäbige Form annimmt, die eindrucksvoll ist in
ihrer Trübheit und ihrem Verzicht. Wie Gegenstände, Maschinen, seltsame stäh-
lerne Tiere, die vor einer verschlossenen Pforte stehen, vor einer weißen glatten
und kompakten Mauer. Wie Symbole eines Lebens, das genau bis zu der Grenze
gespannt ist, jenseits deren die Maschine nicht mehr lebt. Die Namen, die ab-
strakten Symbole, die auf den Eisenstelen sowjetischer Friedhöfe eingegraben
oder aufgemalt sind, haben das gleiche Gewicht, die gleiche Bedeutung (das soll
kein Mangel an Ehrerbietung oder christlichem Erbarmen gegenüber den unter
diesen flachen Hügeln, begrabenen menschlichen Resten sein) wie die roten und
schwarzen Zeichen auf einem Manometer, wie die mit Kreide auf die Tafeln neben
Kesseln geschriebenen Zahlen, wie die Wärmeskalen auf Thermometern, wie die
Zahlenkränze auf den Geschwindigkeitsmessern von Dynamos in Elektrizitäts-

werken, wie die oszillierenden roten Pfeile in den Neonröhren der Rundfunksender. Auch das Licht über dem Wald und über den Höhen, eisig, starr, bläulich, ist wie das kalte grelle Licht eines Elektrizitätswerkes, eines chemischen Laboratoriums, einer Walzstraße in einem Stahlwerk. Etwas grauenhaft Präzises, Abstraktes, Mathematisches. Stets diese Besessenheit der Technik, der Spezialisierung, stets die nackte und unerbittliche Atmosphäre des Stachanowismus.

Fast muß man sich fragen, ob die Symbole und Namen auf den Eisenstelen nicht das gleiche Gewicht, die gleiche Bedeutung haben wie jene Zahlenkolonne, die auf den Wandtafeln am Eingang der einzelnen Abteilungen einer sowjetischen Fabrik den Stand und den Durchschnitt der Akkorde anzeigen, den höchsten und den tiefsten Stand der Produktionselemente, den vom Arbeiter und von der Belegschaft erreichten Grad der Stachanowisierung. Auf den Eisenstelen der sowjetischen Friedhöfe dürfte nicht geschrieben stehen: »Hier liegt ...«, sondern: »Die Spitzenakkordleistungen der unter diesen Hügeln begrabenen Genossen sind ...« Enthalten diese sowjetischen Grabsymbole vielleicht irgend etwas Religiöses? Diese Leidenschaft zum Tode, diese Besessenheit vom Tode (ein Gemisch aus Sadismus und Masochismus, der dem russischen Volk zu eigen ist), die so viele Aspekte des Sowjetlebens kennzeichnet? Auch der Glaubensmangel, die Verzweiflung, das absolute Dunkel, sind sie vielleicht nicht die dunklen Zeichen eines unbewußten religiösen Gefühls, eben weil sie eine Umkehr des Glaubens sind? Diese Sowjetsoldaten, die so ohne weiteres sterben, die den Tod mit einem so unbewußt gierigen, gefräßigen Gleichmut hinnehmen, wissen nichts von irgendwelcher religiösen Grammatik, von irgendwelcher metaphysischer Syntax. Sie wissen nicht einmal, daß es das Evangelium gibt. Was sie von Christus wissen, das wissen sie durch die Bilder in den antireligiösen Dokumentarfilmen, durch die kindliche Ikonographie der antireligiösen Museen, den blasphemischen Fanatismus der Bezbojniki-Propaganda. In einer Moskauer Kirche hängt unter einem Kurzifix ein Plakat mit der Aufschrift: »Jesus Christus, sagenhafte Persönlichkeit, die nie existiert hat.« Sie wird auch von Andre Gide in seinem Buch »Zurück aus der Sowjetunion« zitiert. Sie wissen, daß sie sterben werden wie ein Stein stirbt, ein Stück Holz. Wie eine Maschine. Welches der politische und soziale Aspekt dieses Seelenzustandes ist oder sein mag, ist nicht leicht zu erkennen noch vorauszusehen. Zu viele Elemente der internen russischen Situation entziehen sich uns, als daß wir darüber urteilen könnten. Aber klar ist schon jetzt, daß nichts Menschliches, nichts Unmenschliches diesem Volk fremd ist. Alles in dieser enormen Tragödie durchbricht die Regeln und die Grenzen der Dinge und der menschlichen Gegebenheiten. Es ist heute schon ein Volk, das Gott in sich selbst haßt, das sich selbst nicht nur in Seinesgleichen, sondern in den Lebewesen haßt.

Ich verlasse den Friedhof, mache mich auf den Weg ins Dorf. Um mich herum auf den Höhen wölben sich die Triumphbogen der Sowjetfriedhöfe. Der Wald von Raikkola schließt den Horizont mit seiner hohen blauen Mauer. Auf der Straße

begegne ich einem Trupp Gefangener, die ein finnischer Soldat geleitet. Auf einer von vier Gefangenen getragenen Bahre liegt ein russischer Verwundeter. Er liegt nicht eigentlich, er sitzt fast. Sein eines Bein ist durch die Explosion einer Handgranate zerfetzt. Dann machen die Träger der Bahre halt, um sich abzulösen. Sie stellen die Bahre in den Schnee, sie bleiben einen Augenblick stehen, um auszu-ruhen. Ein Hund kommt aus einer Baracke, nähert sich dem Verwundeten, schnuppert an dem blutdurchtränkten Verband. Der Verwundete faßt ihn sanft am Halsband, er streichelt ihn, und währenddessen hebt er einen Eissplitter auf, legt ihn sich in der Hand zurecht mit der scharfen Kante nach außen und haut damit dem Tier mitten vor die Stirn. Der Hund heult auf vor Schmerz, macht sich los, befreit sich aus dem eisernen Griff und läuft, aus klaffender Stirnwunde blutend, davon.

Der Verwundete lacht! Die Gefangenen lachen. »Pois, pois!« Weiter, weiter! ruft der Begleitsoldat. Der kleine Zug setzt sich wieder in Bewegung und verschwindet in den Wald hinein.

31 Arrivederci, Leningrad

Bielostrow, November

Es ist vielleicht an der Zeit, daß ich Leningrad ein herzliches Lebewohl zurufe. Seit nunmehr fast einem Jahr, seit ich zum erstenmal an diese Front kam, gehe ich immer wieder einmal bis zum Rand der Stellungsräben bei Bielostrow und schaue durch die Schußlöcher der kleinen vorgeschobenen Posten auf die gewaltige Stadt hinüber, die kalt und grau daliegt in ihrem Rahmen von Wäldern und Sümpfen. Und immer, sooft ich mich von dieser Front entferne, verspüre ich eine unbestimmte Trauer, ist mir, als verließ ich einen Ort, der inzwischen meinem Herzen teuer geworden ist durch die ach noch so lebendige Erinnerung an das harte Leben während des Winters in diesen dunklen Wäldern Kareliens.

Leningrad widersteht. Meine Voraussagen vom vergangenen Februar, als viele voreilig von einem bevorstehenden Fall der belagerten Stadt durch Hunger sprachen, haben sich bewahrheitet. Ihre augenblicklichen Existenzbedingungen sind in gewisser Hinsicht viel besser als im vergangenen Winter. Ein großer Teil der Bevölkerung wurde in den Sommermonaten über den Ladogasee evakuiert. Frische Truppen sind an die Stelle der durch die Leiden des schrecklichen Winters dezimierten Abteilungen getreten.

Nunmehr scheint der Krieg rings um die »Arbeiterfestung« sich zur Ruhe, zum Verzicht, fast zum Stillstand bequem zu haben. Es ist nicht mehr der harte Belagerungskrieg der vergangenen Monate, das ständige Hämmern der schweren Ar-

tillerie auf die Industrievorstädte im Südwesten, der wütende Rhythmus von Angriff und Gegenangriff. Etwas Reifes und Müdes ist in dieser über den Dächern Leningrads hängenden Luft: es ist die Atmosphäre von etwas drohend Bevorstehendem, und zugleich einer unbewußten Ruhepause. Ich möchte fast sagen, die Atmosphäre einer Erinnerung. Die unendliche Stadt lag bis vor wenigen Tagen im bleichen Schimmer ihrer »weißen Nächte«, die sich nach und nach den glanzlosen und nebeligen Weideflächen des Herbstes zuneigten, in einem fahlgrünen dämmernden Halbdunkel. Die Schatten der finnischen Soldaten zwischen den Bäumen tauchten gespensterhaft auf in diesem Licht einer ewigen Dämmerung. Und die russischen Stoßtrupps längs des hellen Randes der Birkenwälder dort vor uns bewegten sich langsam, als seien sie müde, als seien sie erschöpft von der leuchtenden Unnachgiebigkeit des Tages. Und bald schon wird es Winter sein, abermals die nie endende Winternacht. Ich möchte Zeit haben, die Melancholie des kühlen, feuchten Sommers dieses Jahres zu beschreiben, nach dem so grausamen Winter; die monotone Kadenz des Herbstregens auf den Blättern, auf den Blechdächern der Baracken, auf den Wachstuchmänteln der Soldaten, auf den glänzenden Kruppen der Pferde. Und ich möchte die riesige Stadt beschreiben können, wie sie in diesem einzigartig milden Spätherbst vor meinem Blick durch das kleine rechteckige Fenster dieses Korsu liegt, dieses Unterstands in der vordersten Linie der vorgeschobenen Stellungen von Bielowostrow. Es ist ein kleines Fenster, von einem Birkenholzrahmen eingefasst. Leicht beschlagenes Glas läßt die Landschaft immer verblichen erscheinen, und etwas kleiner als in Wirklichkeit, etwas ferner. Zwischen der Einfassung des Fensters zeigt sich mir das Bild der Stadt wie ein alter Druck, der an der Wand des Korsu hängt, ein verstaubter alter Druck mit einigen Moderflecken da und dort. Der Himmel ist an der einen Ecke etwas zerknittert, dort rechts oben. Ein trüber Himmel, da und dort von hellem Blau überflutet (gerade als ob ein Fluß - vielleicht ist es die Luftspiegelung der Newa - am Himmel über seine Ufer tritt und die blaß weißen Ebenen überschwemmt, auf denen die Wolken verstreut sind wie Inseln eines schwebenden, durchsichtigen Archipels). Ich betrachte aufmerksam die Farbe des Himmels, die Farbe der Dächer, der Wälder: ist wirklich Grau der vorherrschende Ton in dieser Landschaft, auf diesem alten Stich? Oder nicht doch das Rosa und ein unbestimmter, weicher Anklang an braune und grüne Töne in der schimmernden blauen Helligkeit des Laubs der Bäume? Die Stadt scheint vom Stift eines Zeichners in einem Augenblick der Müdigkeit und der Erwartung festgehalten; in genau dem langen, unendlichen Augenblick, in dem auch die unbelebten Dinge sich manchmal wie Lebewesen bedauernd, wünschend, sehnsüchtig zu einer für immer gestorbenen oder aus Enttäuschung betrogenen Zeit zurückzuwenden scheinen. Ja, das ist es: in einem Augenblick der Enttäuschung. Etwas ist vergangen, etwas ist tot im Schicksal Leningrads.

Wer genau das Licht beobachtet, das vom Himmel dieses alten Stiches herabregnet, die Materie, aus der seine Helldunkel und seine Schatten gemacht sind, für

den werden zahlreiche Zeichen sichtbar, die das Geheimnis seiner Enttäuschung enthüllen, ähnlich jener Art von Verzicht, die zu gewissen Augenblicken des Tages eine Landschaft zu fassen, sich in das Spiel der Schatten und Lichter einzuschleichen scheint, so als wäre das Ende der Natur nahe, als lagere sich ein grausames Geschick über das Leben von Pflanzen und Tieren, über die Perspektiven von Bäumen, Felsen, Gewässern, Wolken. Ist es vielleicht der Schatten des Krieges, der das vergilbte Licht dieses alten Sticks verschleiert? Vielleicht ist es die Gegenwart eines tieferen Gefühls, die Aura, das Emblem von etwas Intimerem, Geheimerem, Schicksalhafterem.

Ich bin hier, in diesem Korsu bei Bielowostrow, vor dem kleinen Fenster mit der beschlagenen Scheibe. Aufblickend sehe ich das Profil der Stadt in den zarten Horizont geschnitten. Seit fast einem Jahre bin ich Zeuge dieser Belagerung, und noch immer ist es mir unmöglich, mit dem Gemütszustand eines einfachen Zeugen diese gnadenlose Tragödie mitzuerleben. Der Krieg hat jetzt hier ein ganz präzises Aussehen, einen ganz eindeutigen Charakter bekommen. Er hat sich fast von uns abgelöst. Er ist mehr ein Bild jetzt als ein Drama. Ein uraltes Bild. Mehr als anderswo, als an den anderen Abschnitten der russischen Front, hat er hier ein Aussehen und einen Sinn von Antithese bekommen. Es ist nicht die übliche und allzu einfache Antithese zwischen Orient und Okzident, zwischen Asien und Europa; sondern eine Art Vergleich zwischen den beiden Kräften, die innerhalb der abendländischen Kultur zusammenprallen. Hier trifft das Abendland auf sich selbst, an seiner empfindlichsten und verwundbarsten Stelle. An der Stelle, an der der älteste und der modernste Geist Europas sich begegnen, sich messen, sich erproben. Es ist nutzlos zu wiederholen, was Gide in seinem »Zurück aus der Sowjetunion« schrieb: »Ce que j'aime le plus dans Leningrad, c'est Saint-Petersbourg.« Was ich am meisten in Leningrad liebe, ist Sankt Petersburg. Wie kann man das Drama Leningrads verstehen, das die Synthese des ganzen russischen Dramas ist, wenn man nicht mit ein und demselben Blick, mit ein und demselben Empfinden nicht nur die Paläste, Kirchen, Festungen, Gärten, Denkmäler der kaiserlichen Stadt umfaßt, sondern auch die Bauten aus Zement, Glas und Stahl, Fabriken, Schulen, Krankenhäuser, Arbeiterviertel, diese starren, präzisen, kalten, ausschließenden Bauten, die am Rande der alten Stadt entstanden sind und sogar im Herzen der Hauptstadt der Zaren? Denn es ist nicht möglich, im Schicksal Leningrads das, was »kaiserlich« ist, von dem zu trennen, was »proletarisch« ist, das, was Heiliges Rußland ist, von dem was kommunistisches, atheistisches, technisches, wissenschaftliches Rußland ist. Das Schicksal Leningrads bietet ein Beispiel von außerordentlicher Kontinuität und Logik. Das »Fenster«, das Peter der Große auf Westeuropa hin öffnete, ist nichts als ein Fenster, das auf die leuchtende und traurige Welt der Maschinen, auf die verödete Chromwelt der Technik geöffnet wurde.

Die Geste des Zaren, der in der russischen Mauer das »Fenster St. Petersburg« weit aufstößt, ist auch die Vorwegnahme des revolutionären Willens Lenins, der die Stadt Peters des Großen nicht zur Hauptstadt eines asiatischen Staates machen will, sondern zur Hauptstadt des Arbeiter-Europa. Das Schicksal der gewaltigen roten Fabriken des Krasni Putilowzi ist jetzt das gleiche wie das des Winterpalais, des Taurischen Palais, der St. Isaaks-Kathedrale. Die Stahlmaschinen, die stillstehen in den verlassenen Fabriken, sind jetzt wie die vergoldeten Möbel in den Sälen der kaiserlichen Paläste und der fürstlichen Palais längs der Fontanka. Die Porträts von Lenin, Stalin, Uritzki, Kirow an den Wänden der Fabriken, der Schulen, der Sporthallen, der Stalowyje und der Rabotschij-Clubs, zeigen nunmehr die gleiche Leere und enttäuschte Trauer wie die Porträts der Zaren, der Fürsten, der Bojaren, der Generäle, Admiräle, Botschafter, Höflinge, die in den Vorzimmern und Sälen des Winterpalais und des Admiralspalais an den Wänden hängen. Sogar die Sowjetsoldaten, die ich durch das Fenster dieses Korsu sich am Rande der Laufgräben dort gegenüber von Bielowostrow bei der Eisenbahn abheben sehe, sind wie verblichene Bilder am Rande einer vergangenen Geschichte, eines enttäuschten, bereits »früheren« Lebens. Unscharfe Bilder, will ich sagen, bereits außerhalb der Zeit, »dieser« Zeit. Der Krieg durchrast die Einschnitte der Jahre. Fast ist es, als sei die Belagerung Leningrads nichts als eine weit zurückliegende Begebenheit, als gehöre sie der fernen Geschichte an. Diese Bilder sind wie die menschlichen Figuren, die der Zeichner an den Rand eines Druckes graviert, um der Landschaft menschliches Maß und menschliche Proportionen zu geben. Ich will damit sagen, daß die Menschen in diesem Kriege nur als Elemente des Maßes, des Vergleichs, der Proportion zählen. Im Licht dieser ewigen Dämmerung des Nordens hebt sich die Kuppel der St. Isaaks-Kathedrale majestätisch schwankend am Horizont ab. Durchscheinender und gespenstischer als damals, da ich sie im vergangenen Februar zum erstenmal klar und unbefleckt vor dem Hintergrund der Winterlandschaft sich abheben sah. Luftig und geisterhaft wie die Kuppeln der Kirchen auf der Szenerie eines spanischen Autosacramental: wie in jenem »Tag« von »El Majico prodijoso« des Calderon della Barca, wo die Kuppel von Antiocha auf grünem Himmel hinter Cipriano und dem Demon schwankt, im »belisimo laberinto de arboles, flores y plantas«. Es war ein hellweißer Wintertag mit weichen grauen Tönen, durchzogen von tiefen blauen Lautlosigkeiten: als ich aufblickte, sah ich unvermittelt über den Dächern langsam und schwankend über der in Nebel liegenden Stadt die riesige Kuppel der St. Isaaks-Kathedrale aufsteigen. Es war wie eine Luftblase in einer Schmelzröhre, wie eine vom Wind getragene Insektenlarve oder wie eine aus dem Meeresgrund aufsteigende Qualle: nach und nach nahm sie vom Himmel Besitz, gerade wie eine enorme Meduse.

Doch heute wankt die Kuppel nur leicht, steil über einer grünen und rosa Herbstlandschaft, alles scheint vergessen, der Krieg scheint vergessen, und im Vordergrund gewinnt die wahre Tragödie der belagerten Stadt Form und leibhaftige Ge-

stalt: nicht der Krieg ist es, nicht die Belagerung, sondern das Ende »ihres« Okzidents. Jetzt ist ihre Tragödie nicht mehr die einer Stadt nur, sondern einer Zeit, eines Zeitalters, eines Mythos. Stunde, Ort, Jahreszeit und dieses langgestreckte Schweigen, betont durch einige einsame Gewehrschüsse, durch einige ferne Kanonenschläge, geben die Themen für eine Phantasie, für ein unbeteiligtes Träumen. Die Kuppel von St. Isaak explodiert lautlos im bleichen Himmel. Die Motoren, die Maschinen, die Geräte aus leuchtendem Stahl in den roten Fabriken liegen auf den Zementböden im Totenkampf. Die verödeten Straßen, übersät mit Pferdekadavern und zerschossenen Fahrzeugen, spiegeln sich in den verblichene Fensterscheiben der Zarenpaläste. Eine Atmosphäre der Entspannung, der Ruhe, fast der Ferne verschleiert und mildert die Erscheinungsformen des Krieges. Leningrad liegt bereits außerhalb unseres Zeitalters, steht bereits am Rande dieser Zeit, dieses Krieges.

Arrivederci, Leningrad. Morgen muß ich zu den eisigen Einsamkeiten Lapplands aufbrechen, in den hohen Norden, an die Front von Petsamo. Aber eines Tages werde ich zurückkehren und wieder hier an diesem Fenster sitzen, in diesem finnischen Korsu der vordersten Linie, und werde wieder diese melancholische Landschaft von Bäumen und Beton sinnend betrachten.

NACHWORT

Weshalb die Wolga ein europäischer Fluß ist

*Geschrieben 1948 und später
als Vorwort zu einer neuen Ausgabe*

Als im Juni 1941 zu Beginn des deutschen Rußlandfeldzuges meine Berichte von der ukrainischen Front im »Corriere della Sera« zu erscheinen begannen, erregten sie beim italienischen Publikum großes Erstaunen. Fast war es ein Skandal. In der englischen, amerikanischen, skandinavischen und Schweizer Presse in breiten Auszügen nachgedruckt, wurden sie von der internationalen öffentlichen Meinung als die einzige objektive Unterrichtung, als das einzig unparteiische Zeugnis über die Schlachtfelder im Sowjetland gewertet. Gleichwohl erschien es vielen Leuten in Italien, daß meine Beobachtungen und Betrachtungen nicht dem ehrlichen, mutigen Vorsatz entstammten, die Wahrheit zu sagen, sondern einer besonderen Sympathie für das kommunistische Rußland und somit einer partiischen und willkürlichen Anschauung der Ereignisse.

Aus der Tatsache, daß ich in absolutem Gegensatz schrieb zu allem, was man damals in der italienischen Presse über die Leichtigkeit und Kürze des Krieges gegen Rußland schrieb und dachte, und weil meine Berichte im offenen Wider-

spruch standen zu den Berichten aller anderen Korrespondenten, auch des »Corriere della Sera« selbst, zogen viele Leser den Schluß, daß ich von Parteigeist angeregt sei: und es gab nicht wenige, die mich als Defätisten hinstellten und laut meine sofortige Abberufung von der russischen Front und eine Maßregelung forderten. Heute vermag jedermann nachzuprüfen, daß ich klar sah und daß die mir vorgeworfene Sympathie für das kommunistische Rußland nur objektive Einsicht war, wie mir sogar Togliatti erklärte, als er mich zu Ostern 1944 besuchte und mich zu meinen Berichten beglückwünschte. Aber objektive Einsicht war auch zu jener Zeit ein Verbrechen. Im September 1941 wurde ich durch Goebbels' Einschreiten von den deutschen Militärbehörden aus dem russischen Frontbereich ausgewiesen, trotz den Protesten des Generals Messe, Befehlshaber des italienischen Expeditionskorps in Rußland. Obgleich die faschistische Zensur, die militärische wie die zivile, die Veröffentlichung meiner Berichte, wenn auch widerwillig, erlaubt hatte, drohte Mussolini mir, mich abermals nach Lipari zu verbannen, hielt mich dann vier Monate lang in Quarantäne, bis er im Januar 1942, als die militärischen Ereignisse - Hitlers Rückzug von Moskau auf Smolensk - mein Urteil und meine Voraussagen zu bestätigen schienen, meine Wiederverwendung an der russischen Front befahl. Diesmal ersuchte und erreichte ich, nach Finnland geschickt zu werden, wo Hitler keine unmittelbare Befehlsgewalt hatte. Und ich blieb in Finnland die beiden Jahre bis zum Sturz Mussolinis. Zwei Tage danach, am 27. Juli 1943, kehrte ich nach Italien zurück.

Man darf nicht außer acht lassen, daß ich Kriegskorrespondent Italiens war, in der gleichen Lage wie die anderen dreihundert an allen Fronten, in Libyen, auf dem Balkan und in Rußland den italienischen Truppen zugeteilten Journalisten auch: niemand wundere sich also über die Tatsache, daß ich mich bei den Truppen der Achsenmächte befand und nicht bei den Engländern oder Russen. Es war nicht meine persönliche Schuld, wenn ich Staatsbürger eines der Länder der Achse war und wenn die Russen, Engländer und Amerikaner Bürger alliierter Staaten waren.

Von Beginn des russischen Krieges an half mir meine Kenntnis Sowjetrußlands und seiner Probleme sehr, die Natur der Ereignisse zu beurteilen und ihre unvermeidliche Entwicklung vorauszusehen.

Was ich auf den Schlachtfeldern beobachtete, war nur die Bestätigung, der Beweis für das, was ich seit zwanzig Jahren über das kommunistische Rußland geschrieben hatte. (»La rivolta dei Santi maledetti«, 1921, »Intelligenza di Lenin«, 1930, »Technik des Staatsstreichs«, 1931, »Le bonhomme Lenine«, 1932.)

In meinen persönlichen Erfahrungen mit russischen Dingen habe ich mich stets geweigert, Sowjetrußland von jenem Standpunkt aus zu beurteilen, den man den »bürgerlichen«, das heißt einen notwendig nicht-objektiven Standpunkt nennen

könnte. »Objektivität ist nicht das Grundelement bürgerlicher Intelligenz«, schrieb ich 1930 in meinem Vorwort zum Buch Fülöp-Müllers »Antlitz des Bolschewismus«. Und ich sagte dort weiter, daß »die sicherste Verteidigung gegen die Gefahren des Bolschewismus für die bürgerliche Intelligenz darin bestehen sollte, die revolutionären Phänomene des modernen Zeitalters zu verstehen. Das Nichtverstehen dieser Phänomene ist das deutlichste Zeichen der Dekadenz des Bürgertums.« Und nicht nur des italienischen Bürgertums, sondern der gesamten europäischen Bourgeoisie; der Englands insbesondere. Über diese ist das interessanteste, in gewissem Sinne endgültige Urteil noch heute jenes, das der liberale englische Nationalökonom Keynes in seiner berühmten Abhandlung »A short view of Russia« 1929 aussprach. Ich bestreite, daß man Sowjetrußland begreifen kann, ohne sich zuvor seiner bürgerlichen Vorurteile entledigt zu haben; und es ist klar, daß, wer Sowjetrußland nicht begriffen hat, es nicht bekämpfen und noch weniger besiegen kann.

Unter den vielen bürgerlichen Vorurteilen über das kommunistische Rußland ist das hartnäckigste jenes, das den Bolschewismus als ein typisch asiatisches Phänomen hinstellt. Diese Erklärung der bolschewistischen Revolution und der Probleme, die sie Europa aufgibt, ist zu einfach und bequem, als daß man sie gefahrlos hinnehmen darf. Der Titel dieses Buches, »Die Wolga entspringt in Europa«, will gerade auf dieses klägliche Fehlurteil hinweisen. Schon 1930 schrieb ich, daß »das Antlitz des Bolschewismus nicht, wie man glaubt, asiatische Züge zeigt. Es ist ein europäisches Antlitz«. Die Wahrheit ist, daß der Kommunismus ein typisch europäisches Phänomen darstellt. Hinter den dorischen Säulen der Piatiletki, der Fünfjahrespläne, hinter den Säulen der Statistiken des Gosplan, erstreckt sich nicht Asien, sondern ein anderes Europa: »das andere Europa«. In dem gleichen Sinne, wie auch Amerika ein anderes Europa ist. Die stählerne Kuppel des Marxismus + Leninismus + Stalinismus (der gigantische Dynamo der UdSSR in Lenins Gleichung: Sowjet + Elektrifizierung = Bolschewismus) ist nicht das Mausoleum Dschingiskhans, sondern - eben in dem Sinne, der keinem Bürgerlichen gefällt - das andere Parthenon Europas. »Die Wolga«, sagt Pilniak, »ergießt sich ins Kaspische Meer.« Ja, aber sie entspringt nicht in Asien: sie entspringt in Europa. Sie ist ein europäischer Strom. Themse, Seine, Tiber (und auch der Potomak) sind seine Nebenflüsse.

An diese Wahrheit mußte damals, 1941 (wie noch heute), erinnert werden, da viele sich der oberflächlichen Annahme überließen, der deutsche Krieg gegen Sowjetrußland sei einfach ein Krieg Europas gegen Asien. 1941 kämpfte das deutsche Europa gegen europäische Völker, gegen europäische Ideologien: sowohl wenn es gegen England und Amerika, wie wenn es gegen das sowjetische Rußland Krieg führte. »Wenn eines Tages«, schrieb ich damals, »der Waffenlärm sich gelegt haben wird und man klaren Sinnes wird urteilen können, dann wird sich zeigen, daß dieser Krieg gegen Sowjetrußland nicht als ein Kampf gegen die

mongolischen Horden eines neuen Dschingiskhan verstanden werden darf, sondern als einer jener sozialen Kriege, wie sie stets einer neuen politischen und sozialen Ordnung der Völker vorausgehen und diese vorbereiten.«

Diese Worte waren damals richtig, und sie sind noch richtiger heute: denn der Slogan des deutschen Krieges (eines ausgesprochen bürgerlichen Krieges) gegen Sowjetrußland, »Europa gegen Asien«, ist heute zum Slogan des Atlantikpakts geworden. Auch heute sind, wie im Jahre 1941, die beiden sich entgegenstehenden Kräfte nicht Europa und Asien, sondern die Moral des Bürgers und die Moral des Arbeiters. Dieses Buch ist deswegen auch heute noch aktuell; nicht so sehr, weil es den »sozialen« Charakter des letzten wie auch jedes möglichen künftigen Krieges gegen Sowjetrußland zeigt, sondern weil es das Grundproblem des heutigen Europa aufwirft: die Unversöhnbarkeit der Bürgermoral und der Arbeitermoral, welche letztere die Moral der modernen Welt ist. Nach meiner ursprünglichen Absicht sollte dieses Buch den Titel »Krieg und Streik« erhalten. Nicht weil dieser Titel in seinem Tonfall an Tolstois »Krieg und Frieden« denken läßt (es gibt keine Analogie zwischen dem deutschen Krieg gegen die Sowjetunion und dem romantischen, undurchdachten Feldzug Napoleons), sondern weil er mir besser als jeder andere den sozialen Charakter dieses Krieges hervorzuheben schien, und die grundlegende Bedeutung, welche die »Arbeitermoral« in der sowjetischen Militärmacht hatte, und morgen haben wird, wo neben den Waffen und den Elementen der Kriegskunst wie Disziplin, technische Ausbildung, taktische Organisation usw. alle jene sozialen Elemente des Klassenkampfes und der revolutionären Technik des Proletariats überwogen und überwiegen, die man zusammenfassend mit dem Wort »Streik« wiedergeben kann.

Die fascistische Zensur verbot den Titel »Krieg und Streik«: ohne Zweifel aus der berechtigten Sorge heraus, daß die Leser diesem Titel den Sinn einer beabsichtigten und gefährlichen Gegenüberstellung der Tatsache »Streik« und der Tatsache »Krieg« unterlegen möchten und auf den Gedanken kommen könnten, die wirksamste Waffe gegen den Krieg, gegen jedweden Krieg, sei der Streik. Ich wollte nicht nur dies, aber auch dies mit meinem Titel zu verstehen geben; so war ich gezwungen zu behaupten, was auch die fascistische Zensur nicht gut bestreiten konnte: die Wolgaquelle liegt wirklich in Europa, und die Wolga ist ein europäischer Fluß. Aber auch dieser neue Titel konnte nicht verhindern, daß mein Buch nicht ausgeliefert wurde: die Druckerei des Verlages Bompiani, in welcher die Auflage bereits verpackt und versandbereit lag, wurde am 18. Februar 1943 Opfer eines Luftangriffs, und die gesamte Auflage verbrannte. Das Buch wurde in einer anderen Druckerei ein zweitesmal gesetzt und gedruckt und erschien Ende August 1943. Doch nach wenigen Tagen, am 15. September, verfügten die deutschen Militärbehörden, die nach dem Waffenstillstand vom 8. September Besatzungsbehörden geworden waren, die Beschlagnahme: das Buch mußte eingestampft werden und erlebte erst 1948 eine Neuausgabe in Paris [dann 1952 in

Italien, letztere mit einem gänzlich unerwarteten Publikumserfolg]. Von meinem gesamten literarischen Werk wurden während des faschistischen Regimes neun Bücher verboten oder beschlagnahmt. Der Titel »Krieg und Streik« war mir jedenfalls am geeignetsten erschienen, um den intelligenten Leser, der die Probleme unserer Zeit kennt und weiß, daß sie nicht ohne langen und harten Kampf gelöst werden können, zu bewegen, ernsthaft über den tieferen Sinn des deutschen Krieges gegen Rußland nachzudenken und in diesem Kampf auf Leben und Tod zwischen Nazismus und Kommunismus die moralischen, sozialen, technischen Elemente aufzuspüren, die ihn zu einer Episode - bis heute der furchtbarsten - nicht des jahrhundertelangen Kampfes zwischen Europa und Asien, sondern des Klassenkampfes innerhalb dieses Europas machen.

Der deutsche Krieg gegen die Sowjetunion war nur der »bürgerliche« Prolog einer proletarischen Tragödie. Es sei mir gestattet, wenn auch mit der nötigen Vorsicht, meine Ansicht über die Tragödie, die dieser Prolog ankündigt, darzulegen. Es wird eine proletarische Tragödie sein, denn es werden nicht mehr die politischen und sozialen Institutionen, wie sie dem Bürgertum entsprechen, im Spiele sein: wir werden nicht mehr einen Kampf zwischen den bürgerlichen politischen und sozialen Institutionen auf der einen und den proletarischen politischen und sozialen Institutionen auf der anderen Seite erleben, sondern einen Kampf zwischen den proletarischen Institutionen demokratischer Form und demokratischen Geistes und den proletarischen Institutionen antidemokratischen Gepräges. Es wird, unter neuen Aspekten, eine Wiederholung sein des alten, ewigen Kampfes zwischen Demokratie und Antidemokratie. Aber diesmal wird es nicht mehr ein Kampf sein zwischen zwei Klassen, der »bürgerlichen« und der »proletarischen«, sondern zwischen den zwei Faktionen, in die sich das Proletariat bereits spaltet: demokratische Faktion und antidemokratische Faktion. Der deutsche Krieg gegen Sowjetrußland war der letzte Versuch des Bürgertums, sich dem russischen Kommunismus entgegenzustellen; der Versuch ist gescheitert. Das bürgerliche Europa vermag nun nichts mehr - und ich glaube mich nicht zu täuschen - gegen das proletarische Rußland. Es hat die Karten seines Spiels an die große »bürgerliche« Demokratie Amerikas abgegeben. Es scheint mir unvermeidlich, daß es einen amerikanischen Versuch geben wird, sich dem russischen Kommunismus entgegenzustellen. Auch wenn es Amerika gelingen würde, die Sowjetmacht niederzuwerfen, würde sein Sieg die Probleme in Europa, die den Geist der proletarischen Massen aufwühlen, ohne Lösung lassen. Europa, vergessen wir das nicht, ist arm: es könnte niemals demokratisch sein im amerikanischen Sinne des Wortes. Einer der Grundirrtümer der antikommunistischen Politik Amerikas ist der, zu glauben, daß der Sieg Amerikas über Sowjetrußland in Europa die amerikanische Demokratie herbeizuführen vermöchte, die eine politische, soziale, wirtschaftliche Form reicher Länder und nicht armer Länder ist. Die Amerikaner haben 1919 wie 1945 den gleichen Fehler begangen: sie glaubten, daß der Sieg über das Deutschland Wilhelms II., und dann Hitlers, Europa die amerikanische Demokra-

tie bringen werde. Ich weiß nicht, was ihnen die Überraschung oder die Enttäuschung bedeutete, als sie erkannten, daß die Folgen ihres Sieges von 1919 Kommunismus und Faschismus waren; sie sind heute nicht weniger überrascht und enttäuscht, wenn sie feststellen, daß Europa seit 1945 im Begriffe ist, in Auswirkung der Furcht vor einem bevorstehenden Kriege zwischen USA und UdSSR, eine Entwicklung im antidemokratischen Sinn zu nehmen. Wenn hingegen die Auseinandersetzung zwischen Amerika und Rußland erst in vielen Jahren stattfinden sollte, wenn folglich eine lange Friedenszeit den proletarischen Massen Westeuropas erlauben würde, eine unumgängliche Entwicklung im demokratischen Sinn durchzumachen, dann glaube ich fest, daß der Kampf zwischen den demokratischen und antidemokratischen Prinzipien sich nicht unter dem Aspekt eines Krieges zwischen der bürgerlichen amerikanischen Demokratie und dem russischen Kommunismus abspielen würde. Die Auseinandersetzung müßte sich dann vollziehen zwischen der proletarischen Demokratie Westeuropas und der proletarischen Diktatur Rußlands, zwischen der »Arbeitermoral« Westeuropas und der »Arbeitermoral« Sowjetrußlands. Es ist wahrscheinlich, daß in diesem Kampf die bürgerliche amerikanische Demokratie die proletarische westeuropäische Demokratie unterstützen und sich noch einmal für die Interessen Europas schlagen würde, in einem Krieg, der alle Aspekte und alle Charakterzüge eines »europäischen« Krieges trüge, auch wenn er die Völker nicht nur Europas, sondern auch der anderen Erdteile einbezieht. Amerika könnte in diesem Kampf nur eine sekundäre Rolle spielen und nur das Gewicht seiner materiellen Macht beisteuern. Amerika könnte eine rein amerikanische Politik vielleicht in jedem beliebigen Teil der Welt durchsetzen, aber nicht in Europa: früher oder später wird Amerika immer dazu gelangen, in Europa der Politik seiner europäischen Verbündeten zu folgen und sich für deren Interessen zu schlagen. Es ist das gleiche, was bereits Persien geschah, als es sich in die inneren Kämpfe der hellenischen Welt einmischte. Und es ist das gleiche, was zwangsläufig auch Sowjetrußland geschehen wird: es wird in einen Konflikt mit der bürgerlichen amerikanischen Demokratie und mit den proletarischen Demokratien Westeuropas hineingezogen werden nicht durch seine asiatischen Interessen, sondern durch die Interessen der europäischen Staaten, die es kontrolliert (Polen, Tschechoslowakei, die Balkanländer, usw.) und wo es mehr oder weniger verhüllte Formen von proletarischer Diktatur unterhält. Es wird sich für Europa schlagen, für die Interessen der europäischen proletarischen Diktaturen. Asien ist schließlich immer der Politik der europäischen Staaten gefolgt und wird ihr immer folgen; was von Persien und von Rußland gilt, gilt auch von diesem Asien des Westens, das für Europa jetzt Amerika ist.

Dieses Buch ist das erste, das den verhüllten Sinn dieser europäischen Tragödie des deutschen Krieges gegen Sowjetrußland sichtbar werden läßt. Es zeigt nicht nur Natur und Verhängnis des »sozialen Krieges«, sondern auch die Sowjetsoldaten auf dem Schlachtfeld: wie sie kämpfen, wie sie angreifen, wie sie sich vertei-

digen, wie sie fliehen, wie sie sich ergeben, wie sie, häufig bis zum Tode, Widerstand leisten. Es zeigt ihren Geist, ihre militärische Technik, ihre »Arbeitermoral«. Man vergesse beim Lesen niemals den Ausdruck: Arbeitermoral. In diesem Buch erlebt man die Arbeitermoral, also die Moral der modernen Welt, zum erstenmal auf dem Schlachtfeld.

Das Hauptproblem des heutigen Europa ist folglich: kann die bürgerliche Moral sich gegen die Arbeitermoral verteidigen? Wird die Zukunft Europas aus dem Zusammenprall zwischen bürgerlicher Moral und Arbeitermoral entstehen, oder aus dem Zusammenprall der Arbeitermoral Westeuropas, verkörpert in den unausweichbar kommenden proletarischen Demokratien des europäischen Westens, mit der proletarischen Diktatur der Sowjetunion?

Über den russischen Krieg gibt es einige Bücher russischer Kriegskorrespondenten, und als bemerkenswertestes wohl das Buch von Konstantin Simonow »Tage und Nächte in Stalingrad«. Sie sind alle so von patriotischer Rhetorik durchtränkt, so sehr den Bedürfnissen der kommunistischen Propaganda untergeordnet, daß ihr objektiver und dokumentarischer Wert gleich null ist. In diesen sowjetischen Kriegsbüchern gleichen die russischen Offiziere und Soldaten den Figuren aus der »Bibliothèque rose« der Comtesse de Segur, geborene Rostopschin. Es ist erheiternd zu denken, daß die Verfasserin der Romane der »Bibliothèque rose« die Tochter jenes grausigen und grotesken Grafen Rostopschin war, der Moskau in Brand setzen ließ. Die Verfasser russischer Kriegsbücher gleichen alle den Enkeln der Gräfin Segur, die Enkelinnen des Grafen Rostopschin geheiratet haben. Die russischen Offiziere und Soldaten, denen man in solchen Büchern begegnet, sind lauter Helden, lauter goldene Seelen, voller zarter Gefühle, sind lauter brave Kerle, der edelsten Opfer fähig und völlig unfähig auch der geringsten nicht ehrenvollen Handlung. Keiner von ihnen hat jemals Angst, keiner flieht, keiner verrät, keiner begeht je einen Akt der Grausamkeit oder Feigheit. Nun ist - ich bedauere das behaupten zu müssen - die Sowjetarmee die einzige, die in diesem Kriege dem Heer des Feindes, das heißt den Armeen Hitlers, zahlreiche »antisowjetische« Truppenverbände gestellt hat, die aus den russischen Gefangenenlagern rekrutiert wurden. Hätten die Deutschen die Mittel dazu gehabt, so hätten sie an die zwei Millionen sowjetischer Gefangener bewaffnen und einsetzen können, größtenteils Ukrainer, Kleinrussen, Kaukasier, Tscherkessen, Turkmenen, Tataren: was bedeutet, daß der Kommunismus, wenigstens der in Rußland angewandte, als Idee nicht stark genug ist, um innerhalb der Union der Sowjetrepubliken die von den Russen jeweils nach Rasse, Religion, Sprache und Sitten unterschiedenen Völker zu verschmelzen. In seiner berühmten Proklamation vom 8. Mai 1945 dankte Stalin für ihren Beitrag zum Siege allen Völkern der Sowjetunion für ihre unerschütterliche Treue, »aber vor allem den Russen«.

Die Moral, der in diesen russischen Kriegsbüchern Offiziere und Soldaten zu gehorchen scheinen, ist nicht die »Arbeitermoral«, sondern eine Moral, die sich von der des Bürgers im landläufigen Sinne nur wenig unterscheidet. Mein Urteil zu bestätigen genügen die Kriegsberichte englischer und amerikanischer Korrespondenten, unter denen am bemerkenswertesten vielleicht jene sind, die Erskine Caldwell, der Verfasser von »Tobacco Route«, später unter dem Titel »Moscow under Fire« gesammelt herausgegeben hat. Diese amerikanischen und englischen Reportagen lassen durch ihren gezwungenen Ton, die ungenaue Ausdrucksweise, die Rhetorik, durch das Unsinnige allzu konventioneller und nacherzählter heroischer Episoden erkennen, daß sie nach dem Hörensagen erzählen und nicht auf Grund unmittelbaren Erlebens. Sie schrieben fern den Schlachtfeldern, jenseits von Moskau, denn die Sowjetbehörden verboten ihnen an die Front zu gehen. Und das erklärt zum Teil, warum die englischen und amerikanischen Kriegsberichterstatter, trotz ihres Anspruchs freie Menschen zu sein - die freiesten und mutigsten der Welt, verglichen wenigstens mit uns armen Lateinern, feige und verlogen wie wir sind - sich damit begnügen mußten, die offiziellen russischen Nachrichten breitzutreten, häufig unter Diktat zu schreiben und wie alle sowjetischen Kriegskorrespondenten den Richtlinien der Moskauer Propaganda zu folgen. Ich saß weder in Rom noch in Berlin und erst recht nicht in Moskau: ich war an der russischen Front, anfangs mit den italienischen und rumänischen Truppen in der Ukraine, später beim finnischen Heer in Karelien und Lappland. Ich beschrieb den Krieg in Rußland, indem ich lediglich bemüht war, objektiv zu schildern, was ich sah, und der italienischen Zensur die Sorge überließ, aus meinen Berichten zu streichen, was sie dem italienischen Publikum mitzuteilen für unzumutbar oder gefährlich hielt. Ich muß andererseits feststellen, daß die im »Corriere della Sera« veröffentlichten und hier wieder abgedruckten Texte bis auf ein paar Einzelheiten das sind, was ich geschrieben habe.

Natürlich war das, was man zwischen den Zeilen las, viel interessanter als das, was ich offen schrieb. Nach zwanzig Jahren Faschismus, das bedeutet Zensur, waren die italienischen Schriftsteller und Journalisten Meister geworden in der Kunst zwischen den Zeilen zu schreiben. Im übrigen ist dies eine typisch italienische, sehr alte Kunst, da es seit langen Jahrhunderten in Italien für den Schriftsteller keine Freiheit gab. Und das italienische Publikum brachte es zu großer Meisterschaft im Lesen zwischen den Zeilen. Auch für den fremden Leser wird es heute leicht sein, zwischen den Zeilen meines Buches zu lesen, da die Ereignisse, die ich vorausmeldete, später Wirklichkeit wurden und allen bekannt sind. Doch im Sommer 1941, zu Beginn des Krieges mit Rußland, als ich die Kapitel von »Die Wolga entspringt in Europa« schrieb, war es nicht leicht, die Niederlage Deutschlands vorauszusehen, und es war gefährlich, für Rußland günstige Voraussagen zu machen. Man möge nicht vergessen, daß ich Kriegskorrespondent des »Corriere della Sera« war, das heißt einer italienischen Zeitung. Der Leser wird die Unabhängigkeit meines Urteils um so richtiger einschätzen können,

wenn er sich jenen Sommer 1941 vor Augen hält, als alle alliierten Zeitungen, einschließlich der englischen, und die ganze neutrale Presse, einschließlich der amerikanischen, und die öffentliche Meinung aller Länder, einschließlich Frankreichs, einstimmig die Niederlage Rußlands für unvermeidbar hielten.

Die Stellung Italiens zum Kriege gegen Rußland war wesentlich verschieden von der Deutschlands. Obgleich an der russischen Front eine italienische Armee eingesetzt war (200 000 Mann, von denen nur 14000, das ist 7 Prozent, in die Heimat zurückgekehrt sind), betrachtete die öffentliche Meinung Italiens den Krieg gegen Rußland als eine rein deutsche Angelegenheit, die nicht in den Rahmen der auf Mittelmeer und Libyen beschränkten italienischen Kriegführung hineingehörte. Nicht einmal Mussolini verhehlte - was Cianos Tagebuch heute bezeugt - seine Uneinigkeit mit Hitler im Hinblick auf den Rußlandfeldzug. Mussolini war ein erstes Mal von Hitler im August 1939 überspielt worden, als Deutschland, ohne ihn zu fragen oder vorzubereiten, mit Rußland ein Bündnis einging und somit den Antikominternpakt brach; er war von Hitler ein zweites Mal im Juni 1941 überspielt worden, als Deutschland ohne ihn zu fragen oder vorzubereiten Rußland den Krieg erklärte.

Mussolini war bekanntlich sehr empfindlich, und sein Ärger und Groll machten sich häufig Luft. Bis dahin hatten die Deutschen immer und überall gesiegt; die Italiener waren an allen Fronten, außer zur See, geschlagen worden. »Ah, wenn Gott in seiner Gerechtigkeit sich herbeilassen wollte, Hitler eine kleine, eine ganz kleine Niederlage zu bescheren!« Jegliche Schlappe wäre sowohl von Mussolini wie vom italienischen Volk mit Genugtuung aufgenommen worden, fast als ein moralischer Ausgleich (nach dem Gesetz, das alle wider die Natur geschlossenen Bündnisse regiert). Auf Grund dieser psychologischen Situation ist es nicht erstaunlich, wenn im Juni 1941, zu Beginn des Rußlandkrieges, meine ersten Berichte von der Front in Italien große Verwunderung und nahezu einen Skandal hervorriefen. Die große Mehrzahl der »bürgerlichen« Leser des »Corriere della Sera« - jene, die in ihrem Herzen sich wünschten, Rußland möge von den Deutschen und Deutschland von den Alliierten besiegt werden, doch nur Deutschland, wohlverstanden, nicht auch Italien-, diese Leser wunderten sich nicht nur, daß ich in absolutem Widerspruch zu schreiben wagte mit dem, was ausnahmslos alle anderen Kriegskorrespondenten schrieben, sondern auch, daß man veröffentlichen ließ, was ich schrieb. Die ganze bürgerliche Welt war gleichzeitig zufrieden und aufgebracht über meine Berichte. In den Arbeitervierteln der großen Industriestädte des Nordens erweckten meine Berichte alte, niemals völlig aufgegebene Hoffnungen zu neuem Leben. Eugenio Reale, einer der Führer der Kommunistischen Partei Italiens, nach dem Krieg Botschafter in Warschau und Staatssekretär im Außenministerium, hat mir erzählt, wie auf der Insel Ponza, wohin er während des Krieges verbannt worden war, meine Berichte von allen Verbannten und besonders den Kommunisten mit verständlicher Spannung erwartet und gie-

rig gelesen wurden; »durch Ihre Berichte«, sagte er mir, »begannen wir zu begreifen, daß Deutschland den Krieg bereits verloren hatte«.

Ich führe das Zeugnis Reales, wie früher schon das Zeugnis Togliattis an, um jenen zu antworten, die aus meiner und meiner Kollegen Eigenschaft als Kriegsberichterstatter an der russischen Front schließen wollen, daß wir hitlerfreundlich waren. Muß ich wirklich wiederholen, daß Deutschland unser Verbündeter war? Daß es seltsam gewesen wäre, wenn wir, statt mit Hitlers Beamten, Offizieren und Soldaten, mit denen Stalins Umgang gehabt hätten? Ich erwähnte schon meine strafweise Rückberufung nach Italien auf Grund deutscher Proteste. Hitlers Truppen standen vor den Toren Moskaus, die russische Armee schien, entgegen meinen Voraussagen, unrettbar geschlagen. Was hatte mich bewogen, von Anfang an überzeugt zu sein, daß Deutschland den Krieg gegen die Sowjetunion verloren habe?

Schon in den ersten Tagen dieses Feldzuges, im Juni 1941, beobachtete ich eine einzigartige Tatsache: dieser Krieg stellte zum erstenmal nicht zwei Heere einander gegenüber, die in herkömmlicher Weise aus Bauern, aus Landbewohnern bestanden (wie das französische, polnische, italienische, jugoslawische, rumänische Heer), sondern zwei Heere, die sich zum großen Teil aus Arbeitern zusammensetzten; ja, die Moral des russischen wie des deutschen Heeres war nicht mehr die »bürgerliche Moral« der bisher kämpfenden Heere, sondern die neue »Arbeitermoral« dieser hochindustrialisierten Länder. Bis dahin, das heißt von 1939 bis 1941, hatten die überwiegend aus Bauern bestehenden Armeen dem stählernen deutschen Faustschlag nicht widerstehen können, das heißt den deutschen Arbeiterarmeen aus kleinen, aber hervorragend ausgebildeten und ausgerüsteten Einheiten von hochqualifizierten Industriearbeitern und Technikern. Der unerwartete sofortige Zusammenbruch des polnischen Heeres 1939, des französischen Heeres 1940, der jugoslawischen Armee 1941 erklären sich auch und vor allem aus der Tatsache, daß Bauernheere, organisiert wie jene des ersten Weltkrieges und aufgebaut auf einer auf den Menschen ausgerichteten Disziplin, einem Heer von Arbeitern gegenüberstanden, die durch eine auf die Maschine ausgerichtete Disziplin zusammengehalten wurden.

Die Moral der Infanterie von einst, der traditionellen Heere, war fast ausschließlich auf menschliche Werte gegründet, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das den Menschen an den Menschen bindet, auf den Korpsgeist, der eine Form der Solidarität zwischen Menschen ein und derselben Einheit ist. Die Moral der modernen Heere, die »Arbeitermoral«, ist fast allein auf technische Werte gegründet, in denen die menschlichen Werte nur wenig Raum finden, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das den Menschen an die Maschine bindet, auf den Mannschaftsgeist der Arbeit an Einzelteilen, auf die Technik.

In den modernen Heeren ist es der Mensch, der von der Maschine abhängig ist, nicht diese von jenem. In den herkömmlichen Bauernheeren ist es das Gewehr, also die individuelle Waffe, ist es das Maschinengewehr, die Kanone, die vom Menschen abhängen, und nicht dieser von jenen; die Bauernheere sind abhängig von Schuhzeug, von Straßen und Wegen, von natürlichen Hindernissen, von der Jahreszeit. Die Maschinen der modernen Heere kennen keine natürlichen Hindernisse. Der Bauer ist langsam, er zögert, ihm fehlt Phantasie und Entschlußfreudigkeit. Der Arbeiter ist rasch in seinen Entschlüssen, und diese Schnelligkeit wird durch die Geschwindigkeit der Maschine entwickelt und unterstützt. Ich füge hinzu, daß die Maschine eine größere Phantasie hat als der Mensch, eine größere moralische Freizügigkeit als der Mensch. Die beiden sich gegenüberstehenden Heere, das deutsche und das russische, waren also in gleicher Weise angelegt und aufgebaut: es waren zwei Arbeiterheere. Aber das deutsche Kriegspotential, das auf einer schmalen Front und in einem raschen Feldzug sich dem polnischen, französischen oder jugoslawischen Kriegspotential unendlich überlegen gezeigt hatte, erwies sich jetzt, auf der riesigen russischen Front, als seiner Aufgabe nicht gewachsen. Die Taktik des Blitzkrieges setzt, um mit Erfolg angewendet zu werden, einen mit allen Kräften auf schmaler Front konzentrierten Feind voraus. In der unendlichen Weite der russischen Ebene verlor sich die deutsche Armee wie ein Fluß im Sand.

Wenn in den ersten Tagen des Rußlandfeldzuges die hitlerische Armee den Anblick einer riesigen Fabrik auf dem Marsch bot, so erschien sie zwei Wochen später wie ein Fächer dünner motorisierter Kolonnen, die über einen grenzenlosen und im Leeren schwankenden Raum verstreut sind. Der deutsche Generalstab hatte die Hoffnung aufgegeben, an der russischen Front den Blitzkrieg mit Erfolg durchführen zu können und hatte auf die Infanterie zurückgegriffen. Man sah damals ein ungewöhnliches Schauspiel: die gleiche hitlerische Armee, die in ihre harten Stahlgehäuse von Panzerwagen und Fahrzeugen gehüllt die russische Grenze überschritten hatte, verwandelte sich nach und nach in eine Infanteriemasse, bewaffnet, ausgerüstet, ausgebildet und gegliedert nach den überlieferten Methoden früherer Heere. Die deutschen Soldaten rückten zu Fuß vor, unter der Last ihres Gepäcks, das Gewehr über der Schulter, die langstieligen Handgranaten am Koppel und in den Stiefelschäften, genau so wie ich sie einst im Juli 1918 in Frankreich, an der Champagnefront, gegen uns vorgehen sah.

Der fürchterliche Verschleiß an Transportmitteln auf deutscher Seite beruhte vor allem auf den riesigen Entfernungen, auf dem Zustand der Straßen oder besser der Pfade, die die häufigen Regenfälle in Sümpfe verwandelten, und auf der Beschaffenheit des Geländes, das nicht, wie viele sich vorstellen und wie es dem Blick erscheint, eine platte einförmige Ebene ist, die sich ohne eine Falte, ohne einen Bruch bis ins Unendliche erstreckt, sondern eine Abfolge kleiner Plateaus, die alle fünfzehn oder zwanzig Kilometer von hundert Meter tiefen Einsenkungen

unterbrochen sind, auf deren Grund ein kleiner, träger Wasserlauf dahinschleicht, mit wenigen Dörfern an seinen Ufern, in geschützter Lage. Um diese Schluchten mit ihren steilen, schlammigen Hängen zu überqueren, mußten die deutschen Fahrzeuge gewaltige Anstrengungen vollbringen; die, denen es gelang nicht abzugleiten, nicht den schroffen Hang hinunterzurollen, um am Grunde der Schlucht zu zerschellen, mußten den gegenüberliegenden Hang emporklimmen, und bei dieser Kraftleistung versagten die Motoren, die Chassisrahmen verbogen sich, Bolzen und Achsen brachen, Räder sprangen ab. Jede dieser Schluchten wurde zu einem Friedhof von Fahrzeugen.

Man muß hinzunehmen, daß 1941 die deutschen Fahrzeugkolonnen nicht mehr einheitlich waren, wie 1939 und 1940, das heißt nicht mehr aus einer begrenzten Anzahl von Typen deutscher Fabrikation bestanden, für die bei den Werkstattzügen, die jeder größeren Einheit folgten, die Ersatzteile bereitlagen. 1941 bestanden an der russischen Front die deutschen motorisierten Kolonnen aus Fahrzeugen der verschiedensten Typen und Marken, nicht nur aus solchen deutscher, sondern auch französischer, italienischer, tschechischer, englischer, amerikanischer Herkunft (Peugeot, Renault, Fiat, Citroen, Ford und sogar Rolls-Royce), die man in den besetzten Ländern requiriert hatte. Wenn eines der Fahrzeuge eine Panne hatte, konnte der Werkstattzug nicht immer das Ersatzteil liefern und der Wagen blieb an der Straße liegen. Während des napoleonischen Feldzuges 1812 waren die von der Grande Armee auf dem Vormarsch gegen Moskau benutzten Straßen durch Polen und Litauen übersät von Pferdekadavern, von Fourage- und Munitionswagen mit gebrochenen Achsen. 1941 waren die von den Deutschen benutzten Pisten und Rollbahnen übersät mit zur Seite gewälzten Kraftfahrzeugen. Man muß hinzufügen, daß sobald es zu regnen begann - und jeden Tag regnete es eine halbe oder ganze Stunde -, die Pisten sich mit einer dünnen Schicht klebrigen, glitschigen Schlammes überzogen, gleich einer Glycerinschicht, auf welcher die Räder der Lastwagen im Leeren liefen, und bei dieser vergeblichen Anstrengung gingen Motoren und Rahmenbau in Stücke. Der verhängnisvolle Irrtum der Deutschen war es, daß sie sich in den Kopf setzten, um jeden Preis weiterzumarschieren, statt auf das Abtrocknen des Geländes zu warten.

Ein russischer Gefangener erklärte eines Tages den Deutschen - aber es war schon zu spät: die deutschen motorisierten Kolonnen waren bereits in einen Haufen verbogenen rostigen Alteisens verwandelt -, daß die Russen, sobald es zu regnen begann, Befehl hatten haltzumachen und an Ort und Stelle zu warten, bis das Gelände wieder trocken war, eben um nicht nutzlos Fahrzeuge und Treibstoff zu vergeuden, wohl wissend, daß der Feind inzwischen trotz all seiner Anstrengungen nicht einen Schritt weiter vorrücken konnte. Es ist interessant festzustellen, daß beim Erreichen des Dnjepr-Ufers die ungenügend motorisierte italienische und rumänische Armee in sehr viel besserem Zustand war als die hitlerischen Armeen. Wenn wir einmal von jeder politischen Erwägung absehen, die für

die Beurteilung des Wertes einer Truppe wenig Bedeutung haben kann, muß man gerechterweise anerkennen, daß sowohl die italienische wie die rumänische Armee an der russischen Front prachtvolle Beweise von Mut, Widerstandsfähigkeit und Kampfkraft gegeben haben und sich, wenn auch vergeblich, mit bewundernswertem Opfergeist und Pflichterfüllung abschlagen ließen. In der ukrainischen Ebene hat die italienische Armee den unglücklichen und schändlichen Feldzug in Griechenland - unglücklich für die Truppen, schändlich für den Generalstab und für Mussolini - wettgemacht. Ich sagte schon, daß von den zweihunderttausend Mann der Armee General Messes nur vierzehntausend nach Hause zurückkehrten; von den Rumänen kann man sagen, daß nicht ein Soldat sein Land wiedersah. Nach den ersten Kriegsmonaten nahm der Kampf eine unvorhergesehene Wendung: auf der einen Seite die riesige deutsche Armee, die sich nach und nach in eine Infanterie-Armee verwandelte; auf der anderen Seite die kleinen, sehr beweglichen Gruppen russischer Panzerfahrzeuge, deren Besatzungen zum großen Teil Arbeiter aus den Metallfabriken von Wolga und Ural waren; will sagen: auf der einen Seite ein Heer, das mehr und mehr zu einem Bauernheer zu Fuß wurde, auf der anderen Seite ein Heer, das zum großen Teil aus Arbeitern der sowjetischen Schwerindustrie und aus landwirtschaftlichen Arbeitern bestand, aus Arbeitern also einer Landwirtschaft, die zur Industrie geworden war. In den ersten Kapiteln dieses Buches habe ich die deutschen Soldaten ohne Haß und ohne Sympathie geschildert, in absoluter Objektivität, wobei ich versuchte, ihren Charakter als Arbeiter und nicht so sehr ihren Charakter als Soldaten festzuhalten. Man hat mir nach dem Krieg vorgeworfen, daß ich bei meinem Umgang mit den deutschen Soldaten jeden Ranges »nicht einmal eine Geste der Auflehnung« gemacht hätte. Worin sollte wohl eine solche Geste bestehen? Ich war Berichterstatter, und die Pflicht, die ich mir selbst auferlegt hatte als freiwilliges Wagnis, war die, objektiv zu berichten, ohne auf die Einschränkungen der faschistischen Propaganda Rücksicht zu nehmen. Meine Geste der Auflehnung sind also meine Artikel, ist dies Buch »Die Wolga entspringt in Europa«. Ich bin in Prato, einer Arbeiterstadt, geboren, ich kenne die Arbeiter, ihren Charakter, ihre Moral, ihre Probleme, die besondere Art ihres Menschseins. Ich gebe dem Arbeiter vor jeder anderen Menschenart den Vorzug. Ich habe mich niemals gegen die Arbeiter gestellt, und werde es niemals tun, auch nicht, wenn sie im Unrecht sind. Das ist einer der Gründe, weshalb manche glaubten, in meinem Leben Widersprüche zu finden, die doch nur scheinbare Widersprüche sind. In den deutschen Soldaten habe ich immer mehr den Arbeiter als den Soldaten gesucht, hat mich immer mehr ihr sozialer Charakter als ihr militärischer Charakter interessiert. An der russischen Front verwirrt mich oft die Erkenntnis, einem schrecklichen Vorgang beizuwohnen: eine Arbeiterarmee versucht eine andere Arbeiterarmee zu vernichten. Und was mich bewegte und empörte, war die Tatsache, daß die deutsche Arbeiterarmee nur das Werkzeug dieses »deutschen Feudalkommunismus« war (Karl Marx spricht bereits im Manifest von 1848 von einem feudalen Sozialis-

mus), den man als den Hauptbestandteil des Nazismus erkennen mußte. Deutschland ist ein Land, in dem die Industrialisierung einen hohen Stand erreicht hat. Doch die deutsche Landwirtschaft ist, obgleich sie sich in weitem Umfang der modernen Technik und Chemie bedient, an den Begriff des Privateigentums gebunden geblieben, und dieses ist ein Begriff individualistischen Ursprungs und folglich ein Hindernis für eine breite Industrialisierung der Landwirtschaft. In Sowjetrußland dagegen haben die Kolchosen in einem gigantischen Ausmaß die Landwirtschaft völlig industrialisiert. Die russischen »Bauern« sind besonders im Süden des Landes bereits wirkliche und echte technische Arbeiter: sie tragen den blauen Monteuranzug des Arbeiters, haben glattgeschorene Köpfe, sind rasiert in ihrem großen, breiten, eckigen Gesicht, dem der Bart des dereinstigen Mujik jenes gewisse Air von Vornehmheit und Ernst gab. Ihre Arbeitswerkzeuge sind nicht mehr Hacke, Schaufel, Spaten, Sense, Pflug und Rechen, sondern die landwirtschaftlichen Maschinen. Jede Kolchose besitzt Hunderte und aber Hunderte landwirtschaftlicher Maschinen, Hunderte und aber Hunderte von Traktoren. Eine Kolchose ist kein Bauernhof, sie ist eine Fabrik. Das russische Land widerhallt bis zum Horizont vom Lärmen der Traktormotoren, der Dreschmaschinen und Motorpflüge. Je tiefer wir in die ukrainische Ebene eindringen, desto häufiger fanden wir in den Kolchosen jeden Dorfes Hunderte von landwirtschaftlichen Maschinen unter den Schuppen aufgereiht, die Russen hatten sie bei ihrem Rückzug stehen lassen, ohne sie zu zerstören, sie hatten nur die Schlepperfahrzeuge und die waffen-tauglichen Landarbeiter mitgenommen.

Und gegen ein Heer von Landarbeitern, unterstützt durch die Panzereinheiten der Fabrikarbeiter, brandete an der Wolga die deutsche Armee. Von Woronesch aus östlich bis zur Wolga hatte der sowjetische Rückzug den Charakter einer regellosen Flucht angenommen. Die nichtrussischen Truppen (Tataren, Weißrussen, Kosaken, Kaukasier) ergaben sich in Massen, ohne einen Gewehrschuß abzufeuern, sie verlangten in die hitlerische Armee eingegliedert zu werden, um gegen die Bolschewiki zu kämpfen. Doch an der Wolga stand ein Arbeiterheer. Von den ersten Seiten dieses Buches an habe ich behauptet, daß von den beiden sich gegenüberstehenden Heeren jenes, das die breitere Arbeitermoral besitzt, gewinnen werde; in diesem Satz läßt sich das grundlegende Thema des Buches »Die Wolga entspringt in Europa« zusammenfassen. Und die Sowjetarmee hat gesiegt, diese kolossale Schöpfung der Fünfjahrespläne: die Phalanx aus Stachanow-Arbeitern, Udarnikis und Spez, die Infanterietruppen aus den Landarbeitern der Kolchosen, der disziplinierten landwirtschaftlichen Fabriken, herangebildeten Landarbeitern. Die siegreiche Armee war eine Armee aus Fabrikarbeitern und aus Bauern-Arbeitern, die das Werkzeug einer Arbeiter-Ideologie waren, stärker, härter, rücksichtsloser, weniger individualistisch, weniger zersetzt als die deutsche Moral durch historische und psychologische Restbestände, wie sie in den deutschen Massen durch die nazistische Korruption der »Bürgermoral« zurückgeblieben waren.

Es ist nicht meine Schuld, wenn das, was ich gestern über Deutschland schrieb, heute von den Russen gilt. Deshalb haben die Kommunisten mich bis gestern gelobt und überhäufen mich nun mit Schmähreden. Alle wissen in Europa durch jahrhundertelange historische und literarische Erfahrung, daß die Verantwortung für die Geschehnisse, die die Menschheit niederdrücken, zwangsläufig immer auf die freien Menschen zurückfällt, auf jene, die den Mut haben, die Wahrheit zu sagen.

Wie schwer ist es in Europa ein freier Mann zu sein: Im Vorwort zu meinem 1936 erschienenen Buch »Flucht im Gefängnis« schrieb ich: »Es ist dem Menschen eigentümlich, nicht frei in der Freiheit zu leben, sondern frei in einem Gefängnis.« Das ist die Definition der Lage freier Menschen in Europa. Niemand wird mehr gehaßt, mehr gescheut, verleumdet und bedroht, in Europa, als ein freier Mann. Denn der freie Mann ist nicht bewußtgewordene menschliche Freiheit, sondern das Unterbewußte all derer, die nicht mit der Freiheit ihr Spiel treiben, die in der Knechtschaft leiden. Und die Sklaven verzeihen niemals den freien Menschen, frei zu sein und die Leiden und die Hoffnungen der Geknechteten auszusprechen. Innerhalb der heutigen Korruption Europas (und der Kommunismus ist nur ein besonderer Ausdruck der Korruption Europas) ist dies der Preis der Freiheit: Haß, Schmähung, Beleidigung, Verleumdung. Die Feiglinge, die Heuchler, die Kriecher, die Sklaven dulden es nicht, daß die Freiheit in der Sonne spazierengeht.

[Deutsche Rubrik | Velesova Sloboda | 2013](#)

